



*Alexandre Dumas*

Der Graf  
von  
Monte Christo  
II

Verlag Neues Leben

*Titel der französischen Originalausgabe: Le Comte de Monte-Christo*  
*Dieser Ausgabe liegt eine ältere bearbeitete Übersetzung*  
*zugrunde, deren Abdruck uns freundlicherweise der*  
*Verlag Rütten & Loening, Berlin, genehmigte*



*Alle Rechte für diese Ausgabe*  
*beim Verlag Neues Leben, Berlin 1964*  
*Lizenz Nr. 303 (305/25a/64)*  
*ES 9 D 4/5*  
*Schutzumschlag und Einband: Eberhard Binder-Staßfurt*  
*Typografie: Gerhard Schulz*  
*Schrift: 10 p Garamond-Antiqua*  
*Gesamtherstellung:*  
*Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30*

## DER UNBEGRENZTE KREDIT

Am folgenden Tag gegen zwei Uhr nachmittags hielt ein mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannter Wagen vor Monte Christos Tür. Darin saß ein Mann, der einen blauen Rock, eine weiße Weste mit einer prächtigen goldnen Kette und nußbraune Beinkleider trug. Sein Haar war so schwarz und ging so tief bis zu den Augenbrauen herunter, daß man es kaum für natürlich halten konnte, sowenig paßte es zu; den Runzeln des Gesichts. Dieser Mann, der fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre alt war und offenbar wie ein Vierziger erscheinen wollte, steckte den Kopf aus dem Wagenschlag, der eine Baronskrone trug, und schickte seinen Diener, um den Hausmeister zu fragen, ob der Graf von Monte Christo zu Hause sei.

Unterdessen betrachtete dieser Mann mit einer Aufmerksamkeit, die fast unverschämt war, das Äußere des Hauses, das, was man vom Garten unterscheiden konnte, und die Livree einiger Diener, die hin und her gingen. Das Auge dieses Mannes war lebhaft, aber mehr verschmitzt als geistreich. Seine Lippen waren dünn, und die hervortretenden dicken Backenknochen, ein unfehlbares Zeichen von Arglist, die niedrige Stirn, der große Hinterkopf und die breiten, nichts weniger als aristokratischen Ohren gaben dem Gesicht fast etwas Abstoßendes, während er im übrigen durch seine prächtigen Pferde, den mächtigen Diamanten in seinem Hemd und das rote Band, das sich von einem Knopfloch seines Rockes zum andern zog, imponierend genug erschien.

Der Diener klopfte an die Scheibe des Hausmeisters und fragte:  
»Wohnt hier der Herr Graf von Monte Christo?«

»Seine Exzellenz wohnt hier«, antwortete der Hausmeister,  
»aber ...« Er sah Ali fragend an, der den Kopf schüttelte.

»Aber ...?« fragte der Diener.

»Aber Seine Exzellenz ist nicht zu sprechen«, antwortete der Hausmeister.

»Dann ist hier die Karte meines Herrn, des Barons von Danglars. Geben Sie sie dem Herrn Grafen von Monte Christo und sagen Sie ihm, daß mein Herr auf dem Weg zur Kammer einen Umweg gemacht hat, um ihm einen Besuch abzustatten.«

»Ich spreche nicht mit Seiner Exzellenz«, sagte der Hausmeister;  
»der Kammerdiener wird die Bestellung ausrichten.«

Der Diener kehrte an den Wagen zurück.

»Nun?« fragte Danglars.

Der Diener teilte ihm die Antwort des Hausmeisters mit.

»Ah!« sagte dieser, »der Herr ist also ein Prinz, daß man ihn Exzellenz nennt und nur sein Kammerdiener das Recht hat, mit ihm zu sprechen; einerlei, da er einen Kreditbrief auf mein Haus hat, muß ich ihn ja sehen, wenn er Geld haben will.«

Und Danglars warf sich in seinen Wagen zurück, indem er dem Kutscher zurief, so daß man es auf der anderen Straßenseite hören konnte: »Zur Deputiertenkammer!«

Durch eine Jalousie hatte Monte Christo, der rechtzeitig benachrichtigt worden war, den Baron Danglars gesehen und ihn mit Hilfe eines vorzüglichen Opernglases ebenso aufmerksam gemustert wie dieser das Haus des Grafen.

»Wahrhaftig, ein häßliches Geschöpf, dieser Mensch; man erkennt auf den ersten Blick die Schlange an dem platten Schädel und den Geier an dem scharfen Schnabel!«

»Ali!« rief er und schlug dann auf die kupferne Glocke. Ali erschien.  
»Ruf Bertuccio«, sagte der Graf.

In demselben Augenblick trat Bertuccio ein.

»Eure Exzellenz haben mich rufen lassen?« sagte er.

»Ja. Haben Sie die Pferde gesehen, die soeben vor der Tür hielten?«

»Gewiß, Exzellenz, es sind sogar sehr schöne Tiere.«

»Wie kommt es«, fragte Monte Christo stirnrunzelnd, »daß, während ich von Ihnen die beiden schönsten Pferde von Paris verlangt habe, es in der Stadt noch zwei ebenso schöne Pferde gibt wie die meinen und daß diese Pferde nicht in meinen Ställen sind?«

Bei dem Stirnrunzeln und dem strengen Ton dieser Stimme senkte Ali den Kopf.

»Es ist nicht deine Schuld, lieber Ali«, sagte der Graf auf arabisch mit einer Milde, die man seiner Stimme und seinem Gesicht nicht zugetraut hätte; »du verstehst dich nicht auf englische Pferde.«

Auf Alis Züge kehrte die Heiterkeit zurück.

»Herr Graf«, sagte Bertuccio, »die Pferde, von denen Sie sprechen, waren nicht zu verkaufen.«

Monte Christo zuckte die Schultern.

»Merken Sie sich, Herr Verwalter, daß alles zu verkaufen ist, wenn man den richtigen Preis bietet.«

»Herr Danglars hat sie mit sechzehntausend Franken bezahlt, Herr Graf.«

»Gut, so hätten ihm zweiunddreißigtausend geboten werden müssen; er ist Bankier, und ein Bankier läßt sich nie eine Gelegenheit entgehen, sein Kapital zu verdoppeln.«

»Sprechen der Herr Graf im Ernst?« fragte Bertuccio.

Monte Christo sah den Verwalter erstaunt an.

»Heute abend«, sagte er, »habe ich einen Besuch zu machen; ich will, daß diese beiden Pferde mit neuem Geschirr sich vor meinem Wagen befinden.«

Bertuccio zog sich mit einer Verneigung zurück; an der Tür blieb er stehen.

»Um welche Zeit gedenken Eure Exzellenz diesen Besuch zu machen?« fragte er.

»Um fünf«, antwortete Monte Christo.

»Ich bemerke Eurer Exzellenz, daß es zwei Uhr ist«, wagte der Verwalter zu sagen.

»Ich weiß es«, antwortete Monte Christo, dann wandte er sich an Ali: »Laß Madame alle Pferde vorführen; sie kann sich das Gespann auswählen, das ihr am besten gefällt; ferner bitte ich sie, mir sagen zu lassen, ob sie mit mir speisen will; in diesem Fall ist bei ihr zu servieren; geh; wenn du hinuntergehst, schicke mir den Kammerdiener!«

Ali war kaum verschwunden, da trat der Kammerdiener ein.

»Herr Baptistin«, sagte der Graf, »Sie sind seit einem Jahr in meinem Dienst; das ist die Probezeit, die ich gewöhnlich meinen Leuten auferlege: Sie sagen mir zu.«

Baptistin verneigte sich.

»Nun ist noch die Frage, ob ich Ihnen zusage.«

»Oh, Herr Graf!« beeilte sich Baptistin zu antworten.

»Hören Sie mich bis zu Ende an«, fuhr der Graf fort. »Sie verdienen jährlich fünfzehnhundert Franken, das ist das Gehalt eines Offiziers, der alle Tage sein Leben aufs Spiel setzt; Sie haben einen Tisch, wie ihn viele Bureauchefs, die unendlich mehr zu tun haben, sich wünschen würden. Als Diener haben Sie selbst Dienstboten, die Ihnen Ihre Wäsche und Ihre Sachen besorgen. Außer Ihren fünfzehnhundert Franken Lohn stehlen Sie mir bei den Einkäufen für meine Toilette jährlich weitere fünfzehnhundert Franken.«

»O Exzellenz!«

»Ich beklage mich nicht, Herr Baptistin, es ist billig; doch wünsche ich, daß es dabei bleibt. Sie würden also nirgends einen so guten Posten wiederfinden. Ich schlage meine Leute nie, fluche nie, gerate nie in Zorn, verzeihe immer einen Irrtum, nie eine Nachlässigkeit oder eine Vergeßlichkeit. Meine Befehle sind gewöhnlich kurz, aber klar und deutlich; ich wiederhole sie lieber zwei-, ja dreimal, als daß ich sie falsch ausgeführt sehe. Ich bin reich genug, um alles zu erfahren, was ich wissen will, und ich bin sehr neugierig, das sage

ich Ihnen. Wenn ich also erführe, daß Sie im Guten oder Bösen von mir gesprochen, über mein Tun Bemerkungen gemacht, mein Betragen überwacht hätten, so verließen Sie im selben Augenblick das Haus. Ich warne meine Dienstboten nur einmal; Sie sind hiermit gewarnt, gehen Sie!«

Baptistin verneigte sich und machte einige Schritte, um sich zurückzuziehen.

»Noch eins«, fuhr der Graf fort, »ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich jedem meiner Dienstboten jährlich eine gewisse Summe aussetze. Diejenigen, die ich fortschicke, verlieren natürlich dieses Geld, das denen, die bleiben, zugute kommt und nach meinem Tode zufällt. Sie sind jetzt ein Jahr bei mir, der Grundstein zu Ihrem Vermögen ist also gelegt, sorgen Sie dafür, daß es wächst.«

Diese Anrede in Gegenwart Alis, der, da er kein Wort Französisch verstand, gleichgültig blieb, machte auf Baptistin einen Eindruck, den diejenigen verstehen werden, die die Bedientennatur einigermaßen studiert haben.

»Ich werde mich bemühen, mich in jeder Beziehung nach den Wünschen Eurer Exzellenz zu richten«, sagte er; »übrigens werde ich mir Herrn Ali zum Muster nehmen.«

»Oh, das lassen Sie«, entgegnete der Graf kühl. »Ali hat bei seinen guten Eigenschaften viele Fehler, nehmen Sie sich ihn also nicht zum Muster, denn er ist eine Ausnahme; er bekommt keinen Lohn, er ist kein Diener, sondern mein Sklave, mein Hund; wenn er seine Pflicht nicht erfüllte, würde ich ihn nicht fortjagen, sondern töten.«

Baptistin machte große Augen.

»Zweifeln Sie?« fragte Monte Christo und wiederholte Ali auf arabisch, was er Baptistin gesagt hatte.

Ali hörte zu, lächelte, ging zu dem Grafen hin, beugte ein Knie vor ihm und küßte ihm die Hand.

Baptistin sah aufs höchste erstaunt zu.

Der Graf machte dem verblüfften Baptistin ein Zeichen zu gehen und Ali, ihm zu folgen.

Um fünf Uhr schlug der Graf dreimal an seine Glocke. Ein Schlag rief Ali, zwei Schläge riefen Baptistin und drei Bertuccio.

Der Verwalter trat ein.

»Meine Pferde!« sagte Monte Christo.

»Sie sind vor dem Wagen«, antwortete Bertuccio. »Soll ich den Herrn Grafen begleiten?«

»Nein, der Kutscher, Baptistin und Ali.«

Der Graf ging nach unten und sah die Pferde Danglars', die er am Morgen so bewundert hatte, vor seinen Wagen gespannt. Er musterte sie.

»Sie sind wirklich schön«, sagte er, »und Sie haben gut daran getan, sie zu kaufen; nur geschah es etwas spät.«

»Exzellenz«, erwiderte Bertuccio, »es hat mich große Mühe gekostet, sie zu erhalten, und sie sind sehr teuer geworden.«

»Sind die Pferde deshalb weniger schön?« fragte der Graf, die Schultern zuckend.

»Wenn Eure Exzellenz zufrieden sind, ist alles gut«, entgegnete Bertuccio. »Wohin begeben sich Exzellenz?«

»Rue de la Chaussée-d'Antin, zum Herrn Baron von Danglars.«

Diese Unterhaltung fand oben auf der Freitreppe statt. Bertuccio wollte die Treppe hinuntergehen.

»Warten Sie, Herr Bertuccio«, sagte Monte Christo. »Ich brauche ein Landgut am Meer, in der Normandie zum Beispiel, zwischen Le Havre und Boulogne. Sie sehen, ich gebe Ihnen Spielraum. In der Nähe des Gutes muß ein Hafen, eine kleine Bucht sein, wo meine Korvette einlaufen und sich aufhalten kann; sie hat nur fünfzehn Fuß Tiefgang. Das Fahrzeug muß stets bereit sein, in See zu stechen, zu jeder Tages- und Nachtstunde. Erkundigen Sie sich bei allen Notaren nach einem derartigen Besitztum; hören Sie von so einem, so reisen Sie hin und sehen Sie es sich an, und wenn es Ihnen zusagt, kaufen Sie es in Ihrem Namen. Die Korvette muß nach Fécamp unterwegs sein, nicht wahr?«

»Ich habe sie noch an demselben Abend, wo wir Marseille verlassen haben, in See stechen sehen.«

»Und die Jacht?«

»Die Jacht hat Auftrag, in Les Martigues zu bleiben.«

»Gut, setzen Sie sich von Zeit zu Zeit mit den Kapitänen in Verbindung, damit sie nicht einschlafen.«

»Und das Dampfschiff ...?«

»Das in Châlons ist? Dieselben Aufträge wie für die beiden Segelschiffe. Sobald die Besetzung gekauft ist, müssen sowohl auf der Straße nach Norden als auf der nach Süden von zehn zu zehn Meilen Pferde zum Wechseln bereitgehalten werden.«

»Eure Exzellenz können sich auf mich verlassen.«

Der Graf nickte zufrieden, stieg die Freitreppe hinunter und sprang in den Wagen. Das prächtige Gespann setzte sich in Trab und machte erst vor dem Haus des Bankiers halt.

Danglars hatte gerade eine Sitzung einer Eisenbahnkommission, deren Präsident er war, als ihm der Besuch des Grafen Monte Christo gemeldet wurde. Die Sitzung war übrigens fast zu Ende. Bei dem Namen des Grafen erhob er sich.

»Meine Herren«, sagte er zu seinen Kollegen, von denen mehrere Mitglieder der einen oder andern Kammer waren, »entschuldigen Sie, wenn ich Sie verlasse; aber denken Sie sich, das Haus Thomson und French in Rom weist einen gewissen Grafen Monte Christo an mich, indem es ihm bei mir einen unbegrenzten Kredit eröffnet. Das ist der sonderbarste Scherz, den meine ausländischen Geschäftsfreunde sich bisher mit mir erlaubt haben. Sie verstehen, daß ich neugierig geworden bin; ich habe heute morgen bei dem angeblichen Grafen vorgesprochen. Wenn es ein richtiger Graf wäre, würde er nicht so reich sein. Der Herr war nicht zu sprechen. Was meinen Sie dazu? Benimmt sich dieser Herr Monte Christo nicht wie ein Prinz oder eine schöne Frau? Übrigens schien mir das Haus in den Champs-Élysées, das, wie ich durch meine Erkundigungen erfahren habe, sein Eigentum ist, anständig zu sein. Aber ein un-

begrenzter Kredit«, fuhr Danglars mit seinem häßlichen Lächeln fort, »macht den Bankier, bei dem der Kredit eröffnet wird, sehr anspruchsvoll. Es verlangt mich deshalb danach, unsern Mann zu sehen. Ich glaube, man will mich anführen; aber sie wissen da unten nicht, mit wem sie es zu tun haben; wer zuletzt lacht, lacht am besten.« Mit diesen Worten verließ der Herr Baron seine Gäste und begab sich in einen Salon in Weiß und Gold, der in der Chaussée-d'Antin. von sich reden machte. Dorthin hatte er den Fremden zu führen befohlen, um ihn auf den ersten Schlag zu blenden.

Der Graf stand im Salon und betrachtete einige Kopien von Gemälden, die man dem Baron für Originale ausgegeben hatte und die durchaus nicht zu der Vergoldung der Decke paßten. Bei dem Geräusch, das Danglars beim Eintritt machte, drehte der Graf sich um.

Danglars nickte leicht mit dem Kopf und forderte den Grafen auf, in einem mit weißer Seide bezogenen Fauteuil mit vergoldetem Gestell Platz zu nehmen. Der Graf setzte sich.

»Ich habe die Ehre, mit Herrn Monte Christo zu sprechen?« fragte Danglars.

»Und ich«, erwiderte der Graf, »mit Herrn Baron Danglars, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Deputiertenkammer?«

Monte Christo nannte alle Titel, die er auf der Karte des Barons gefunden hatte. Danglars fühlte den Hieb und biß sich auf die Lippen.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »daß ich Ihnen nicht von vornherein den Titel gegeben habe, unter dem Sie mir angemeldet sind; aber Sie wissen, wir leben unter einer volkstümlichen Regierung, und ich bin ein Vertreter für die Interessen des Volkes.«

»So daß Sie, während Sie die Gewohnheit haben, sich Baron zu nennen, diejenige, andere Graf zu nennen, vergessen haben«, antwortete Monte Christo.

»Oh, mir für meine Person liegt nichts daran«, entgegnete Danglars nachlässig. »Man hat mich für einige Dienste zum Baron ernannt und zum Ritter der Ehrenlegion gemacht, aber ...«

»Aber Sie haben auf Ihren Titel verzichtet, wie ehemals Montmorency und Lafayette? Das ist ein schönes Beispiel zur Nachahmung.«

»Nun, nicht ganz«, erwiderte Danglars verlegen; »Sie verstehen, für die Dienstboten ...«

»Ja, für Ihre Leute sind Sie der gnädige Herr, für die Journalisten nennen Sie sich Herr Danglars, und den Leuten, die Ihnen ihr Geld anvertrauen, treten Sie sogar als Bürger Danglars gegenüber. Unter einer konstitutionellen Regierung ist das eine sehr nützliche Methode. Das verstehe ich vollkommen.«

Danglars sah, daß er Monte Christo auf diesem Gebiet nicht gewachsen war; er versuchte also, auf ein ihm vertrauterer zu kommen.

»Herr Graf«, sagte er, sich verbeugend, »ich habe ein Empfehlungsschreiben vom Hause Thomson und French erhalten.«

»Das freut mich sehr, Herr Baron. Erlauben Sie mir, so zu Ihnen zu reden, wie es Ihre Leute tun; es ist das eine schlechte Angewohnheit, die ich in den Ländern angenommen habe, wo es noch Barone gibt, eben weil man keine mehr macht. Das freut mich sehr, denn es überhebt mich der Notwendigkeit, mich selbst vorzustellen, was immer etwas peinlich ist. Sie haben also, wie Sie sagen, ein Empfehlungsschreiben erhalten?«

»Ja«, antwortete Danglars; »aber ich, gestehe, daß ich seinen Sinn nicht vollständig begriffen habe.«

»Pah!«

»Ich hatte mir sogar die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzusprechen, um Sie um einige Erklärungen zu bitten.«

»Sprechen Sie.«

»Dieser Brief – ich habe ihn, glaube ich, bei mir«, sagte Danglars und suchte in der Tasche. »Ja, da ist er – dieser Brief eröffnet dem

Herrn Grafen von Monte Christo einen unbegrenzten Kredit auf mein Haus.«

»Nun, Herr Baron, was ist Ihnen denn dabei unklar?«

»Nichts; nur das Wort unbegrenzt.«

»Nun, ist das kein richtiges Wort ....? Sie wissen, die Schreiber sind Ausländer.«

»Oh, sprachlich ist nichts dagegen einzuwenden, aber geschäftlich.«

»Ist etwa Ihrer Meinung nach das Haus Thomson und French nicht völlig sicher, Herr Baron?« fragte Monte Christo mit der naivsten Miene, die er anzunehmen vermochte. »Das wäre mir unangenehm, denn ich habe Geld bei dieser Firma angelegt.«

»Oh, vollständig sicher«, antwortete Danglars mit fast spöttischem Lächeln; »aber ›unbegrenzt‹ ist in finanziellen Dingen ein so unbestimmter Ausdruck ...«

»Daß er unbegrenzt ist, nicht wahr?« warf Monte Christo ein.

»Eben das wollte ich sagen. Nun aber ist das Unbestimmte zweifelhaft, und der Weise sagt: ›Vom Zweifelhaften bleibe weg.«

»Das heißt, wenn das Haus Thomson und French geneigt ist, Dummheiten zu machen«, sagte Monte Christo, »so ist das Haus Danglars nicht geneigt, seinem Beispiel zu folgen.«

»Wieso, Herr Graf?«

»Nun, die Herren Thomson und French machen Geschäfte ohne Ziffern, aber Herr Danglars hat für seine Geschäfte eine Grenze; er ist ein Weiser, wie er eben sagte.«

»Mein Herr«, erwiderte der Bankier stolz, »niemand hat noch meine Zahlungsfähigkeit bezweifelt.«

»Dann scheine ich den Anfang zu machen«, gab Monte Christo kalt zurück.

»Wer sagt Ihnen das?«

»Die Erklärungen, die Sie verlangen und die sehr danach aussehen, als ob Sie Umstände machten.«

Danglars biß sich auf die Lippen; zum zweitenmal war er von diesem Mann geschlagen, und diesmal auf seinem eignen Gebiet.

»Nun«, sagte Danglars nach einem Augenblick des Schweigens, »ich will versuchen, mich verständlich zu machen, indem ich Sie bitte, selbst die Summe festzusetzen, die Sie bei mir zu erheben gedenken.«

»Aber«, entgegnete Monte Christo, »wenn ich einen unbegrenzten Kredit verlangt habe, so geschah das eben, weil ich nicht genau wußte, welche Summen ich brauchen würde.«

Der Bankier glaubte den Augenblick gekommen, um wieder Oberwasser zu erhalten; er warf sich in seinem Lehnstuhl zurück und sagte mit stolzem Lächeln: »Oh, sprechen Sie nur Ihre Wünsche aus, Sie können sich dann überzeugen, daß die Ziffer des Hauses Danglars, wenn sie auch begrenzt ist, den größten Ansprüchen genügen kann, und sollten Sie selbst eine Million fordern ...«

»Wie beliebt?« fragte Monte Christo.

»Ich sage eine Million«, wiederholte Danglars.

»Und was sollte ich denn mit einer Million anfangen?« entgegnete der Graf. »Lieber Gott! Wenn ich nur eine Million brauchte, hätte ich mir für eine solche Bagatelle keinen Kredit eröffnen lassen. Eine Million habe ich ja stets in der Brusttasche oder im Reisekoffer bei mir.«

Und Monte Christo zog aus einer kleinen Brieftasche, die seine Visitenkarten enthielt, zwei Anweisungen von je fünfhunderttausend Franken auf die Schatzkammer, die an den Inhaber zahlbar waren.

Dem Bankier schwindelte, er glotzte Monte Christo mit weit aufgerissenen Augen an.

»Nun, gestehen Sie, Sie mißtrauen dem Hause Thomson und French«, sagte Monte Christo. »Lieber Gott, das ist ganz einfach; ich habe das vorausgesehen und, obgleich ich mit Geschäftssachen nicht besonders vertraut bin, meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Hier sind noch zwei gleiche Briefe wie der an Sie gerichtete, der eine vom Hause Arnstein und Eskeles in Wien an Herrn Baron

von Rothschild, der andere vom Hause Baring in London an Herrn Laffitte. Sagen Sie ein Wort, und ich befreie Sie von jeder Sorge, indem ich mich an eins von diesen beiden Häusern wende.«

Danglars war besiegt; er öffnete mit zitternder Hand die beiden Briefe, die ihm der Graf mit den Fingerspitzen hin hielt, und überzeugte sich von der Echtheit der Unterschriften mit einer Genauigkeit, die für Monte Christo etwas Beleidigendes gehabt hätte, wenn er die Verblüfftheit des Bankiers nicht berücksichtigt hätte.

»Oh, mein Herr, das sind drei Unterschriften, die freilich Millionen wert sind«, sagte Danglars, indem er sich erhob, wie um die in dem Manne vor ihm personifizierte Macht des Goldes zu ehren. »Drei unbeschränkte Kredite auf unsre drei Häuser! Verzeihen Sie, Herr Graf, aber wenn man auch nicht mehr mißtrauisch ist, kann man doch noch erstaunt sein.«

»Oh, ein Haus wie das Ihre gerät schwerlich so in Erstaunen«, entgegnete Monte Christo mit seiner ganzen Höflichkeit. »Sie können mir also etwas Geld schicken, nicht wahr?«

»Sprechen Sie, Herr Graf; ich stehe zu Ihrem Befehl.«

»Nun wohl«, sagte Monte Christo, »jetzt, da wir uns verstehen – denn wir verstehen uns doch, nicht wahr?«

Danglars nickte.

»Und Sie haben kein Mißtrauen mehr?« fuhr Monte Christo fort.

»Herr Graf«, rief der Bankier aus, »ich habe nie welches gehabt.«

»Nein, Sie wünschten nur einen Beweis! Nun wohl, jetzt, da wir uns verstehen und Sie kein Mißtrauen mehr haben, lassen Sie uns, wenn Sie wollen, eine runde Summe für das erste Jahr festsetzen, sechs Millionen zum Beispiel.«

»Sechs Millionen, gut!« preßte Danglars hervor.

»Wenn ich mehr brauche«, fuhr Monte Christo nachlässig fort, »so erhöhen wir die Summe, aber ich gedenke nur ein Jahr in Frankreich zu bleiben und glaube nicht, daß ich in diesem Jahr diese Summe überschreiten werde ... nun, wir werden sehen ... Senden Sie mir

bitte vorerst morgen fünfhunderttausend Franken. Ich bin bis Mittag zu Hause; sollte ich nicht da sein, so würde ich meinem Verwalter eine Quittung zurücklassen.«

»Das Geld wird bis morgen früh um zehn Uhr bei Ihnen sein, Herr Graf«, antwortete Danglars. »Wollen Sie Gold, Banknoten oder Silber?«

»Zur Hälfte Gold und zur Hälfte Banknoten, bitte.«

»Ich muß Ihnen eins gestehn, Herr Graf«, sagte Danglars, als der Graf sich erhob; »ich glaubte alle großen Vermögen Europas genau zu kennen, und dennoch muß ich gestehn, daß mir das Ihre, das mir bedeutend zu sein scheint, vollständig unbekannt ist; ist es neueren Datums?«

»Nein«, antwortete Monte Christo, »es ist im Gegenteil sehr alt; es war eine Art Familienschatz, der nicht angerührt werden durfte und dessen Betrag sich durch die angehäuften Zinsen verdreifacht hat. Die vom Erblasser festgesetzte Zeit ist erst seit einigen Jahren verflossen; ich benutze mein Vermögen erst seit einiger Zeit, und Ihre Unkenntnis ist nur natürlich; übrigens werden Sie es bald besser kennen.« Der Graf begleitete diese Worte mit seinem eigentümlichen Lächeln.

»Bei Ihrem Geschmack und Ihren Absichten«, fuhr Danglars fort, »werden Sie hier einen Luxus entfalten, der uns arme kleine Millionäre an die Wand drücken wird; indessen, da Sie kunstverständlich zu sein scheinen – denn als ich eintrat, besahen Sie meine Gemälde –, darf ich Ihnen wohl meine Galerie zeigen, alles alte Gemälde von Meistern und als solche garantiert; ich bin kein Freund von den modernen.«

»Sie haben recht, denn diese haben im allgemeinen einen großen Fehler: daß sie noch keine Zeit gehabt haben, alt zu werden.«

»Kann ich Ihnen einige Statuen von Thorwaldsen, Bartoloni, Canova zeigen, alles Ausländer. Wie Sie sehen, halte ich nichts von den französischen Künstlern.«

»Sie haben das Recht, ungerecht gegen sie zu sein, da es Ihre Landsleute sind.«

»Doch alles das hat auch später noch Zeit, wenn wir bessere Bekanntschaft gemacht haben; für heute werde ich mich damit begnügen, Sie, wenn Sie erlauben, der Frau Baronin Danglars vorzustellen; entschuldigen Sie meine Eile, Herr Graf, aber ein Geschäftsfreund wie Sie gehört fast zur Familie.«

Monte Christo verneigte sich zum Zeichen, daß er die ihm zugedachte Ehre annehme. Danglars klingelte; ein Lakai in auffallender Livree erschien.

»Ist die Frau Baronin zu Hause?« fragte Danglars.

»Zu Befehl, Herr Baron«, antwortete der Lakai.

»Ist sie allein.«

»Nein, die gnädige Frau hat Besuch.«

»Es wird nicht indiskret sein, Sie in Gegenwart anderer vorzustellen, nicht wahr, Herr Graf? Sie wollen nicht inkognito in Paris leben?«

»Nein, Herr Baron«, sagte Monte Christo lächelnd, »ich erkenne mir dieses Recht nicht zu.«

»Und wer ist bei der Frau Baronin? Herr Debray?« fragte Danglars mit einer Gelassenheit, über die Monte Christo, der schon über die offenen Geheimnisse im Haus des Bankiers unterrichtet war, innerlich lächelte.

»Jawohl, Herr Baron, Herr Debray«, gab der Lakai zur Antwort.

Danglars nickte, dann sagte er zu Monte Christo: »Herr Lucien Debray ist ein alter Freund von uns; er ist Geheimsekretär des Ministers des Innern. Was meine Frau anbelangt, so ist sie herabgestiegen, indem sie mich heiratete; sie ist aus einem alten Haus, eine geborene von Servières, Witwe des Obersten Marquis von Nargonne.«

»Ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau Gemahlin zu kennen, aber Herrn Lucien Debray bin ich bereits begegnet.«

»So! Wo denn?« fragte Danglars.

»Bei Herrn von Morcerf.«

»Ah! Sie kennen den kleinen Vicomte?«

»Wir waren in der Karnevalszeit zusammen in Rom.«

»Ach, richtig«, sagte Danglars. »Hat er nicht ein sonderbares Abenteuer mit Räubern in den Ruinen gehabt? Er ist auf wunderbare Weise gerettet worden. Ich glaube, er hat bei seiner Rückkehr aus Italien meiner Frau und Tochter etwas dergleichen erzählt.«

»Die Frau Baronin erwartet die Herren«, meldete der Lakai.

»Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen«, sagte Danglars, sich verbeugend.

»Und ich folge Ihnen«, entgegnete Monte Christo.

## DIE APFELSCHIMMEL

Der Baron und der Graf durchschritten eine lange Flucht von prunkvollen, aber mit schlechtem Geschmack eingerichteten Zimmern und traten in das Boudoir der Frau Danglars, ein kleines achteckiges Gemach, dessen Wände mit rosa Satin behängt waren. Die Stühle waren aus altertümlichem, vergoldetem Holzwerk und mit altertümlichen Stoffen überzogen; über den Türen waren Schäferszenen in der Art Bouchers dargestellt, und zwei hübsche Pastellzeichnungen in Medaillonform paßten gut zur übrigen Ausstattung. Dieses kleine Zimmer war das einzige im Haus, das Stil hatte; allerdings war es nicht nach dem Plan des übrigen Hauses eingerichtet worden, den Danglars mit einem der berühmtesten Architekten des Kaiserreichs entworfen hatte, sondern die Baronin und Lucien Debray hatten sich die Ausstattung vorbehalten. Danglars, ein großer Bewunderer der Antike, wie die Zeit des Direktoriums sie verstand, verachtete denn auch diesen kleinen Schlupfwinkel, wo er übrigens im allgemeinen nur unter der Bedingung zugelassen wurde, daß er zur Entschuldigung seiner Anwesenheit jemand mitbrächte. Es war also in Wirklichkeit nicht Danglars der Einführende, sondern er wurde eingeführt und gut oder übel empfangen, je nachdem das Gesicht des Besuchers der Baronin angenehm oder unangenehm war.

Frau Danglars, die trotz ihrer sechsunddreißig Jahre noch eine schöne Frau war, saß an ihrem Klavier, einem kleinen Meisterwerk eingeleger Arbeit, während Lucien Debray an einem kleinen Tisch in einem Album blätterte.

Lucien hatte schon früher Gelegenheit gehabt, der Baronin mancherlei über den Grafen zu erzählen, der bei dem Frühstück bei Albert einen großen Eindruck auf seine Tischgenossen gemacht hatte. Die Neugier der Baronin, die auch von Morcerf mancherlei über den Grafen erfahren hatte, war dadurch aufs höchste gereizt. Danglars wurde infolgedessen von seiner Frau mit einem Lächeln empfangen, was nicht oft vorkam. Der Graf seinerseits wurde mit einer förmlichen, aber anmutigen Verbeugung empfangen.

Lucien begrüßte den Grafen halb wie einen Bekannten und Danglars wie einen vertrauten Freund.

»Gestatten Sie«, sagte Danglars zu seiner Frau, »daß ich Ihnen den Grafen von Monte Christo vorstelle, der mir von meinen Geschäftsfreunden in Rom aufs wärmste empfohlen worden ist. Ich brauche nur ein Wort zu sagen, um ihn auf der Stelle zum Günstling unserer Schönen zu machen; er kommt mit der Absicht nach Paris, hier ein Jahr zu bleiben und in diesem Jahr sechs Millionen auszugeben; das verspricht eine Reihe von Bällen, Dinern und Festen, bei denen der Herr Graf uns hoffentlich ebensowenig vergessen wird, wie wir seinerseits ihn nicht bei unsern kleinen Festlichkeiten vergessen werden.«

»Wann sind Sie in Paris eingetroffen, Herr Graf?« fragte die Baronin.

»Gestern morgen, gnädige Frau.«

»Und Sie kommen, Ihrer Gewohnheit nach, wie man mir gesagt hat, vom Ende der Welt?«

»Nur von Cadiz diesmal, gnädige Frau.«

»Es ist eine schreckliche Zeit augenblicklich; Paris ist im Sommer abscheulich; es gibt keine Bälle, keine Gesellschaften, keine Feste mehr; Oper und Theater sind außerhalb, es bleiben uns also nur einige armselige Rennen auf dem Champ de Mars und in Satory. Werden Sie rennen lassen, Herr Graf?«

»Ich werde alles mitmachen, was man in Paris macht, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »wenn ich so glücklich bin, je-

mand zu finden, der mich über die französischen Sitten unterrichtet.«

»Sie sind Liebhaber von Pferden, Herr Graf?«

»Ich habe einen Teil meines Lebens im Orient verbracht, gnädige Frau, und die Orientalen schätzen, wie Sie wissen, nur zweierlei auf der Welt, den Adel der Pferde und die Schönheit der Frauen.«

»O Herr Graf!« meinte die Baronin, »Sie hätten so galant sein sollen, die Frauen an die erste Stelle zu setzen.«

»Sie sehen, gnädige Frau, daß ich recht hatte, als ich eben einen Lehrer wünschte, der mich in den französischen Sitten unterrichten könnte.«

In diesem Augenblick trat die Lieblingszofe der Baronin ein und flüsterte ihrer Herrin einige Worte ins Ohr. Die Baronin erblaßte.

»Unmöglich!« sagte sie.

»Es ist aber die reine Wahrheit, gnädige Frau«, antwortete die Zofe.

Frau Danglars wandte sich an ihren Gatten.

»Ist es wahr?« fragte sie.

»Was?« fragte Danglars in sichtlicher Erregung.

»Was mir mein Mädchen sagt ...«

»Und was sagt sie?«

»Daß mein Kutscher, als er anspannen wollte, die Pferde nicht im Stall gefunden hat. Was bedeutet das, bitte?«

»Hören Sie mich an«, sagte Danglars.

»Oh, ich höre schon, denn ich bin neugierig zu wissen, was Sie mir sagen wollen; ich will die Herren hier zu Richtern zwischen uns machen und ihnen gleich sagen, um was es sich handelt. Meine Herren«, fuhr die Baronin fort, »der Herr Baron von Danglars hat zehn Pferde im Stall, unter diesen zehn sind zwei, die mir gehören, reizende Pferde, die schönsten, die es in Paris gibt; Sie kennen sie, Herr Debray, meine Apfelschimmel! Nun, in dem Augenblick, wo Frau von Villefort meinen Wagen von mir leihen will und ich ihn ihr für morgen zu einer Fahrt ins Bois verspreche, sind meine Pferde

nicht mehr da. Herrn Danglars wird sich die Gelegenheit geboten haben, einige tausend Franken an ihnen zu verdienen, und er wird sie verkauft haben. Oh, ein gemeines Volk, die Spekulanten!«

»Die Pferde waren zu feurig, sie waren kaum vier Jahre alt; ich stand entsetzliche Angst um Sie aus«, entgegnete Danglars.

»Sie wissen, daß ich seit vier Wochen den besten Kutscher von Paris in meinem Dienst habe, falls Sie ihn nicht auch mit den Pferden verkauft haben.«

»Liebes Kind, ich werde Ihnen ein gleiches Paar beschaffen, noch schönere, wenn es solche gibt, aber sanfte, ruhige Pferde, die mir nicht mehr solche Angst einflößen.«

Die Baronin zuckte mit der Miene tiefster Verachtung die Schultern. Danglars schien das nicht zu bemerken, er wandte sich an Monte Christo und sagte: »Wahrhaftig, ich bedaure, Sie nicht schon eher kennengelernt zu haben, Herr Graf. Sie richten ja wohl einen Haushalt ein?«

»Ja, gewiß«, antwortete der Graf.

»Ich hätte Ihnen den Vorschlag gemacht, die Pferde zu kaufen. Denken Sie sich, ich habe sie für ein Nichts fortgegeben; aber, wie gesagt, ich wollte sie los sein; es sind Pferde für einen jungen Herrn.«

»Ich danke Ihnen«, antwortete der Graf; »ich habe mir heute morgen ganz gute und nicht zu teure gekauft. Sehen Sie her, Herr Debray, Sie sind doch wohl Kenner?«

Während Debray an das Fenster ging, trat Danglars zu seiner Frau.

»Denken Sie sich«, sagte er leise zu ihr, »man hat mir einen unglaublichen Preis geboten. Ich weiß nicht, wer der Mann ist, der sich ruinieren will und mir heute morgen seinen Verwalter geschickt hat, aber ich habe sechzehntausend Franken daran verdient. Seien Sie also nicht böse, ich gebe Ihnen davon viertausend und Eugenie zweitausend.«

Frau Danglars sah ihren Gatten mit einem vernichtenden Blick an.

»Ach Gott!« rief Debray.

»Was gibt es denn?« fragte die Baronin.

»Aber ich täusche mich nicht, es sind Ihre Pferde, da vor dem Wagen des Grafen.«

»Meine Apfelschimmel!« rief Frau Danglars und stürzte ans Fenster.

»Tatsächlich, sie sind's.«

Danglars war verblüfft.

»Ist es möglich?« fragte Monte Christo, den Erstaunten spielend.

»Es ist unglaublich!« murmelte der Bankier.

Die Baronin flüsterte Debray einige Worte ins Ohr, und dieser trat an Monte Christo heran.

»Die Baronin läßt Sie fragen, für welchen Preis ihr Mann Ihnen ihr Gespann verkauft hat.«

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete der Graf; »es ist eine Überraschung, die mir mein Verwalter bereitet hat und ... die mich, glaube ich, dreißigtausend Franken gekostet hat.«

Debray brachte der Baronin diese Antwort.

Danglars war so blaß und fassungslos, daß der Graf Mitleid mit ihm zu empfinden schien.

»Sehen Sie«, sagte er zu ihm, »wie undankbar die Frauen sind; diese Vorsorge Ihrerseits hat die Frau Baronin nicht einen Augenblick gerührt; undankbar ist nicht das richtige Wort, närrisch müßte ich sagen. Aber was wollen Sie, man nimmt lieber das, was einem schadet. Das einfachste, lieber Baron, glauben Sie mir, ist immer, ihnen ihren Willen zu lassen; wenn sie sich dabei den Hals brechen, haben sie es sich nur selbst zuzuschreiben.«

Danglars antwortete nicht, er sah, daß ihm eine böse Stunde bevorstand. Die Stirn der Baronin zog sich schon zusammen und weissagte ein Gewitter. Debray, der es kommen sah, schützte eine Besorgung vor und ging. Monte Christo, der durch längeres Verweilen die Stellung, die er sich zu erobern gedachte, nicht verderben wollte,

machte Frau Danglars eine Verbeugung und zog sich gleichfalls zurück. Der Baron blieb dem Zorn seiner Gattin überlassen.

Gut, dachte Monte Christo, ich habe erreicht, was ich wollte; ich halte den Frieden des Hauses in meiner Hand und werde mit einem Schlag das Herz von Mann und Frau gewinnen! Welches Glück! Aber bei alledem bin ich dem Fräulein Eugenie Danglars nicht vorgestellt, die ich so gern kennengelernt hätte.

Doch wir sind in Paris! fuhr er mit dem ihm eigenen Lächeln fort. Und wir haben Zeit vor uns. Später also!

Mit dieser Betrachtung stieg der Graf in den Wagen und fuhr nach Hause.

Zwei Stunden darauf erhielt Frau Danglars einen liebenswürdigen Brief vom Grafen von Monte Christo, in dem er ihr erklärte, daß er seinen Eintritt in die Pariser Welt nicht damit beginnen wolle, eine schöne Dame untröstlich zu machen, und daß er sie deshalb bitte, freundlichst ihre Pferde zurückzunehmen.

Die Pferde hatten dasselbe Geschirr, das Frau Danglars am Morgen an ihnen gesehen hatte, nur hatte der Graf in der Mitte jeder Rosette am Ohr einen Diamanten anbringen lassen.

Auch Danglars erhielt einen Brief. Der Graf bat ihn darum, der Baronin dieses Geschenk machen zu dürfen und die orientalische Art, die Pferde zurückzusenden, zu entschuldigen.

Am Abend begab sich Monte Christo, von Ali begleitet, nach Auteuil. Am folgenden Tage gegen drei Uhr trat Ali, durch das Glockenzeichen herbeigerufen, in das Zimmer des Grafen.

»Ali«, sagte dieser, »du hast mir oft von deiner Geschicklichkeit im Lassowerfen erzählt?«

Ali nickte bejahend und richtete sich stolz auf.

»Schön ...! Du könntest also mit deinem Lasso einen Ochsen aufhalten?«

Ali nickte.

»Einen Tiger?«

Ali bejahte abermals.

»Einen Löwen?«

Ali machte eine Bewegung, wie jemand, der ein Lasso wirft, und ahmte ein ersticktes Brüllen nach. »Aber könntest du zwei durchgehende Pferde im Lauf aufhalten?«

Ali lächelte.

»Nun höre«, sagte Monte Christo. »Es wird gleich ein Wagen vorbeikommen, mit dem zwei Apfelschimmel, dieselben Pferde, die ich gestern hatte, durchgehen werden. Du mußt diesen Wagen vor meiner Tür aufhalten, selbst wenn du dabei zermalmt würdest.«

Ali ging auf die Straße hinunter und zog vor der Tür einen Strich auf dem Pflaster, dann kam er zurück und zeigte dem Grafen den Strich.

Der Graf klopfte ihm sanft auf die Schulter: Das war seine Weise, Ali zu danken. Dann ging der Nubier hinunter, um an der Ecke des Hauses auf dem Prellstein seinen Tschibuk zu rauchen, während Monte Christo sich nicht weiter um ihn kümmerte.

Gegen fünf Uhr jedoch, um die Zeit, da er den Wagen erwartete, begann der Graf fast unmerkliche Zeichen von Ungeduld zu geben. Er ging in einem nach der Straße zu gelegenen Zimmer auf und ab, horchte hin und wieder und näherte sich dem Fenster, durch das er Ali Rauchwolken von sich blasen sah, aus deren Regelmäßigkeit ersichtlich war, daß der Nubier ganz bei dieser wichtigen Beschäftigung war.

Plötzlich hörte man ein fernes Rollen, das sich aber blitzschnell näherte; dann erschien ein Wagen, dessen Kutscher sich vergeblich bemühte, die wütend und blindlings dahinstürmenden Pferde aufzuhalten.

In dem Wagen befanden sich eine junge Frau und ein Kind von sieben bis acht Jahren, die sich fest umschlungen hielten, vor Schreck unfähig, auch nur einen Schrei auszustoßen; einen Stein oder Baum zu streifen hätte genügt, um den krachenden Wagen vollständig zu zertrümmern. Der Wagen fuhr in der Mitte der Straße, und man hörte die Schreckensrufe der Leute, die ihn kommen sahen.

Plötzlich legt Ali seinen Tschibuk beiseite, zieht das Lasso aus der Tasche, schleudert es, so daß es sich dreifach um die Vorderbeine des linken Pferdes schlingt, und läßt sich drei oder vier Schritte durch die Gewalt des Ruckes mitziehen; dann aber stürzt das Pferd und fällt auf die Deichsel, die es zerbricht. Während das andere Pferd sich vergeblich bemüht, weiterzustürmen, benutzt der Kutscher den Augenblick, um vom Bock herabzuspringen; aber Ali ist dem Pferd schon mit seinen eisernen Fingern in die Nüstern gefahren, und das vor Schmerz wiehernde Tier streckt sich neben das bereits gefallene auf das Pflaster.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Indessen, dieser Augenblick hat genügt, daß aus dem Haus, vor dem sich der Vorfall zugetragen hat, ein Mann, von mehreren Dienern gefolgt, herausgestürzt ist. Gerade als der Kutscher den Schlag öffnet, ergreift Monte Christo die Dame, die sich mit der einen Hand an das Polster klammert, während sie mit der andern ihren ohnmächtig gewordenen Sohn an sich preßt, und trägt beide in den Salon, wo er sie auf ein Sofa niedersetzt ...

»Fürchten Sie nichts mehr, gnädige Frau«, sagte er; »Sie sind gerettet.«

Die Dame kam wieder zu sich und zeigte ihm zur Antwort ihren Sohn, mit einem Blick, der beredter war als alle Bitten. In der Tat war das Kind noch immer ohnmächtig.

»Ja, gnädige Frau, ich verstehe«, sagte der Graf, indem er das Kind betrachtete; »aber seien Sie unbesorgt, es ist ihm nichts zugestoßen, und nur die Angst hat ihn in diesen Zustand versetzt.«

»O mein Herr«, rief die Mutter, »sagen Sie mir das nicht bloß, um mich zu beruhigen? Sehen Sie, wie bleich er ist! Mein Sohn, mein Kind, mein Eduard, antworte doch deiner Mutter! Ach, lassen Sie einen Arzt holen! Mein Vermögen dem, der mir meinen Sohn wiedergibt!«

Monte Christo machte mit der Hand eine Bewegung, um die trostlose Mutter zu beruhigen, öffnete ein Kästchen und nahm

daraus ein mit Gold verziertes Kristallfläschchen, das eine blutrote Flüssigkeit enthielt. Er träufelte dem Kind einen einzigen Tropfen davon auf die Lippen.

Das Kind öffnete sofort die Augen. Bei diesem Anblick war die Mutter fast außer sich vor Freude.

»Wo bin ich«, rief sie, »und wem verdanke ich soviel Glück nach einer so grausamen Prüfung?«

»Sie sind bei einem Manne, der sich glücklich schätzt, Ihnen einen Kummer haben ersparen zu können«, antwortete Monte Christo.

»Oh, Verwünschte Neugier!« sagte die Dame. »Ganz Paris sprach von diesen prächtigen Pferden der Frau Danglars, und ich war so töricht, sie probieren zu wollen.«

»Wie«, rief der Graf mit gut gespielter Überraschung, »diese Pferde gehören der Baronin?«

»Ja, kennen Sie sie?«

»Frau Danglars ...? Ja, ich habe die Ehre und bin doppelt froh, Sie aus der Gefahr gerettet zu sehen; denn Sie hätten mir die Schuld daran geben können. Ich hatte diese Pferde gestern dem Baron abgekauft, aber die Baronin schien das so zu bedauern, daß ich sie gestern mit der Bitte zurückgeschickt habe, sie von mir anzunehmen.«

»Dann sind Sie also der Herr Graf von Monte Christo, von dem Hermine mir gestern soviel erzählt hat?«

»Ja, gnädige Frau«, antwortete der Graf.

»Ich bin Frau Heloise von Villefort.«

Der Graf verneigte sich wie jemand, der einen ihm ganz fremden Namen hört.

»Oh, wie dankbar wird Herr von Villefort sein!« sagte Heloise. »Denn er verdankt Ihnen ja unser beider Leben; Sie haben ihm seine Frau und seinen Sohn wiedergegeben. Sicherlich, ohne Ihren mutigen Diener wären dieses Kind und ich verloren gewesen.«

»Ach, gnädige Frau, ich bebe noch bei dem Gedanken an die Gefahr, in der Sie schwebten.«

»Oh, ich hoffe, daß Sie mir erlauben, die brave Tat dieses Mannes würdig zu belohnen.«

»Gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »verderben Sie mir den Ali bitte nicht, weder durch Lob noch durch Belohnung; das sind Gewohnheiten, die er nicht annehmen soll. Ali ist mein Sklave; indem er Ihnen das Leben rettete, diente er mir, und es ist seine Pflicht, mir zu dienen.«

»Aber er hat sein Leben aufs Spiel gesetzt«, sagte Frau von Villefort, der dieser herrische Ton seltsam imponierte.

»Ich habe dieses Leben gerettet, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »folglich gehört es mir.«

Frau von Villefort schwieg; vielleicht dachte sie an diesen Mann, der vom ersten Augenblick an einen so tiefen Eindruck hinterließ.

Während dieses Augenblicks des Schweigens konnte der Graf in Ruhe das Kind betrachten, das die Mutter mit Küssen bedeckte. Es war klein, schlank, mit weißer Haut wie bei rothaarigen Kindern, und doch bedeckte ein Wald von widerspenstigen Haaren seine gewölbte Stirn und fiel, das Gesicht einrahmend, auf die Schultern und verdoppelte noch die Lebhaftigkeit seiner Augen, die voll versteckter Bosheit waren. Der Mund, der kaum erst wieder die Farbe des Lebens angenommen hatte, war groß und hatte schmale Lippen; dieses achtjährige Kind hatte die Züge eines zwölfjährigen. Die erste Bewegung des Knaben war, sich mit einem heftigen Stoß aus den Armen seiner Mutter loszumachen, nach dem Kästchen zu gehen, aus dem der Graf das Fläschchen Elixier genommen hatte, und das Kästchen zu öffnen; ohne jemand um Erlaubnis zu fragen, schickte er sich dann nach Art der Kinder, die gewöhnt sind, alle ihre Launen zu befriedigen, an, die Flaschen zu entkorken.

»Rühre das nicht an, mein Freund«, sagte der Graf lebhaft, »einige dieser Flüssigkeiten sind nicht nur gefährlich zu trinken, sondern auch zu atmen.«

Frau von Villefort erleichte, griff nach dem Arm ihres Sohnes und zog Eduard wieder an sich. Als ihre Furcht beruhigt war, warf

sie einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick auf das Kästchen. Der Graf bemerkte ihn. In diesem Augenblick trat Ali ein.

Frau von Villefort machte eine Bewegung der Freude und sagte, indem sie das Kind noch näher an sich zog: »Eduard, siehst du diesen guten Diener: Er ist sehr mutig gewesen, denn er hat sein Leben eingesetzt, um die Pferde, die mit dem Wagen durchgingen, aufzuhalten. Danke ihm also, denn ohne ihn wären wir jetzt wahrscheinlich alle beide tot.«

Das Kind verzog den Mund und wandte verächtlich den Kopf ab.

»Er ist zu häßlich«, sagte es.

Der Graf lächelte, als ob der Knabe eine seiner Hoffnungen erfüllt hätte. Frau von Villefort schalt ihren Sohn mit einer Mäßigung, die jedenfalls nicht nach dem Geschmack Rousseaus gewesen wäre.

»Siehst du«, sagte der Graf auf arabisch zu Ali, »diese Dame bittet ihren Sohn, dir dafür zu danken, daß du ihnen beiden das Leben gerettet hast, und das Kind antwortet, du seiest zu häßlich.«

Ali wandte einen Augenblick den Kopf und betrachtete das Kind ohne bemerkbaren Ausdruck, aber ein kleines Beben seiner Nasenflügel zeigte Monte Christo, daß er bis ins Herz verwundet worden war.

»Herr Graf«, fragte Frau von Villefort, während sie sich erhob und sich zum Gehen anschickte, »ist dies Ihre ständige Wohnung?«

»Nein, gnädige Frau«, antwortete der Graf, »das hier ist eine Art Absteigequartier, das ich gekauft habe; ich wohne Avenue des Champs-Élysées Nummer dreißig. Aber ich sehe, daß Sie völlig wiederhergestellt sind und zu gehen wünschen. Ich habe soeben befohlen, daß dieselben Pferde an meinen Wagen gespannt werden, und Ali, dieser häßliche Kerl«, fügte er, dem Kinde zulächelnd, hinzu, »wird die Ehre haben, Sie nach Hause zu bringen, während Ihr Kutscher hierbleibt, um den Wagen ausbessern zu lassen. Sobald diese Arbeit getan ist, wird eins meiner Gespanne den Wagen zu Frau Danglars bringen.«

»Aber mit denselben Pferden möchte ich nie wieder fahren«, sagte Frau von Villefort.

»Oh, Sie werden sehen, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »unter der Hand Alis werden sie lammfromm werden.«

In der Tat war Ali an die Pferde, die man mit vieler Mühe wieder auf die Beine gebracht hatte, herangetreten. Er hielt ein mit aromatischem Essig getränktes Schwämmchen in der Hand und rieb damit den mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferden Nüstern und Schläfen. Sie begannen sofort laut zu schnaufen und zitterten einige Sekunden am ganzen Körper.

Dann ließ Ali inmitten der Menge, die der zertrümmerte Wagen und das Gerücht von dem Ereignis herbeigelockt hatte, die Pferde an den Wagen spannen, nahm die Zügel und stieg auf den Bock. Zum großen Erstaunen der Zuschauer mußte er kräftig die Peitsche gebrauchen, um die vorher so rasenden Apfelschimmel nur vorwärts zu bringen. Die Pferde gingen so matt und langsam, daß Frau von Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um zum Faubourg Saint-Honoré zu kommen, wo sie wohnte.

Kaum war sie zu Hause und die erste Aufregung der Familie beruhigt, so schrieb sie folgenden Brief an Frau von Danglars:

*»Liebe Hermine!*

*Ich und mein Sohn sind soeben wunderbar gerettet worden, und zwar von demselben Grafen von Monte Christo, von dem gestern abend so viel die Rede gewesen ist. Gestern sprachen Sie mit einer Begeisterung, die ich mit der ganzen Kraft meines bißchen Geistes bespötteln mußte, aber heute finde ich, daß diese Begeisterung noch weit hinter dem Manne zurückbleibt, der sie einflößte. Ihre Pferde waren ganz plötzlich durchgegangen, als ob sie vom Teufel besessen wären, und wir, mein armer Eduard und ich, waren in Gefahr, an dem ersten Baum oder dem ersten Prellstein im Dorf zerschmettert zu werden, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier, kurz ein Schwarzer im Dienste des Grafen, auf ein Zeichen seines Herrn, wie ich glaube, die Pferde anhielt, auf die Gefahr*

hin, selbst zermalmt zu werden, und es ist wahrhaftig ein Wunder, daß dies nicht geschah. Dann eilte der Graf herbei und trug uns beide in sein Haus, wo er Eduard wieder ins Leben zurückrief. Ich bin in seinem Wagen nach Hause zurückgekehrt; Sie werden den Ihren morgen wiederbekommen. Ihre Pferde werden Sie seit dem Unfall sehr geschwächt finden; sie sind wie betäubt; man möchte sagen, sie könnten es sich nicht verzeihen, daß sie sich von einem Menschen haben bändigen lassen. Der Graf läßt Ihnen sagen, daß sie nach zweitägiger Ruhe auf der Streu und bei ausschließlichem Gerstenfutter wieder geradeso blühend, das heißt, geradeso furchtbar sein werden wie gestern.

Adieu! Ich bedanke mich nicht für meine Spazierfahrt, und doch, wenn ich darüber nachdenke, ist es undankbar, Ihnen die Launen Ihres Gespannes nachzutragen, denn einer dieser Launen verdanke ich es ja, den Grafen von Monte Christo kennengelernt zu haben, und der erlauchte Fremde erscheint mir, abgesehen von den Millionen, über die er verfügt, ein so interessantes Problem zu sein, daß ich ihn um jeden Preis zu studieren gedenke, müßte ich auch nochmals mit Ihren Pferden eine Spazierfahrt ins Bois machen.

Eduard hat den Unfall mit wunderbarem Mut ertragen. Er ist ohnmächtig geworden, aber er hat weder vorher einen Schrei ausgestoßen noch nachher eine Träne vergossen. Sie werden wieder sagen, meine Mutterliebe mache mich blind; aber es wohnt eine Seele von Eisen in diesem kleinen zarten Körperchen.

Unsere liebe Valentine läßt Ihre liebe Eugenie vielmals grüßen; ich küsse Sie von ganzem Herzen.

Heloise von Villefort.

PS. Richten Sie es doch so ein, daß ich mit dem Grafen von Monte Christo bei Ihnen zusammentreffe; ich will ihn durchaus wiedersehen. Übrigens habe ich von Herrn von Villefort erreicht, daß er ihm einen Besuch macht, und hoffe, daß er ihn erwidern wird.«

## HAIDEE

Der Graf von Monte Christo hatte den Besuch des Herrn von Villefort empfangen und den Staatsanwalt eben bis an die Tür seines Arbeitszimmers hinausbegleitet.

»Nun genug des Giftes«, sagte Monte Christo, »suchen wir jetzt, wo mein Herz davon voll ist, das Gegengift.«

Er klingelte. »Ich gehe zu Madame hinauf«, sagte er zu Ali. »Daß mein Wagen in einer halben Stunde bereit ist!«

Es war Mittag. Die Zimmer der jungen Griechin waren, wie bereits gesagt, von der Wohnung des Grafen vollständig getrennt. Diese Zimmer waren ganz nach orientalischer Weise ausgestattet, die Fußböden waren mit dicken türkischen Teppichen belegt, Brokatstoffe bedeckten die Wände, und in jedem Zimmer befand sich ein Diwan mit Kissen, der an den vier Wänden entlanglief.

Haidee hatte drei französische und eine griechische Zofe. Die drei französischen Zofen hielten sich in dem ersten Zimmer auf, bereit, auf den Ton einer kleinen goldenen Glocke herbeizueilen und der griechischen Sklavin zu gehorchen, die genug Französisch verstand, um ihnen die Befehle ihrer Herrin zu übersetzen. Monte Christo hatte dafür gesorgt, daß Haidee bedient wurde wie eine Königin.

Das junge Mädchen befand sich in dem hintersten Gemach, einer Art runden Boudoirs, das sein Licht von oben durch rosa Fensterscheiben empfing. Sie lag auf dem Boden auf einem blauen Satinkissen, das mit Silber durchwirkt war, und lehnte sich an den Diwan; den rechten Arm hatte sie in weicher Biegung um den Kopf gelegt,

während sie mit der linken Hand die Korallenspitze einer türkischen Pfeife hielt, deren biegsamer Schlauch den Rauch, den ihr sanfter Atem einsog, erst zu ihrem Munde gelangen ließ, nachdem er durch Benzoëwasser hindurchgegangen und parfümiert worden war.

Ihre für eine Orientalin ganz natürliche Haltung hätte bei einer Französin vielleicht den Eindruck absichtlicher Koketterie gemacht. Sie trug den Anzug der epirotischen Frauen, Beinkleider von weißem, mit rosa Blumen durchwirkten Satin, die ihre Kinderfüßchen frei ließen – man hätte meinen können, sie wären aus parischem Marmor gemeißelt gewesen, wenn sie nicht mit zwei kleinen, mit Gold und Perlen bestickten Sandalen mit aufwärts gebogenen Spitzen gespielt hätten; eine Jacke mit langen blauen und weißen Streifen, weiten, geschlitzten Ärmeln, silbernen Knopflöchern und Knöpfen aus Perlen und dazu eine Art Mieder, dessen herzförmiger Ausschnitt den Hals und einen Teil der Brust frei ließ und das über dem Busen von drei Diamantknöpfen geschlossen wurde. Der untere Teil des Mieders und der obere Teil der Beinkleider verloren sich in einem kostbaren Gürtel von lebhaften Farben mit langen seidenen Fransen.

Auf dem Kopf trug sie ein goldenes, mit Perlen gesticktes Käppchen, das auf eine Seite gerückt war und unter dem an dieser Seite eine purpurfarbene Rose aus den Haaren hervorsah, die so schwarz waren, daß sie blau erschienen.

Das Gesicht zeigte die griechische Schönheit in der Vollkommenheit ihres Typus, mit großen, schwarzen, samtnen Augen, gerader Nase, Korallenlippen und Perlenzähnen.

Und über diesem reizenden Ganzen lag der Hauch der Jugend in seinem ganzen Glanz und mit seinem ganzen Duft. Haidee konnte neunzehn oder zwanzig Jahre zählen.

Monte Christo rief die griechische Dienerin und ließ Haidee um die Erlaubnis bitten, bei ihr eintreten zu dürfen. Statt jeder Antwort gab Haidee der Dienerin ein Zeichen, den Vorhang der Tür zurückzuschlagen, deren Rahmen sie gleich einem reizenden Gemälde einfaßte. Monte Christo trat ein.

Haidee richtete sich auf dem Ellbogen auf, reichte dem Grafen lächelnd die Hand und sagte in der klangreichen Sprache der Mädchen von Sparta und Athen: »Warum läßt du mich um die Erlaubnis bitten, bei mir einzutreten? Bist du nicht mehr der Herr, bin ich nicht mehr deine Sklavin?«

Monte Christo lächelte. »Haidee«, sagte er, »Sie wissen ...«

»Warum nennst du mich nicht mehr du, wie sonst?« unterbrach ihn die junge Griechin. »Habe ich denn irgend etwas begangen? Dann mußt du mich bestrafen, aber mich nicht Sie nennen.«

»Haidee«, antwortete der Graf, »du weißt, daß wir in Frankreich sind und daß du infolgedessen frei bist.«

»Frei, was zu tun?« fragte das Mädchen.

»Frei, mich zu verlassen.«

»Dich zu verlassen ...! Und warum soll ich dich verlassen?«

»Was weiß ich? Wir werden in Gesellschaft gehen.«

»Ich will niemand sehen.«

»Und wenn du unter den schönen jungen Leuten, die du triffst, irgendeinen finden solltest, der dir gefiele, so würde ich nicht so ungerecht sein ...«

»Ich habe nie schönere Männer gesehen als dich und nie einen geliebt als meinen Vater und dich.«

»Armes Kind, weil du eben nur mit deinem Vater und mir gesprochen hast.«

»Nun, was brauche ich mit andern zu sprechen? Mein Vater nannte mich seine Freude, du nennst mich deine Liebe, und beide nennt ihr mich euer Kind.«

»Du erinnerst dich deines Vaters, Haidee?«

Das junge Mädchen lächelte. »Er ist da und da«, sagte sie, indem sie die Hand auf die Augen und aufs Herz legte.

»Und ich, wo bin ich?« fragte Monte Christo lächelnd.

»Du«, sagte sie, »du bist überall.«

Monte Christo nahm die Hand Haidees, um sie zu küssen, aber das Kind zog seine Hand zurück und bot ihm die Stirn.

»Jetzt, Haidee«, sagte er, »weißt du, daß du frei bist, daß du Herrin, Königin bist; du kannst dein Kostüm behalten oder es ablegen, ganz wie es dir beliebt; du bleibst hier, wenn du willst, und gehst aus, wenn du willst; ein Wagen wird stets für dich angespannt sein; Ali und Myrto werden dich überall begleiten und zu deinem Befehl stehen; nur um eins bitte ich dich.«

»Sprich!«

»Bewahre das Geheimnis deiner Geburt, sprich kein Wort über deine Vergangenheit; nenne bei keiner Gelegenheit die Namen deines erlauchten Vaters oder deiner armen Mutter.«

»Ich habe dir schon gesagt, Herr, daß ich niemand sehen werde.«

»Höre, Haidee, es ist vielleicht nicht möglich, in Paris ebenso gänzlich abgeschlossen zu leben wie im Orient; fahre fort, das Leben unserer nördlichen Länder kennenzulernen, wie du es in Rom, Florenz, Mailand und Madrid getan hast; das wird dir immer dienlich sein, ob du nun hierbleibst oder ob du in den Orient zurückkehrst.«

Das junge Mädchen sah mit ihren großen feuchten Augen zu dem Grafen auf und antwortete: »Oder ob wir nach dem Orient zurückkehren, willst du sagen, nicht wahr, Herr?«

»Ja, meine Tochter«, entgegnete Monte Christo; »du weißt ja, daß ich nie derjenige sein werde, der dich verläßt. Nicht der Baum verläßt die Blüte, sondern die Blüte den Baum.«

»Ich verlasse dich nie, Herr«, sagte Haidee, »denn ich weiß bestimmt, daß ich ohne dich nicht leben könnte.«

»Armes Kind! In zehn Jahren werde ich alt und du wirst noch jung sein.«

»Mein Vater hatte einen langen weißen Bart, das hat mich nicht gehindert, ihn zu lieben; mein Vater war sechzig Jahre alt, und er schien mir schöner als alle jungen Leute, die ich sah.«

»Aber sage mir, glaubst du, daß du dich hier eingewöhnen wirst?«

»Werde ich dich sehen?«

»Alle Tage.«

»Weshalb fragst du mich dann, Herr?«

»Ich fürchte, du langweilst dich.«

»Nein, Herr, denn des Morgens werde ich daran denken, daß du kommen wirst, und des Abends werde ich mich erinnern, daß du dagewesen bist; zudem habe ich, wenn ich allein bin, große Erinnerungen, ich sehe im Geiste wieder ungeheure Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus und dem Olymp in der Ferne, und dann habe ich im Herzen drei Gefühle, mit denen man sich nie langweilt: Trauer, Liebe und Dankbarkeit.«

»Du bist eine würdige Tochter des lieblichen und poesieerfüllten Epirus, Haidee, und man sieht wohl, daß du von jener Familie von Göttern abstammst, die in deinem Land ihre Heimat hat. Sei also ruhig, meine Tochter, ich werde dafür sorgen, daß deine Jugend nicht verloren sein wird, denn wenn du mich wie deinen Vater liebst, liebe ich dich wie mein Kind.«

»Du irrst dich, Herr; ich liebte meinen Vater nicht so, wie ich dich liebe; meine Liebe zu dir ist anders. Mein Vater ist gestorben, und ich lebe noch; aber wenn du stirbst, würde ich auch sterben.«

Der Graf reichte dem jungen Mädchen mit einem Lächeln in- nigster Zärtlichkeit die Hand, auf die sie, wie immer, die Lippen drückte.

Während er das Zimmer verließ, dachte der Graf an die Verse Pindars: »Die Jugend ist eine Blume, deren Frucht die Liebe ist ... Glücklicher der Winzer, der sie pflückt, nachdem er sie hat langsam reifen sehen.«

## PYRAMUS UND THISBE

Am Abend eines der wärmsten Tage, den der Frühling bisher gebracht hatte, hielt sich in dem mit schattigen Bäumen bestandenen Garten eines Hauses des Faubourg Saint-Honoré ein junges Mädchen auf. Sie stand vor einem mit Brettern vernagelten Gitter und blickte durch einen Spalt in den dahinter befindlichen Raum, ein brachliegendes Terrain, das der Besitzer schon lange als Bauplatz anbot, für das er aber noch keinen Käufer hatte finden können, da die Grundstücke an dieser Straße infolge der Anlage einer andern Straße in der Nachbarschaft entwertet waren.

Auf einer Steinbank unter den Bäumen lagen ein Buch, ein Sonnenschirm, ein Arbeitskorb und ein Batisttuch mit angefangener Stickerei.

Ein junger Mann von großer, kräftiger Gestalt, in einer Bluse von ungebleichter Leinwand und mit einer Samtmütze, dessen wohlgepflegter Schnurrbart, Bart und schwarzes Haar aber nicht recht zu dieser Kleidung passen wollten, trat durch die Tür der Umzäunung auf den Bauplatz, warf einen Blick umher, um sich zu überzeugen, daß er unbeobachtet sei, schloß dann die Tür hinter sich und ging schnellen Schrittes zu der Stelle des Gitters, wo sich das junge Mädchen befand.

Das junge Mädchen hatte den Ankömmling erwartet, aber beim Anblick seiner sonderbaren Kleidung bekam sie Furcht und zog sich zurück.

Der junge Mann hatte aber schon das weiße Kleid und das lange blaue Gürtelband des Mädchens durch die Spalten in den Planken wahrgenommen. Er eilte an das Gitter, legte den Mund an eine Öffnung und sagte: »Haben Sie keine Furcht, Valentine, ich bin's.«

Das junge Mädchen trat wieder näher.

»Oh«, sagte sie, »warum sind Sie denn heute so spät gekommen? Wissen Sie, daß wir bald essen und daß es mich viel Diplomatie gekostet hat, mich von meiner Stiefmutter, die mich beobachtet, meiner Kammerjungfer, die mich bewacht, und meinem Bruder, der mich quält, loszumachen und hierherzukommen, um an der Stickerei zu arbeiten, an der ich wohl noch oft zu arbeiten haben werde? Wenn Sie sich wegen Ihrer Verspätung entschuldigt haben, müssen Sie mir dann auch sagen, was für ein Kostüm Sie da gewählt haben, in dem ich Sie nicht erkannt habe.«

»Liebe Valentine«, antwortete der junge Mann, »Sie stehen zu hoch über mir, als daß ich Ihnen von meiner Liebe zu sprechen wagte, und dennoch muß ich Ihnen jedesmal, wenn ich Sie sehe, sagen, daß ich Sie an bete, damit das Echo meiner eigenen Worte mir im Herzen klingt, wenn ich Sie nicht mehr sehe. Jetzt danke ich Ihnen für Ihr Schmollen; es ist reizend, denn es beweist mir, daß Sie, ich wage nicht zu sagen, mich erwarteten, aber an mich dachten. Sie wollten den Grund meiner Verspätung und meiner Verkleidung wissen; ich werde es Ihnen sagen und hoffe, daß Sie mich dann entschuldigen werden: Ich habe einen Beruf gewählt.«

»Einen Beruf ...! Was wollen Sie damit sagen, Maximilian? Sind wir denn so glücklich, daß Sie über das, was uns betrifft, scherzen können?«

»Oh, Gott bewahre mich, mit dem Scherz zu treiben, was mein Leben ist!« antwortete der junge Mann. »Da ich es aber müde bin, mich in den Feldern umherzutreiben und Mauern zu übersteigen, und da mich der Gedanke erschreckt, auf den Sie mich neulich abends gebracht haben, daß Ihr Vater mich eines schönen Tages

als Dieb aburteilen lassen könnte, was die Ehre der ganzen französischen Armee kompromittieren würde, da ich schließlich Sorgen habe, daß man sich wundert, um dieses Terrain, wo es nicht die kleinste Zitadelle oder das kleinste Blockhaus zu verteidigen gibt, ewig einen Hauptmann der Spahis herumschleichen zu sehen, bin ich Gemüsegärtner geworden und habe die Kleider meines Gewerbes angelegt.«

»Welche Torheit!«

»Es ist im Gegenteil das Klügste, glaube ich, was ich je getan habe, denn es gibt uns vollständige Sicherheit.«

»Ich verstehe das Ganze gar nicht, erklären Sie es mir.«

»Nun gut, ich habe den Besitzer dieses Feldes aufgesucht; der Pachtkontrakt mit dem alten Pächter war abgelaufen, und ich habe es von neuem gepachtet. Die ganze Luzerne, die Sie hier sehen, gehört mir, Valentine; nichts hindert mich, mir in diesem Klee eine Hütte bauen zu lassen und künftig zwanzig Schritt von Ihnen entfernt zu leben. Ich bin unbeschreiblich glücklich! Kann man das bezahlen, Valentine? Nicht wahr, das ist unmöglich. Nun gut, dieses ganze Glück, für das ich zehn Jahre meines Lebens gegeben hätte, kostet mich, raten Sie, wieviel ...? Fünfhundert Franken jährlich, zahlbar alle drei Monate. Sie sehen also, von jetzt an haben wir nichts mehr zu fürchten. Ich bin hier zu Hause, kann die Leiter gegen meine Mauer stellen und hinübersehen und habe, ohne mich vor einer Patrouille fürchten zu müssen, das Recht, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, wenn es Ihren Stolz nicht verletzt, dieses Wort aus dem Mund eines Tagelöhners in Bluse und Mütze zu hören.«

Valentine stieß einen Ruf freudiger Überraschung aus, plötzlich aber sagte sie traurig: »Ach, Maximilian, jetzt werden wir zu frei sein, unser Glück wird uns Gott versuchen lassen, wir werden unsere Sicherheit mißbrauchen, und unsere Sicherheit wird uns verderben.«

»Können Sie mir das sagen, liebe Freundin, mir, der ich, seit ich Sie kenne, Ihnen jeden Tag beweise, daß ich meine Gedanken und

mein Leben Ihrem Leben und Ihren Gedanken untergeordnet habe? Was hat Ihnen Vertrauen zu mir gegeben? Mein Glück, nicht wahr? Als Sie mir gesagt haben, daß eine unbestimmte Ahnung Sie vor einer großen Gefahr warne, habe ich mich in Ihren Dienst gestellt, ohne andern Lohn zu verlangen als das Glück, Ihnen zu dienen. Habe ich Ihnen seitdem durch das Geringste Anlaß gegeben, es zu bereuen, daß Sie unter der Menge derjenigen, die glücklich gewesen wären, für Sie zu sterben, mich ausgezeichnet haben? Sie haben mir gesagt, armes Kind, daß Sie die Verlobte des Herrn von Epinay seien, daß Ihr Vater diese Verbindung beschlossen habe, das heißt, daß sie gewiß sei; denn alles, was Herr von Villefort will, geschieht, und dennoch lieben Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir gehabt, Valentine, und haben es mir gesagt. Dank für dieses süße Wort, Valentine. Ich bitte Sie um nichts, als daß Sie es mir von Zeit zu Zeit wiederholen, und es wird mich alles vergessen lassen.«

»Und das hat Sie kühn gemacht, Maximilian; das macht mich zugleich sehr glücklich und sehr unglücklich, so daß ich mich oft frage, was besser sei, der Kummer, den mir früher die Strenge meiner Stiefmutter und ihre blinde Bevorzugung ihres Kindes verursachten, oder das gefahrvolle Glück, das ich genieße, wenn ich Sie sehe.«

»Gefahrvoll!« rief Maximilian. »Können Sie ein so hartes und ungerichtetes Wort sagen? Haben Sie jemals einen unterwürfigeren Sklaven gesehen als mich? Sie haben mir erlaubt, manchmal mit Ihnen zu sprechen, Valentine, mir aber verboten, Ihnen zu folgen; ich habe gehorcht. Seit ich die Möglichkeit gefunden habe, mich hier einzuschleichen und mit Ihnen durch diesen Zaun zu sprechen, Ihnen so nahe zu sein, ohne Sie zu sehen, sagen Sie, habe ich seitdem je verlangt, auch nur den Saum Ihres Kleides durch dieses Gitter zu berühren? Habe ich je einen Schritt getan, um diese Mauer, ein lächerliches Hindernis für meine Jugend und meine Kraft, zu übersteigen? Nie habe ich einen Vorwurf über Ihre Strenge, nie einen Wunsch laut ausgesprochen; ich habe gewissenhaft mein Wort ge-

halten wie einer der alten Ritter. Geben Sie das wenigstens zu, damit ich Sie nicht für ungerecht halte!«

»Das ist wahr«, sagte Valentine, indem sie die Spitze eines ihrer schlanken Finger durch einen Spalt steckte, die Maximilian küßte; »es ist wahr, Sie sind ein ehrlicher Freund. Aber schließlich haben Sie doch nur aus Eigennutz gehandelt, mein lieber Maximilian; Sie wußten wohl, daß der Sklave alles verlieren müßte, sobald er anspruchsvoll würde. Sie haben mir die Freundschaft eines Bruders versprochen, mir, die ich keine Freunde habe, die ihr Vater vergißt, die von ihrer Stiefmutter verfolgt wird und die ich als Trost nur meinen gelähmten Großvater habe, den unbeweglichen, stummen Greis, dessen Hand die meine nicht drücken kann, dessen Auge allein zu mir spricht und dessen Herz für mich allein noch ein wenig Wärme übrig hat. O bitterer Hohn des Schicksals, das mich zur Feindin und zum Opfer aller derjenigen macht, die stärker sind als ich, und mir einen Leichnam zur Stütze und zum Freund gibt! O fürwahr, Maximilian, ich wiederhole es Ihnen, ich bin sehr unglücklich, und Sie sollten mich meinetwegen und nicht Ihretwegen lieben!«

»Valentine«, sagte der junge Mann mit tiefer Bewegung, »ich will nicht sagen, daß ich nur Sie auf der Welt liebe, denn ich liebe auch meine Schwester und meinen Schwager, aber mit einer ruhigen Liebe, die in nichts dem Gefühl gleicht, das ich für Sie empfinde. Wenn ich an Sie denke, kocht mein Blut, meine Brust schwillt, mein Herz läuft über; jetzt verzehrt sich diese Kraft, dieses Feuer, diese übermenschliche Macht nur darin, Sie zu lieben, aber eines Tages werden Sie mich auffordern, sie dazu anzuwenden, Ihnen zu dienen. Herr Franz von Epinay soll noch ein Jahr fortbleiben. Wie viele glückliche Ereignisse können uns in einem Jahr zu Hilfe kommen! Hoffen wir also immer, es ist so schön und süß zu hoffen! Aber was sind Sie, Valentine, die Sie mir meine Selbstsucht vorwerfen, für mich gewesen? Die schöne und kalte Statue der keuschen Venus. Was haben Sie mir für diese Ergebenheit, diesen Gehorsam, diese Zurückhaltung versprochen? Nichts. Was haben Sie mir gewährt?

Sehr wenig. Sie sprechen von Herrn von Epinay, Ihrem Verlobten, und seufzen bei dem Gedanken, eines Tages die Seine zu sein. Hören Sie, Valentine, ist das alles, was Sie empfinden können? Ich verpfände Ihnen mein Leben, ich gebe Ihnen meine Seele, weihe Ihnen den leisesten Schlag meines Herzens, und während ich ganz der Ihre bin, während ich mir sage, daß ich sterben werde, wenn ich Sie verliere, da erschrecken Sie nicht bei dem bloßen Gedanken, einem andern zu gehören! O Valentine, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, wenn ich mich so geliebt fühlte, wie Sie sicher sind, daß ich Sie liebe, ich hätte schon hundertmal meine Hand durch dieses Gitter gestreckt, die Hand des armen Maximilian gedrückt und ihm gesagt: Dein, dein allein, Maximilian, in dieser und jener Welt!«

Valentine antwortete nichts, aber der junge Mann hörte sie seufzen und weinen. Maximilian war sofort gerührt. »Oh«, rief er, »Valentine, vergessen Sie meine Worte, wenn sie etwas enthalten, was Sie hat verletzen können!«

»Nein«, antwortete sie, »Sie haben recht, aber sehen Sie nicht, daß ich ein armes Geschöpf bin, eine Verlassene in einem fast fremden Haus – denn mein Vater ist mir fast ein Fremder –, eine Arme, deren Willen seit zehn Jahren täglich, stündlich, jede Minute gebrochen worden ist? Niemand sieht, was ich leide, und ich habe es niemand gesagt als Ihnen. Dem Anschein nach und in den Augen der Welt ist alles gut, alles lieb gegen mich; in Wirklichkeit aber ist mir alles feind. Die Welt sagt: ›Herr von Villefort ist zu ernst und streng, um sehr zärtlich gegen seine Tochter zu sein; aber sie hat wenigstens das Glück, in Frau von Villefort eine zweite Mutter gefunden zu haben.‹ Doch die Welt täuscht sich, mein Vater kümmert sich nicht um mich, und meine Stiefmutter haßt mich mit einer Erbitterung, die um so schrecklicher ist, als sie durch ein ewiges Lächeln verschleiert ist.«

»Sie hassen! Sie, Valentine! Wie kann man Sie hassen?«

»Ach, mein Freund«, antwortete Valentine, »ich muß gestehen, daß dieser Haß gegen mich einem fast natürlichen Gefühl entspringt. Sie liebt ihren Sohn, meinen Bruder Eduard, abgöttisch.«

»Nun?«

»Es erscheint mir sonderbar, von dem, wovon wir eben sprechen, auf eine Geldfrage zu kommen, aber ich glaube, daß ihr Haß eine derartige Ursache hat. Da sie kein Vermögen hat, während ich schon von mütterlicher Seite her reich bin und dieses Vermögen später noch mehr als verdoppelt werden wird, weil mir der Besitz von Herrn und Frau von Saint-Méran zufallen wird, so glaube ich, ist sie neidisch. Ach Gott, wenn ich ihr die Hälfte dieses Vermögens geben und mich wieder wie eine Tochter im Haus ihres Vaters fühlen könnte, ich täte es auf der Stelle.«

»Arme Valentine!«

»Ja, ich fühle mich gefesselt und dabei zugleich so schwach, daß mir ist, als ob diese Bande mir eine Stütze seien, und daß ich Angst habe, sie zu zerreißen. Zudem ist mein Vater kein Mann, dessen Befehlen man ungestraft zuwiderhandeln könnte; er hat Macht über mich, und er würde seine Macht auch Ihnen gegenüber, ja selbst dem König gegenüber geltend machen, geschützt, wie er ist, durch eine tadellose Vergangenheit und eine fast unangreifbare Stellung. O Maximilian, ich schwöre es Ihnen, ich kämpfe nicht, weil ich fürchte, Sie in diesem Kampf ebensosehr zu verderben wie mich.«

»Aber warum denn so verzweifeln, Valentine, und die Zukunft immer finster sehen?« entgegnete Maximilian.

»Ach, mein Freund, weil ich sie nach der Vergangenheit beurteile.«

»Es spricht doch aber auch manches für uns, Valentine. Wenn ich auch vom aristokratischen Gesichtspunkt aus keine vortreffliche Partie bin, so gehöre ich doch zu den Kreisen, in denen Sie leben; ich habe eine gute Zukunft vor mir, besitze ein nicht großes, aber unabhängiges Vermögen, und man achtet das Andenken meines Vaters in unsrer Heimat als das eines der ehrenwertesten Geschäftsleute,

die es je gegeben hat. Ich sage, in unserer Heimat, Valentine, weil Sie ja beinahe eine Marseillerin sind.«

»Sprechen Sie nicht von Marseille, Maximilian; das bloße Wort erinnert mich an meine gute Mutter, diesen Engel. Oh, wenn sie noch lebte, Maximilian, hätte ich nichts zu fürchten; ich würde ihr sagen, daß ich Sie liebe, und sie würde mich beschützen ... Aber sagen Sie doch ...«

»Was?« fragte Maximilian, als er sah, daß Valentine zögerte.

»Sagen Sie mir«, fuhr das Mädchen fort, »hat es ehemals in Marseille irgendeinen Streit zwischen Ihrem Vater und meinem gegeben?«

»Nicht daß ich wüßte«, antwortete Maximilian, »es müßte denn das sein, daß Ihr Vater ein mehr als eifriger Parteigänger der Bourbonen und der meine ein Anhänger des Kaisers war. Aber weshalb diese Frage, Valentine?«

»Ich will es Ihnen sagen«, entgegnete das junge Mädchen, »denn Sie sollen alles wissen. Es war an dem Tag, da Ihre Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion veröffentlicht wurde. Wir waren alle bei meinem Großvater, Herrn Noirtier, auch Herr Danglars, Sie wissen, der Bankier, dessen Pferde vorgestern beinahe meiner Mutter und meinem Bruder den Tod gebracht hätten. Ich las meinem Großvater die Zeitung vor, während die Herren von der Heirat des Fräulein Danglars sprachen. Als ich zu der Stelle kam, die Sie betraf und die ich schon gelesen hatte, weil Sie mir am Tag vorher schon diese Ernennung mitgeteilt hatten, war ich sehr glücklich, hatte aber auch Angst, Ihren Namen laut auszusprechen, und hätte es sicherlich unterlassen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß das übel ausgelegt werden könnte. Ich nahm mich also zusammen und las.«

»Teure Valentine!« warf Maximilian ein.

»Als mein Vater Ihren Namen hörte, wandte er den Kopf. Ich war so überzeugt davon – Sie sehen, wie albern ich bin –, daß alle Welt von diesem Namen wie von einem Blitzstrahl getroffen werden würde, daß ich glaubte, meinen Vater – das war entschieden

Einbildung – und sogar Herrn Danglars zusammenfahren zu sehen.

»Morrel, sagte mein Vater, »warte doch!« – Er zog die Stirn zusammen. – »Wäre das einer der Morrels aus Marseille, einer dieser wütenden Bonapartisten, die uns 1815 so viel zu schaffen gemacht haben?«

»Ja«, antwortete Herr Danglars, »ich glaube sogar, daß es der Sohn des früheren Reeders ist.«

»Und was antwortete Ihr Vater, Valentine?« fragte Maximilian.

»Oh, etwas Abscheuliches, das ich Ihnen nicht wiederholen mag!«

»Wagen Sie's nur«, sagte Maximilian lächelnd.

»Ihr Kaiser«, fuhr mein Vater fort, »wußte allen diesen Fanatikern den gebührenden Platz anzuweisen, er nannte sie Kanonenfutter, und das war der einzige Name, den sie verdienten. Ich sehe zu meiner Freude, daß die neue Regierung dieses heilsame Prinzip wieder in Kraft setzt. Würde die Regierung nur deshalb Algier behalten, ich würde sie dazu beglückwünschen, obgleich es uns etwas teuer kommt.«

»Das ist in der Tat eine rohe Politik«, entgegnete Maximilian. »Aber erröten Sie nicht, liebe Freundin, über die Worte des Herrn von Villefort; mein braver Vater gab ihm in der Beziehung nichts nach und verlangte, der Kaiser solle aus Richtern und Advokaten ein Regiment machen und dieses immer zuerst ins Feuer schicken. Aber was sagte Herr Danglars zu diesem Ausfall des Staatsanwalts?«

»Oh, der lachte mit seinem tückischen Lachen, das ich abscheulich finde; dann gingen sie gleich darauf fort. Da sah ich erst, daß mein guter Großvater ganz aufgeregt war. Ich muß Ihnen sagen, Maximilian, daß ich allein die Aufregung des Gelähmten erriet, und ich ahnte, daß diese Unterhaltung in seiner Gegenwart – denn man nimmt auf den armen Großvater keine Rücksicht mehr – einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, da man schlecht über den Kaiser gesprochen hatte, dessen Anhänger er war.«

»Es ist in der Tat einer der bekanntesten Namen des Kaiserreichs, und er war fast an allen bonapartistischen Anschlägen unter der Restauration beteiligt.«

»Ja, ich höre manchmal solche Dinge flüstern, die mir sonderbar scheinen: der Großvater Bonapartist, der Vater Royalist! Ich wandte mich also ihm zu, und er zeigte mir mit den Augen die Zeitung.

»Was hast du, Großpapa?« fragte ich. »Bist du zufrieden?«

Er nickte.

»Über das, was mein Vater gesagt hat?« fragte ich.

Er machte ein verneinendes Zeichen.

»Über das, was Herr Danglars gesagt hat?«

Wieder ein verneinendes Zeichen.

»Dann also darüber, daß Herr Morrel zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden ist?« Er bejahte.

Können Sie es glauben, Maximilian? Er freute sich über Ihre Ernennung, obgleich er Sie nicht kennt. Das ist vielleicht eine Wahnidee von ihm, denn es heißt, daß er kindisch wird; aber ich bin ihm deshalb sehr gut. –

Pst!« machte Valentine plötzlich. »Verstecken Sie sich, es kommt jemand!«

Maximilian ergriff schnell einen Spaten und begann erbarmungslos die Luzerne umzugraben.

»Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein!« rief eine Stimme hinter den Bäumen. »Frau von Villefort sucht Sie überall, es ist ein Besuch im Salon.«

»Ein Besuch!« sagte Valentine aufgeregt. »Wer ist es denn?«

»Ein vornehmer Herr, ein Fürst, wie es heißt, der Graf von Monte Christo.«

»Ich komme schon«, sagte Valentine laut.

Bei diesem Namen fuhr der junge Mann an der andern Seite des Gitters zusammen, für den das »Ich komme schon« Valentines jedesmal das Lebewohl war.

Sonderbar, dachte Maximilian, indem er sich nachdenklich auf seinen Spaten stützte, woher kennt der Graf von Monte Christo den Herrn von Villefort?

## DIE LEHRE VON DEN GIFTEN

Es war in der Tat der Graf von Monte Christo, der bei Frau von Villefort eingetreten war, um den Besuch des Staatsanwalts zu erwidern.

Frau von Villefort, die allein im Salon war, als der Graf angemeldet wurde, ließ sofort ihren Sohn holen, damit er sich nochmals beim Grafen bedanke, und Eduard, der seit zwei Tagen unaufhörlich von der großen Persönlichkeit hatte sprechen hören, beeilte sich herbeizukommen, nicht aus Gehorsam gegen seine Mutter oder um dem Grafen zu danken, sondern aus Neugier und um Gelegenheit zu haben, eine seiner Redensarten anzubringen, zu denen seine Mutter sagte: »Oh, der Schlingel, aber ich muß ihm verzeihen, er hat soviel Geist!«

Nach Austausch der ersten Höflichkeiten erkundigte sich der Graf nach Herrn von Villefort.

»Mein Mann diniert beim Kanzler«, antwortete die junge Frau; »er ist eben fortgegangen und wird es sicherlich bedauern, daß er nicht das Glück gehabt hat, Sie zu sehen.«

Zwei Besucher, die vor dem Grafen gekommen waren und ihn mit den Augen verschlangen, verabschiedeten sich, nachdem sie ihre Neugier befriedigt hatten.

»Was macht denn deine Schwester Valentine?« sagte Frau von Villefort zu Eduard. »Sage, daß man sie ruft, damit ich die Ehre habe, sie dem Grafen vorzustellen.«

»Sie haben eine Tochter, gnädige Frau?« fragte der Graf. »Das muß doch wohl ein Kind sein?«

»Es ist die Tochter des Herrn von Villefort«, entgegnete die junge Frau; »ein Kind aus erster Ehe, ein erwachsenes schönes Mädchen.«

»Aber sie ist immer traurig«, fiel der junge Eduard ein, indem er einem prächtigen Papagei trotz seiner Schmerzensschreie die Schwanzfedern ausriß, um sich daraus einen Federbusch für seinen Hut zu machen.

Frau von Villefort begnügte sich damit zu sagen: »Schweig, Eduard!« Dann fügte sie hinzu: »Dieser kleine Unart hat fast recht und wiederholt das, was er mich schon oft mit Schmerz hat sagen hören; denn Fräulein von Villefort ist trotz allem, was wir tun können, um sie zu zerstreuen, immer traurig und schweigsam, was ihrer Schönheit schadet. Aber sieh doch nach, weshalb sie nicht kommt, Eduard.«

»Weil sie gesucht wird, wo sie nicht ist.«

»Wo wird sie denn gesucht?«

»Bei Großpapa Noirtier.«

»Und da ist sie nicht, glaubst du?«

»Nein, nein, nein, da ist sie nicht«, antwortete Eduard trällernd.

»Wo ist sie denn? Wenn du es weißt, so sag es.«

»Sie ist unter der großen Kastanie«, fuhr der ungezogene Knabe fort, indem er trotz der Zurufe seiner Mutter dem Papagei lebende Fliegen gab, die dem Tier vorzüglich zu schmecken schienen.

Frau von Villefort streckte die Hand nach der Glocke aus, als Valentine bereits eintrat. Das junge Mädchen schien in der Tat traurig zu sein; man hätte bei aufmerksamer Betrachtung sogar Tränenspuren in ihren Augen sehen können.

Valentine war ein großes, schlankes Mädchen von neunzehn Jahren, mit hellbraunem Haar und dunkelblauen Augen; sie bewegte sich mit vornehmer Lässigkeit.

Als sie eintrat und bei ihrer Mutter den Fremden sah, von dem sie schon so viel hatte sprechen hören, grüßte sie ohne mädchenhafte Ziererei und, ohne die Augen niederzuschlagen, mit einer Anmut, die die Aufmerksamkeit des Grafen noch erhöhte. Er erhob sich.

»Fräulein von Villefort, meine Stieftochter«, sagte Frau von Villefort, auf Valentine deutend.

»Und der Herr Graf von Monte Christo, König von China, Kaiser von Cochinchina«, fiel das Söhnchen ein.

Diesmal erblaßte Frau von Villefort und wäre beinahe gegen diese Hausplage, die mit dem Namen Eduard gerufen wurde, in Harnisch geraten; der Graf aber lächelte und schien den Jungen mit Wohlgefallen zu betrachten, worüber die Mutter entzückt war.

»Aber, gnädige Frau«, nahm der Graf die Unterhaltung wieder auf, indem er Frau von Villefort und Valentine abwechselnd ansah, »habe ich nicht schon die Ehre gehabt, Sie und das gnädige Fräulein irgendwo zu sehen? Ich dachte schon vorher daran, und das Erscheinen des gnädigen Fräuleins hat eine Erinnerung, die ganz unbestimmt war, verzeihen Sie mir das Wort, noch deutlicher gemacht.«

»Es ist nicht wahrscheinlich, Herr Graf; Fräulein von Villefort liebt die Gesellschaft wenig, und wir gehen selten aus«, sagte die junge Frau.

»Ich habe das gnädige Fräulein, Sie, gnädige Frau, und diesen reizenden Schelm auch nicht in der Gesellschaft gesehen. Die Pariser Gesellschaft ist mir zudem vollständig unbekannt, denn, wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich erst einige Tage hier. Nein, wenn Sie erlauben, daß ich mich besinne ... warten Sie ...«

Der Graf legte die Hand an die Stirn.

»Nein, es war im Freien ... ich weiß nicht ... aber die Erinnerung verbindet sich mit einem schönen sonnigen Tag und einer Art religiöser Festlichkeit ... Das Fräulein hielt Blumen in der Hand; der Kleine lief hinter einem schönen Pfau in einem Garten her, und Sie, gnädige Frau, saßen unter einer Weinlaube ... Helfen Sie mir doch, gnädige Frau, besinnen Sie sich auf diese Dinge nicht?«

»Nein, wirklich nicht«, antwortete Frau von Villefort; »und doch, dächte ich, ich würde mich erinnern, wenn ich Sie schon irgendwo getroffen hätte.«

»Der Herr Graf hat uns vielleicht in Italien gesehen«, warf Valentine schüchtern ein.

»In der Tat, in Italien ... das ist möglich«, sagte Monte Christo. »Sie sind in Italien gereist, gnädiges Fräulein?«

»Frau von Villefort und ich waren vor zwei Jahren dort. Die Ärzte fürchteten für meine Lunge und hatten mir die Luft Neapels empfohlen. Wir kamen über Bologna, Perugia und Rom.«

»Ah, richtig«, rief Monte Christo; »es war in Perugia am Fronleichnamsfest im Garten des Gasthofs zur Post, dort habe ich Sie gesehen.«

»Ich erinnere mich durchaus Perusas, des Gasthofs zur Post und des Festes, von dem Sie sprechen«, sagte Frau von Villefort; »aber ich schäme mich meines Gedächtnisses, denn ich besinne mich vergeblich darauf, Sie gesehen zu haben.«

»Sonderbar, ich erinnere mich auch nicht«, bemerkte Valentine, indem sie ihre schönen Augen auf Monte Christo richtete.

»Oh, ich erinnere mich«, warf Eduard ein.

»Ich will Ihnen helfen, gnädige Frau«, fuhr der Graf fort. »Es war ein heißer Tag; Sie warteten auf Pferde, die wegen der Feierlichkeit nicht kamen. Das gnädige Fräulein ging in den Garten, und Ihr Sohn verschwand, indem er hinter dem Pfau herlief.«

»Ich habe ihn gefaßt, Mama; du weißt«, rief Eduard, »ich habe ihm drei Federn aus dem Schwanz gerissen.«

»Sie, gnädige Frau, blieben in der Weinlaube; erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie auf einer Steinbank saßen und ziemlich lange mit jemand gesprochen haben?«

»Ja, wirklich«, sagte die junge Frau errötend, »ich erinnere mich, es war ein Mann in einem langen wollenen Mantel ... ein Arzt, glaube ich.«

»Ganz recht, gnädige Frau; dieser Mann war ich; ich wohnte seit vierzehn Tagen in dem Gasthof, hatte meinen Kammerdiener vom Fieber geheilt und meinen Wirt von der Gelbsucht, so daß man mich für einen großen Doktor hielt. Wir sprachen lange, gnädige Frau, von verschiedenen Dingen, von Raffael, von Sitten und Trachten, von der berühmten Aqua Toffana, deren Geheimnis, wie man Ihnen, glaube ich, gesagt hatte, noch einige Leute in Perusa besitzen sollten.«

»Ah, richtig«, antwortete Frau von Villefort lebhaft mit einer gewissen Unruhe, »ich erinnere mich.«

»Ich weiß nicht mehr, was Sie mir im einzelnen sagten, gnädige Frau«, fuhr der Graf mit vollkommener Ruhe fort, »aber ich erinnere mich, daß auch Sie mich, wie alle anderen, irrthümlich für einen Arzt hielten und wegen der Gesundheit des Fräuleins von Villefort um Rat fragten.«

»Aber Sie waren doch wirklich Arzt, da Sie Kranke geheilt haben«, sagte Frau von Villefort.

»Molière oder Beaumarchais würden Ihnen antworten, gnädige Frau, daß meine Kranken gesund geworden sind, weil ich es gerade nicht war; ich will Ihnen einfach sagen, daß ich ziemlich gründlich Chemie und Naturwissenschaften studiert habe, aber nur aus Liebhaberei ... Sie verstehen.«

In diesem Augenblick schlug die Uhr sechs.

»Es ist sechs Uhr«, sagte Frau von Villefort sichtlich erregt, »willst du nicht nachsehen, Valentine, ob dein Großvater zum Essen bereit ist?«

Valentine stand auf, grüßte den Grafen und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

»Oh, gnädige Frau, schicken Sie etwa meinerwegen Fräulein von Villefort weg?« fragte der Graf.

»Durchaus nicht«, antwortete die junge Frau lebhaft; »aber um diese Zeit pflegt Herr Noirtier das Mahl zu sich zu nehmen, das

sein trauriges Dasein erhält. Sie wissen, Herr Graf, in welchem beklagenswerten Zustand der Vater meines Mannes ist.«

»Jawohl, gnädige Frau, Herr von Villefort hat mir davon erzählt; eine Lähmung, glaube ich.«

»Ach, ja; der arme Greis ist vollständig bewegungslos, nur die Seele wacht in dieser menschlichen Maschine, und auch nur noch wie eine erlöschende Lampe. Aber verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Sie von unserem häuslichen Unglück unterhalte; ich unterbrach Sie, als Sie gerade sagten, daß Sie ein geschickter Chemiker seien.«

»Oh, das sagte ich nicht, gnädige Frau«, antwortete der Graf lächelnd; »im Gegenteil, ich habe Chemie studiert, weil ich, entschlossen, hauptsächlich im Orient zu leben, das Beispiel des Königs Mithridates befolgen wollte.«

»Mithridates, rex Ponticus«, fiel der Taugenichts ein, der sich Silhouetten aus einem prächtigen Album schnitt; »derselbe, der jeden Morgen eine Tasse voll Gift zum Frühstück trank.«

»Eduard! Unartiges Kind!« rief Frau von Villefort, indem sie ihrem Söhnchen das zerschnittene Buch entriß. »Du bist unerträglich; verlaß uns, geh zu deiner Schwester und zum lieben Großpapa.«

»Das Album ...«, sagte Eduard.

»Wieso das Album?«

»Ja, ich will das Album ...«

»Warum hast du die Bilder zerschnitten?«

»Weil es mir Spaß macht.«

»Geh fort, geh!«

»Ich gehe nicht, wenn ich nicht das Album kriege«, entgegnete der Junge, indem er sich, getreu seiner Gewohnheit, nie nachzugeben, in einen großen Fauteuil legte.

»Da, nun laß uns in Ruhe!« sagte Frau von Villefort und gab Eduard das Album. Der Graf sah ihr nach, während sie ihren Sohn zur Tür geleitete.

Laß sehen, ob sie die Tür hinter ihm zumacht! dachte er.

Frau von Villefort schloß die Tür aufs sorgfältigste hinter dem Kind; der Graf schien es nicht zu bemerken. Sie warf noch einen letzten Blick um sich und nahm dann wieder Platz.

»Erlauben Sie mir zu bedenken, gnädige Frau«, sagte der Graf, »daß Sie sehr streng mit dem reizenden Schelm sind.«

»Man muß wohl, Herr Graf«, entgegnete Frau von Villefort mit Mutterwürde.

»Er sagte seinen Cornelius Nepos her, und Sie haben ihn in einem Zitat unterbrochen, das beweist, daß sein Lehrer die Zeit mit ihm nicht verloren hat und daß Ihr Sohn für sein Alter weit vorgeschritten ist«, bemerkte Monte Christo.

»Er hat allerdings eine leichte Auffassung«, antwortete die Mutter geschmeichelt, »und er lernt alles, was er will. Nur den einen Fehler hat er, daß er zu eigenwillig ist; aber, um auf das, was er sagte, zurückzukommen, glauben Sie wirklich, Herr Graf, daß Mithridates solche Vorsichtsmaßregeln benutzte und daß diese Vorsichtsmaßregeln wirksam waren?«

»Ich glaube so sehr daran, gnädige Frau, daß ich selbst sie angewendet habe, um in Neapel, Palermo und Smyrna nicht vergiftet zu werden, das heißt bei drei Gelegenheiten, wo ich ohne diese Vorsicht mein Leben hätte lassen müssen.«

»Und das Mittel hatte Erfolg?«

»Ja.«

»Ich erinnere mich, daß Sie mir etwas Ähnliches schon in Perusa erzählt haben.«

»So!« entgegnete der Graf mit gut gespielter Überraschung; »ich erinnere mich nicht.«

»Ich fragte Sie, ob die Gifte in gleicher Weise und gleich kräftig auf die Menschen aus dem Norden und aus dem Süden wirkten, und Sie antworteten mir sogar, daß das kalte Temperament der Nordländer nicht so leicht unterliege wie die lebhaftere Natur der Südländer.«

»Allerdings«, antwortete Monte Christo; »ich habe Russen, ohne unpäßlich zu werden, Pflanzenstoffe verzehren sehen, die einen Neapolitaner oder Araber unfehlbar getötet hätten.«

»Also, Sie glauben, das Resultat sei bei uns noch sicherer als im Orient und man gewöhne sich bei unsrem Nebel und Regen leichter an die fortschreitende Aufnahme des Gifts als in wärmeren Breiten?«

»Gewiß; wohlverstanden aber, daß man nur gegen das Gift gefeit wird, an das man sich gewöhnt hat.«

»Ja, ich verstehe, und wie würden Sie zum Beispiel sich daran gewöhnen, oder vielmehr, wie haben Sie sich daran gewöhnt?«

»Das ist sehr leicht. Nehmen wir an, Sie wüßten im voraus, welches Gift man Ihnen reichen würde ... sagen wir zum Beispiel Bruzin ...«

»Bruzin, eine Art Strychnin, wird aus der falschen Angostura gewonnen, glaube ich«, sagte Frau von Villefort.

»Ganz recht«, antwortete Monte Christo; »aber ich sehe, daß Sie von mir nicht mehr viel lernen können; ich mache Ihnen mein Kompliment: Solche Kenntnisse sind bei Damen selten.«

»Oh, ich gestehe, daß ich die heftigste Leidenschaft für die geheimen Wissenschaften habe, die die Einbildungskraft wie Poesie anregen und sich wie eine algebraische Gleichung in Ziffern lösen; aber fahren Sie, bitte, fort; was Sie sagen, interessiert mich im höchsten Grade.«

»Nun wohl«, sagte Monte Christo, »nehmen wir zum Beispiel an, das Gift sei Bruzin, und Sie nähmen am ersten Tag ein Milligramm, am zweiten zwei; am zehnten hätten Sie dann ein Zentigramm; nach zwanzig Tagen hätten Sie, indem Sie ein Milligramm mehr nähmen, zwei Zentigramm, das heißt eine Dosis, die Sie ohne Beschwerde nehmen könnten, die aber für jemand anders, der nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, schon sehr gefährlich sein würde, kurz, wenn Sie nach vier Wochen mit jemand anders aus ein und derselben Karaffe tranken, würden Sie diese Person töten, selbst

aber nur an einem einfachen Unbehagen merken, daß dem Wasser irgendeine giftige Substanz beigemischt worden ist.«

»Kennen Sie kein andres Gegengift?«

»Nein, keins.«

»Sie sind ein großer Chemiker, Herr Graf«, sagte Frau von Villefort, nachdem sie noch über mehrere Gifte und deren Anwendung gesprochen hatten; »und dieses Elixier, von dem Sie meinem Sohn etwas eingegeben haben und das ihn so schnell wieder ins Leben gerufen hat ...?«

»Oh«, entgegnete Monte Christo, »ein Tropfen von diesem Elixier hat genügt, um Ihren ohnmächtigen Sohn ins Leben zurückzurufen, aber drei Tropfen hätten ihm das Blut in die Lunge getrieben, so daß er Herzklopfen bekommen hätte; sechs hätten ihm den Atem benommen und eine viel ernstere Ohnmacht verursacht als die, in der er sich befand; zehn endlich hätten ihn getötet.«

»Es ist also ein schreckliches Gift?«

»Das nicht unbedingt! Vorerst müssen wir einräumen, daß das Wort Gift nicht existiert, da man sich in der Medizin der stärksten Gifte bedient, die durch die Weise, wie sie verabreicht werden, Heilmittel werden.«

»Was war es dann?«

»Es war ein Präparat meines Freundes, des vortrefflichen Abbés Adelmonte aus Taormina in Sizilien, der ein ausgezeichnete Chemiker war und mich gelehrt hat, mich dessen zu bedienen.«

»Oh«, sagte Frau von Villefort, »das muß ein vorzügliches Mittel gegen Ohnmachtsanfälle sein.«

»Ein ganz ausgezeichnetes«, antwortete der Graf; »Sie haben es gesehen, und ich benutze es häufig; mit aller Vorsicht, wohlverstanden«, fügte er lachend hinzu.

»Das glaube ich«, entgegnete Frau von Villefort in demselben Ton. »Ich bei meiner Nervosität und meiner Neigung zu Ohnmachtsanfällen brauchte Doktor Adelmonte, daß er mir Mittel erfinde, frei zu atmen und mich über meine Furcht, einmal zu ersticken,

zu beruhigen. Da die Sache in Frankreich aber schwer zu ermöglichen und Ihr Abbé wahrscheinlich nicht geneigt ist, meinestwegen die Reise nach Paris zu machen, halte ich mich inzwischen an die Mittel des Herrn Planche, und Pfefferminz und Hoffmannstropfen spielen bei mir eine große Rolle. Sehen Sie diese Pastillen, die ich mir habe machen lassen; sie enthalten eine doppelte Dosis.«

Monte Christo öffnete die Schildpattdose, die ihm die junge Frau reichte, und atmete den Duft der Pastillen als Kenner, der solche Präparate zu würdigen weiß.

»Sie sind vorzüglich«, sagte er, »müssen aber hinuntergeschluckt werden, was Ohnmächtige oft nicht können. Da ziehe ich mein Spezifikum vor.«

»Oh, allerdings, ich zöge es auch vor, besonders nach der Wirkung, wie ich sie gesehen habe; aber es ist jedenfalls ein Geheimnis, und ich bin nicht so unbescheiden, Sie darum zu bitten.«

»Aber ich, gnädige Frau«, sagte Monte Christo aufstehend, »bin so frei, es Ihnen anzubieten.«

»O Herr Graf.«

»Nur vergessen Sie nicht, daß es in kleiner Dosis ein Heilmittel, in starker ein Gift ist. Ein Tropfen gibt das Leben zurück, wie Sie gesehen haben; mehr als zehn würden unfehlbar töten, und auf eine um so schrecklichere Weise, als sie, in ein Glas Wein geschüttet, seinen Geschmack durchaus nicht verändern würden ... Aber es sieht fast aus, als ob ich Ihnen Ratschläge geben wollte.«

Es hatte soeben halb sieben Uhr geschlagen; man meldete eine Freundin der Frau von Villefort, die kam, um bei ihr zu speisen.

»Wenn ich die Ehre hätte, Sie schon zum dritten- oder viertenmal zu sehen, statt zum zweitenmal«, sagte Frau von Villefort, »wenn ich die Ehre hätte, Ihre Freundin zu sein, statt einfach das Glück zu haben, Ihnen verpflichtet zu sein, würde ich Sie zu Tisch hier behalten und keine Ablehnung annehmen.«

»Ich danke Ihnen, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »aber ich habe bereits eine andre Verpflichtung. Ich habe versprochen, eine mir befreundete griechische Prinzessin ins Theater zu führen.«

»Gehen Sie dann, Herr Graf, aber vergessen Sie mein Rezept nicht.«

»Oh, gnädige Frau, da müßte ich ja diese Stunde vergessen, während der ich mich mit Ihnen unterhalten habe, was vollständig unmöglich ist.«

Monte Christo verbeugte sich und ging. Frau von Villefort blieb träumerisch zurück. »Ein seltsamer Mann«, sagte sie, »und er sieht ganz so aus, als ob er sich mit Vornamen Adelmonte nannte.«

Was Monte Christo anbetrifft, so hatte das Resultat seine Erwartungen übertroffen. Das ist ein guter Boden! sagte er zu sich. Ich bin überzeugt, daß das Korn, das man da hineinfallen läßt, nicht verkümmert!

Und treu seinem Versprechen schickte er am andern Tag das Rezept.

## DER MAJOR CAVALCANTI UND SEIN SOHN

Einige Tage darauf, gegen sieben Uhr abends, hielt ein Wagen vor dem Hause Monte Christos und fuhr schleunigst wieder ab, nachdem er einen Mann von etwa zweiundfünfzig Jahren abgesetzt hatte. Dieser Mann trug einen grünen Rock mit schwarzen Schnüren, weite Hosen aus blauem Tuch, Stiefel von mattem Glanz mit dicker Sohle, hirschlederne Handschuhe, einen Hut, der wie der Hut eines Gendarmen aussah, und eine schwarze Halsbinde mit weißem Saum, die man für ein Halseisen ansehen konnte. Er läutete am Gitter und fragte den Hausmeister, ob hier Nummer 30 der Avenue des Champs-Élysées wäre und der Graf von Monte Christo hier wohne. Auf die bejahende Antwort trat er ein. Baptistin, der Kammerdiener des Grafen, meldete ihn, und der Graf befahl, ihn in den einfachsten Salon zu führen. Dort kam ihm der Graf lächelnd entgegen.

»Willkommen«, sagte er, »verehrter Herr, ich erwarte Sie.«

»Wirklich, Exzellenz?« sprach der Fremde.

»Ich wurde davon benachrichtigt, daß Sie heute um sieben Uhr kommen würden.«

»Daß ich kommen würde?«

»Jawohl.«

»Ah, desto besser, ich fürchtete, daß man diese Vorsicht vergessen habe. Sind Sie aber auch gewiß, sich nicht zu täuschen?«

»Also«, sagte Monte Christo, »sind Sie der Herr Marquis Bartolomeo Cavalcanti?«

»Der bin ich«, sagte der Fremde fröhlich.

»Österreichischer Major außer Diensten?«

»War ich Major?« fragte der alte Militär furchtsam.

»Ja«, sprach der Graf, »so nennt man in Frankreich den Rang, den Sie in Italien bekleideten.«

»Gut, ich verlange nichts Besseres.«

»Es hat Sie jemand an mich gewiesen?«

»Ja.«

»Der treffliche Abbé Busoni?«

»Derselbe«, rief der Major freudig.

»Haben Sie einen Brief?«

»Hier ist er.«

»Lassen Sie sehen.«

Monte Christo öffnete und las. Der Major sah den Grafen mit großen Augen an.

»Es ist gut ... dieser liebe Abbé«, sagte der Graf, während er las.

»Der Major Cavalcanti, ein würdiger Patrizier aus Lucca, abstammend von den Cavalcanti aus Florenz«, fuhr Monte Christo lesend fort, »hat ein Vermögen, das ihm eine halbe Million Einkünfte bringt.«

Monte Christo hob die Augen und verbeugte sich, indem er sagte: »Teufel, eine halbe Million! Mein werter Herr Cavalcanti!«

»Steht dort eine halbe Million?« fragte der Lucceser.

»Eine halbe Million ... in Buchstaben ausgeschrieben, und es muß so sein; der Abbé Busoni ist ein Mann, der alle Reichtümer Europas kennt.«

»Ich glaubte bei meiner Ehre nicht, daß es so viel ist.«

»Weil Sie einen Verwalter haben, der Sie bestiehlt.«

»Sie machen mich aufmerksam«, sagte der Lucceser ernsthaft, »ich werde den Schurken davonjagen.«

Monte Christo las weiter: »Und dem nur eins fehlt, um glücklich zu sein.«

»Ja, mein Gott, nur eins«, versetzte der Lucceser seufzend.

»Seinen Sohn wiederzufinden.«

»Einen angebeteten Sohn!«

»Der in seiner Kindheit entweder durch einen Feind seiner edlen Familie oder durch Zigeuner geraubt wurde.«

»Im Alter von fünf Jahren, mein Herr!« antwortete der Lucceser mit einem tiefen Seufzer und zum Himmel erhobenen Augen.

»Armer Vater!« sagte Monte Christo und fuhr fort. »Ich gab ihm Hoffnung, Leben zurück, als ich ihm sagte, daß Sie ihm seinen Sohn wiedergeben könnten, den er seit fünfzehn Jahren sucht.«

Der Lucceser sah Monte Christo unruhig an.

»Ich kann es«, sagte der Graf.

»Ah, der Brief lügt also nicht?«

»Haben Sie gezweifelt, teurer Bartolomeo?«

»Nein, niemals! Wie könnte ein so ernster, würdevoller Mann wie der Abbé Busoni solchen Scherz treiben! Doch Sie haben nicht alles gelesen, Exzellenz!«

»Richtig«, erwiderte Monte Christo, »hier ist noch ein Postskriptum.«

»Ja«, erwiderte der Lucceser, »ja ... ein Postskriptum.«

»Um dem Major Cavalcanti die Mühe zu ersparen, schicke ich ihm einen Wechsel von zweitausend Franken für seine Reisekosten und eröffne ihm einen Kredit bei Ihnen im Betrag von achtundvierzigtausend Franken, die Sie mir noch schuldig sind.«

Der Major folgte mit sichtbarer Angst, während der Graf dieses Postskriptum las. Der Graf sagte nichts weiter als: »Gut!«

»Er hat »gut« gesagt«, murmelte der Lucceser. »Nun, mein Herr?« sprach er laut.

»Nun?« fragte Monte Christo.

»Nun, das Postskriptum?«

»Nun ja, das Postskriptum.«

»Ist es Ihnen so angenehm wie der übrige Inhalt des Briefes?«

»Ganz gewiß. Ich und der Abbé standen in Verrechnung; ich weiß zwar nicht, ob ich ihm noch so viel schuldig bin, doch auf einige

Banknoten kommt es zwischen uns nicht an. – Sie scheinen diesem Postskriptum großen Wert beizulegen, Herr von Cavalcanti?»

»Ich gestehe, daß ich im vollen Vertrauen auf Abbé Busonis Anweisung mich nicht mit anderm Geld versehen habe und sehr in Verlegenheit wäre.«

»Setzen Sie sich«, sprach Monte Christo, »wahrlich, ich weiß nicht, was ich tue! Seit einer Viertelstunde lasse ich Sie stehen.«

»Hat nichts zu sagen«, sprach der Major und zog sich einen Stuhl herbei.

»Wollen Sie inzwischen etwas nehmen? Wein von Xeres, Oporto, Alicante?«

»Alicante, wenn ich bitten darf, das ist mein Lieblingswein.«

»Ich habe vortreffliches Biskuit dazu.«

»Nun denn ja, weil Sie mich dazu nötigen.«

Monte Christo klingelte. Baptistin erschien. Der Graf wandte sich zu ihm und fragte leise: »Nun?«

»Der junge Mensch ist schon da«, antwortete der Diener ebenso.

»Wo ist er?«

»Im blauen Salon, wie Eure Exzellenz befohlen haben.«

»Vortrefflich, bringen Sie Alicanter Wein und Biskuit.«

Baptistin ging und kam gleich darauf mit Wein, Biskuit und Gläsern zurück. Der Graf schenkte ein und nahm dann die Unterhaltung mit dem Fremden wieder auf.

»Also, mein Herr«, begann er, »Sie wohnen in Lucca, sind reich, adlig, genießen allgemeine Achtung und besitzen alles, was einen Menschen glücklich macht?«

»Alles, Exzellenz!« antwortete der Major, während er sein Biskuit verschlang. »Nur eines fehlt zu meinem Glück.«

»Ah, Ihr Kind wiederzufinden.«

»Ja, ja«, sagte der Major, indem er ein zweites Biskuit nahm, »das fehlt mir sehr.« Er hob die Augen zur Decke und bemühte sich tief zu seufzen.

»Unterdessen, teurer Herr von Cavalcanti«, sagte Monte Christo, »was läßt Sie Ihren Sohn so bedauern? Man hat mir gesagt, daß Sie nicht verheiratet waren?«

»Man glaubt es, Herr Graf, und ich selbst ...«

»Ja, Sie haben das Gerücht bestätigt, eine Jugendsünde, die Sie vor den Augen der Welt verbergen wollten.«

Der Lucceser richtete sich auf und nahm eine ruhige, würdevolle Miene an, während er verschämt die Augen niederschlug.

»Ja, ich wollte diesen Fehltritt allen Augen entziehen.«

»Doch nicht um Ihretwillen«, sprach Monte Christo, »denn ein Mann ist über solche Dinge erhaben.«

»Oh, meinerwegen wahrhaftig nicht«, sagte der Major lächelnd.

»Aber der Mutter wegen«, versetzte der Graf.

»Ja, wegen seiner Mutter!« rief der Lucceser und nahm ein drittes Biskuit, »wegen seiner armen Mutter.«

»Sie hieß Oliva Corsinari, nicht wahr?«

»Oliva Corsinari.«

»Marquise?«

»Marquise.«

»Und Sie haben sie endlich ungeachtet des Widerstands der Familie geehelicht?«

»Ja, so ist es.«

»Und«, versetzte Monte Christo, »Sie haben die Dokumente mitgebracht?«

»Welche Dokumente?«

»Nun, den Trauschein mit Oliva Corsinari und den Taufschein des Kindes.«

»Den Taufschein des Kindes?«

»Ja, des Andrea Cavalcanti, Ihres Sohnes. Nun, wo sind die Papiere?«

»Herr Graf, ich muß mit Bedauern gestehen, daß ich vergaß, sie mit mir zu nehmen.«

»Teufel, das ist fatal!« sagte Monte Christo.

Der Lucceser kratzte sich verlegen den Kopf.

»Sind sie denn so notwendig?«

»Durchaus, es könnte sich ein Zweifel gegen Ihre Heirat, gegen die rechtmäßige Geburt Ihres Kindes erheben.«

»Das ist wahr.«

»Das wäre für den jungen Menschen fatal«, sagte Monte Christo.

»Sehr fatal.«

»Es könnte ihm eine reiche Heirat verderben.«

»Welch ein Unglück, daß ich die Papiere nicht habe!«

»Glücklicherweise habe ich sie«, versetzte Monte Christo; »Abbé Busoni hat für Sie gedacht. Hier ist Ihr Trauschein.«

»Ja, meiner Treu«, rief der Major, ihn voll Erstaunen betrachtend.

»Hier ist ferner der Taufschein des Andrea.«

»Alles ist gehörig ausgefertigt«, sagte der Major.

»Nun, nehmen Sie diese Papiere, die ich nicht brauche, und geben Sie sie Ihrem Sohn, damit er sie sorgfältig aufbewahre. – Übrigens verstehen Sie, Herr Cavalcanti«, fuhr Monte Christo fort, »daß es nicht nötig ist, daß man in Frankreich von der fünfzehnjährigen Trennung von Ihrem Sohn etwas weiß. Ihr Sohn war bis jetzt auf einer Schule in der Provinz, nun wollen Sie seine Erziehung in Paris vollenden lassen. Deswegen haben Sie Via Reggio verlassen, wo Sie seit dem Tod Ihrer Frau wohnten. Das genügt.«

»Meinen Sie?«

»Gewiß.«

»Also gut.«

»Wenn man aber von der Trennung etwas erführe ...«

»Ja, was soll ich dann sagen?«

»Nun, daß ein treuloser Lehrer, bestochen von den Feinden Ihrer Familie ...«

»Den Corsinari?«

»Sicherlich ... Das Kind beseitigt habe, damit Ihr Stamm aussterbe.«

»Richtig, weil es mein einziger Sohn ist ...«

»Nun, da alles in Ordnung ist, da Ihre Erinnerungen wieder klar sind, habe ich eine Überraschung für Sie. Ihr Sohn ist hier.«

»Ihre Güte geht so weit, daß Sie mir meinen Sohn selbst vorstellen?«

»Nein, ich will mich zwischen einen Vater und seinen Sohn nicht stellen. Sie werden allein sein; aber beruhigen Sie sich, selbst in dem Falle, daß die Stimme des Blutes schweigt, können Sie sich nicht irren: Er wird durch diese Tür hereinkommen. Er ist ein hübscher blonder Jüngling, vielleicht zu blond, von einnehmendem Wesen, nun, Sie werden sehen.«

»Noch eins«, sagte der Major, »Sie wissen, daß ich nur zweitausend Franken bei mir hatte, die der gütige Abbé Busoni mir zugeschickt hatte, und ...«

»Und Sie brauchen Geld ... ganz richtig, teurer Herr von Cavalcanti. Hier haben Sie acht Scheine zu je tausend Franken.«

Die Augen des Majors funkelten.

»Bleiben vierzigtausend Franken, die ich Ihnen noch schulde«, sagte Monte Christo, »und nun machen Sie sich bereit, Ihren Sohn Andrea wiederzusehen.«

Er machte dem Lucceser eine Verbeugung und verschwand hinter den Türvorhängen.

Er trat in das Zimmer nebenan. Ein elegant gekleideter junger Mann mit blonden Haaren, rotblondem Bart, schwarzen Augen und auffallend weißer Haut saß in lässiger Haltung auf einem Sofa und schlug mit einem kleinen Spazierstock gegen seine Stiefel.

Als er Monte Christo bemerkte, erhob er sich rasch.

»Der Herr ist der Graf von Monte Christo?« sagte er.

»Ja, mein Herr«, erwiderte dieser, »und ich habe die Ehre, mit dem Herrn Grafen Andrea Cavalcanti zu sprechen, wie ich glaube?«

»Graf Andrea Cavalcanti«, wiederholte der junge Mann und machte eine tadellose Verbeugung.

»Sie haben ein Empfehlungsschreiben an mich?« sagte Monte Christo.

»Ich habe es nicht erwähnt wegen der sonderbaren Unterschrift.«

»Sindbad der Seefahrer, nicht wahr?«

»Ja. Da ich nun niemals einen andern Sindbad gekannt habe als den aus ›Tausendundeiner Nacht‹ ...«

»Schon gut, es ist einer seiner Nachkommen, ein sehr reicher Engländer, der mir befreundet ist, ein Mann, der schon mehr als originell, der beinahe närrisch ist und dessen wahrer Name Lord Wilmore ist.«

»Ah, das erklärt alles«, sagte Andrea. »Herr Graf, ich stehe Ihnen zu Diensten.«

»Wenn das wahr ist«, sagte lächelnd der Graf, »dann geben Sie mir bitte einige Aufklärungen über Ihre Person und Ihre Familie.«

»Gern, Herr Graf«, erwiderte der junge Mann, »ich bin, wie Sie soeben sagten, der Graf Andrea Cavalcanti, Sohn des Majors Bartolomeo Cavalcanti, ein Nachkomme der Cavalcanti, die im Goldenen Buch in Florenz eingetragen sind. Obwohl unsere Familie noch immer sehr reich ist, da mein Vater eine halbe Million Einkünfte im Jahr hat, so hat sie doch manchen Schicksalsschlag erlitten, und ich selbst bin als fünfjähriges Kind von einem ungetreuen Erzieher entführt worden, so daß ich meinen Vater seit fünfzehn Jahren nicht gesehen habe. Seit ich erwachsen und mein eigener Herr bin, suche ich meinen Vater, aber bis jetzt vergeblich. Auf einmal zeigt mir dieser Brief Ihres Freundes Sindbad an, daß er in Paris ist und daß ich mich an Sie wenden soll, um Nachrichten über meinen Vater entgegenzunehmen.«

»Wirklich«, sagte der Graf, der mit einer düsteren Genugtuung das freie, ungezwungene Wesen des jungen Mannes beobachtete, der schön war wie der böse Engel, »was Sie mir da erzählen, ist sehr interessant, und Sie haben gut daran getan, meinem Freund

Sindbad zu folgen, denn Ihr Vater befindet sich wirklich hier und sucht Sie.«

Bei diesen Worten fuhr der junge Andrea auf und rief: »Mein Vater ist hier?«

»Gewiß«, erwiderte Monte Christo, »Ihr Vater, der Major Bartolomeo Cavalcanti.«

Der Ausdruck des Schreckens, der sich auf dem Gesicht des jungen Mannes gezeigt hatte, verschwand sofort wieder.

»Ach, richtig«, sagte er, »der Major Bartolomeo Cavalcanti. Und Sie sagen, daß er hier ist, dieser liebe Vater?«

»Ja, mein Herr. Ich füge hinzu, daß ich ihn soeben verlassen habe. Die Geschichte seines geliebten Sohns, den er verloren hat, hat mich sehr gerührt. Endlich empfing er die Nachricht, daß die Räuber seines Sohns ihn gegen eine hohe Summe zurückgeben wollten. Diese Summe wurde auch nach Piemont geschickt. Sie hielten sich zu der Zeit in Südfrankreich auf, glaube ich?«

»Ja«, sagte Andrea verlegen, »ich war in Südfrankreich.«

»Ein Wagen erwartete Sie in Nizza?«

»Jawohl. Ich wurde von Nizza nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach Chambéry, von Chambéry nach Pont-de-Beauvoisin und von Pont-de-Beauvoisin nach Paris geführt.«

»Ihr Vater hoffte immer, Sie zu treffen, denn er folgte demselben Wege; deshalb war Ihre Reiseroute so festgelegt. Jetzt aber macht dem Marquis Cavalcanti ein einziger Umstand Sorgen, nämlich was Sie in der Zeit der Trennung getrieben haben, wie Ihre Räuber Sie behandelt haben, ob man die gebührende Rücksicht auf Ihre Herkunft genommen hat, schließlich, ob Ihre Leiden die natürlichen Fähigkeiten, mit denen Sie so reich begabt sind, nicht geschwächt haben und ob Sie selbst glauben, daß Sie in der Gesellschaft den Rang, der Ihnen zukommt, werden würdig einnehmen können.«

»Herr Graf«, stammelte der junge Mann verwirrt, »ich will nicht hoffen, daß falsche Berichte ...«

»Ich habe zum erstenmal durch meinen Freund Wilmore, den Philanthropen, von Ihnen gehört. Ich erfuhr, daß er Sie in einer traurigen Lage fand, deren nähere Umstände mir nicht bekannt sind; ich habe ihm auch keine Fragen darüber gestellt, ich bin nicht neugierig. Ihr Unglück hat sein Mitgefühl erregt, folglich waren Sie es wert. Er hat mir gesagt, daß er Ihnen Ihre Stellung in der Gesellschaft wiedergeben wollte, die Sie verloren hatten, daß er Ihren Vater suchen und finden würde; er hat ihn gesucht und hat ihn gefunden, wie es scheint, da er zur Stelle ist. Schließlich hat er mich gestern von Ihrer Ankunft benachrichtigt und mir noch einiges über Ihre Verhältnisse mitgeteilt; das ist alles. Ich weiß, daß mein Freund Wilmore ein Original ist, aber da er ein zuverlässiger Mensch ist und sein ungeheurer Reichtum es ihm gestattet, seinen Launen zu folgen, habe ich versprochen, zu tun, was er mir schrieb. Nehmen Sie mir deshalb meine Frage nicht übel. Da es mir obliegen wird, Sie ein wenig unter meinen Schutz zu nehmen«, fuhr Monte Christo fort, »so möchte ich wissen, ob die Schicksalsschläge, von denen Sie getroffen worden sind, Sie nicht der Gesellschaft entfremdet haben, in der Sie infolge Ihres Vermögens und Ihres Namens eine so große Rolle zu spielen berufen waren.«

»Herr Graf«, sagte der junge Mann, der, während der Graf sprach, seine Sicherheit allmählich wiedergewonnen hatte, »seien Sie über diesen Punkt außer Sorge; die Entführer, deren Ziel es offenbar war, mich meinem Vater später gegen Geld zurückzugeben, wie sie es getan haben, haben sich überlegt, daß sie mir meinen ganzen Wert lassen müßten, um mich recht teuer loszuschlagen; ich bin deshalb sehr gut erzogen worden, und diese Kindesräuber haben mich behandelt, wie man in Kleinasien manche Sklaven behandelte, die ihre Herren zu Grammatikern, Ärzten und Philosophen ausbilden ließen, um sie auf dem Markt in Rom recht teuer zu verkaufen.«

Monte Christo lächelte zufrieden; er hatte offenbar nicht so viel von Herrn Andrea Cavalcanti erwartet.

»Nun gut«, sagte Monte Christo; »auf einen besonderen Umstand will ich Sie noch aufmerksam machen: Sie werden kaum jemand Ihre rührende Geschichte erzählt haben, so wird sie bald völlig entstellt in der Gesellschaft die Runde machen. Sie müssen sich einen bestimmten Plan zurechtlegen, nach dem Sie Ihr Benehmen regeln. Sie müssen durch Freundschaften mit anständigen Leuten alles vergessen machen, was in Ihrer Vergangenheit dunkel sein könnte. Lord Wilmore hat mich nicht darüber im unklaren gelassen, daß Sie eine ziemlich stürmische Jugend hinter sich haben. Damit Sie niemand sonst nötig haben, hat man aus Lucca den Marquis Cavalcanti, Ihren Vater, kommen lassen. Sie werden ihn sehen, er ist ein wenig steif, aber das kommt von seiner Uniform, und wenn man erfahren wird, daß er seit achtzehn Jahren in österreichischen Diensten steht, wird man alles entschuldigen. Kurz, er genügt durchaus als Vater.«

»Sie nehmen mir eine Sorge vom Herzen, Herr Graf. Ich habe ihn seit so langer Zeit nicht gesehen, daß ich keine Erinnerung mehr an ihn habe.«

»Und dann, Sie wissen, ein großes Vermögen hilft über vieles hinweg.«

»Mein Vater ist also wirklich reich?«

»Millionär ... fünfhunderttausend Franken Einkünfte im Jahr.«

»Dann werde ich mich also in ... angenehmen Verhältnissen befinden?« fragte der junge Mann angstvoll.

»In sehr angenehmen, mein lieber Herr, er setzt Ihnen fünfzigtausend Franken das Jahr aus, während der ganzen Zeit, die Sie in Paris zubringen werden.«

»Aber ich werde immer hierbleiben, wenn es sich so verhält.«

»Wer kann alle Umstände berechnen, mein lieber Herr? Der Mensch denkt, und Gott lenkt.«

Andrea seufzte.

»Aber solange ich in Paris bleibe und ... nichts mich zwingt, es zu verlassen, ist mir dieses Geld gesichert?«

»Jawohl.«

»Durch meinen Vater?« fragte Andrea mit Unruhe.

»Ja, aber garantiert durch Lord Wilmore, der Ihnen auf Bitten Ihres Vaters einen Kredit von fünftausend Franken monatlich bei Herrn Danglars, einem der sichersten Bankiers von Paris, eröffnet hat.«

»Und mein Vater will lange in Paris bleiben?« fragte Andrea unruhig.

»Nur einige Tage«, antwortete Monte Christo, »der Dienst erlaubt es ihm nicht, länger als zwei oder drei Wochen abwesend zu sein.«

»Oh, der gute Vater!« sagte Andrea, über diese baldige Abreise sichtlich erfreut.

»Jetzt will ich aber den Augenblick Ihrer Vereinigung mit Ihrem Vater nicht länger hinauszögern«, sagte der Graf. »Treten Sie in dieses Zimmer, mein lieber Freund, Sie werden Ihren Vater finden, der Sie erwartet.«

Andrea verbeugte sich tief vor dem Grafen und ging in das andere Zimmer.

Der Graf folgte ihm mit den Augen. Als der junge Mann das Zimmer verlassen hatte, drückte er auf einen Knopf, der sich neben einem Bild an der Wand befand. Das Bild bewegte sich daraufhin in dem Rahmen und ließ einen Spalt frei, durch den man in das Zimmer nebenan blicken konnte.

Andrea schloß die Tür hinter sich und ging auf den Major zu, der sich erhob.

»Mein Vater«, sagte Andrea laut, damit ihn der Graf durch die geschlossene Tür hören könnte, »sind Sie es?«

»Guten Tag, mein lieber Sohn«, sagte der Major würdig.

»Welches Glück, uns nach so vielen Jahren der Trennung wiederzusehen«, sagte Andrea, indem er fortwährend nach der Tür blickte.

»Wirklich, die Trennung war lang.«

»Wollen wir uns nicht umarmen?« sagte Andrea.

»Wie du willst, mein Sohn«, sagte der Major.

Und die beiden Männer umarmten sich.

»Lieber Vater«, sagte Andrea, »wollen Sie mir nicht die Papiere geben, aus denen ich meine Herkunft ersehen kann?«

»Gewiß, hier sind sie.«

Andrea ergriff begierig die Heiratsurkunde seines Vaters und seinen Taufschein und las sie rasch durch.

Als er fertig war, sah er den Major mit einem sonderbaren Lächeln an.

»Oh«, sagte er in ausgezeichnetem Toskanisch, »gibt es denn keine Galeeren in Italien?«

Der Major richtete sich auf.

»Weshalb?« sagte er.

»Weil man derartige Papiere anscheinend straflos fabrizieren kann. In Frankreich würden Sie dafür fünf Jahre bekommen.«

»Was meinen Sie?« fragte der Major.

»Mein lieber Herr Cavalcanti«, sagte Andrea, während er den Arm des Majors drückte, »wieviel gibt man Ihnen, damit Sie mein Vater sind und Stillschweigen bewahren?«

Der Major wollte sprechen.

»Pst«, sagte Andrea leise, »ich will Ihnen mit gutem Beispiel vorgehen und offen sprechen; man gibt mir fünfzigtausend Franken jährlich, um Ihr Sohn zu sein. Sie verstehen also, daß ich Sie nicht als Vater verleugnen werde.«

»Nun«, sagte der Major, »man zahlt mir eine einmalige Summe von fünfzigtausend Franken.«

»Herr Cavalcanti«, sagte Andrea, »glauben Sie, daß ich den Versprechungen, die man mir gemacht hat, trauen kann?«

»Ich glaube es. Aber wir müssen unsere Rollen gut spielen. Ich als zärtlicher Vater.«

»Und ich als respektvoller Sohn. Haben Sie nicht einen Brief erhalten?«

»Ja, von einem gewissen Abbé Busoni, den ich nie gesehen habe.«

»Und was stand in diesem Brief?«

Der Major gab dem jungen Mann den Brief.

»Lesen Sie.«

Andrea las halblaut:

*»Sie sind arm, ein elendes Alter steht Ihnen bevor. Wollen Sie, wenn nicht reich, so doch wenigstens unabhängig werden? Reisen Sie sofort nach Paris, begeben Sie sich zu dem Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs-Élysées Nr. 30, und fragen Sie dort nach dem Sohn, den Sie von der Marquise von Corsinari gehabt haben und der im Alter von fünf Jahren entführt worden ist. Er heißt Andrea Cavalcanti. Damit Sie die freundlichen Absichten des Unterzeichneten nicht bezweifeln, finden Sie inliegend: erstens einen Wechsel von zweitausendvierhundert toskanischen Livres, zahlbar bei Herrn Gozzi in Florenz, zweitens ein Empfehlungsschreiben an den Grafen von Monte Christo, bei dem ich Ihnen einen Kredit von achtundvierzigtausend Franken eröffne. Finden Sie sich am sechszwanzigsten Mai, um sieben Uhr abends, bei dem Grafen ein.*

*Gezeichnet Abbé Busoni.«*

»Das stimmt.«

»Wieso, das stimmt? Was wollen Sie sagen?« fragte der Major.

»Ich sage, daß ich fast denselben Brief erhalten habe.«

»Vom Abbé Busoni?«

»Nein, von einem Engländer, einem gewissen Lord Wilmore, der sich den Namen Sindbad der Seefahrer beigelegt hat.«

»Und den Sie ebensowenig kennen wie ich den Abbé Busoni?«

»Ich habe ihn ein einziges Mal gesehen.«

»Wo?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen; Sie würden dann ebensoviel wissen wie ich, und das ist nicht nötig.«

»Und in dem Brief stand?«

»Lesen Sie.«

Der Major nahm den dargereichten Brief und las:

*»Sie sind arm, eine elende Zukunft steht Ihnen bevor. Wollen Sie einen Namen haben, frei und reich sein? Besteigen Sie den Postwagen, den Sie vor dem Genueser Tor in Nizza finden werden. Nehmen Sie den Weg über Turin, Chambéry und Pont-de-Beauvoisin. Seien Sie am sechs- undzwanzigsten Mai, um sieben Uhr abends, beim Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs-Élysées in Paris, und fragen Sie nach Ihrem Vater. Sie sind der Sohn des Marquis Bartolomeo Cavalcanti und der Marquise Oliva Corsinari, wie aus den Papieren hervorgehen wird, die Ihnen der Marquis einhändigen wird und die es Ihnen ermöglichen werden, unter diesem Namen in der Pariser Gesellschaft zu leben. Ein Einkommen von fünfzigtausend Franken jährlich wird Sie in stand setzen, Ihrem Rang entsprechend aufzutreten. Diesem Briefe sind beige-fügt ein Wechsel von fünftausend Franken, zahlbar bei Herrn Ferrea, Bankier in Nizza, und ein Empfehlungsschreiben an den Grafen von Monte Christo, der von mir beauftragt ist, für Sie zu sorgen.*

*Sindbad der Seefahrer.«*

»Verstehn Sie etwas von der ganzen Sache?« fragte der Major nach beendeter Lektüre.

»Wahrhaftig, nein.«

»Es wird wohl jemandem ein Streich gespielt werden.«

»Auf jeden Fall sind weder Sie noch ich dieser Jemand, und dann kann es uns ja egal sein, nicht wahr? Also spielen wir unsre Rollen gut.«

»Sie werden sehn, daß ich Ihnen ein würdiger Partner sein werde.«

»Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, teurer Vater.«

»Du machst mir Ehre, lieber Sohn.«

Der Graf wählte diesen Augenblick, um wieder in das Zimmer einzutreten.

»Nun, Herr Marquis«, sagte er, »haben Sie einen Sohn nach Ihrem Herzen gefunden?«

»Oh, Herr Graf, ich bin außer mir vor Freude.«

»Und Sie, junger Mann?«

»Ich bin außer mir vor Glück.«

»Glücklicher Vater! Glücklicher Sohn«, sagte der Graf. »Übrigens«, fuhr er zu dem Sohn gewandt fort, »gaben Sie mir nicht zu verstehn, daß Sie Geld brauchen?«

»Ja, und?«

»Ihr Vater hat mich beauftragt, Ihnen das zu übergeben.« Er steckte dem jungen Mann ein Paket Banknoten zu.

»Und jetzt«, fügte er hinzu, »gehen Sie.«

»Und wann werden wir die Ehre haben, den Herrn Grafen wiederzusehen?«

»Am Sonnabend. Ich gebe ein Diner in meinem Haus in Auteuil, Rue de la Fontaine achtundzwanzig. Es werden mehrere Personen da sein, unter andern Herr Danglars, Ihr Bankier, dem ich Sie vorstellen werde. Er muß Sie beide kennenlernen, um Ihnen Ihr Geld auszuzahlen.«

»Um welche Zeit sind wir Ihnen genehm?« fragte der junge Mann.

»Um halb sieben.«

»Gut«, sagte der Major, »wir werden dasein.«

Die beiden Cavalcanti verbeugten sich vor dem Grafen und verließen das Zimmer. Der Graf trat ans Fenster und sah, wie sie Arm in Arm über den Hof gingen.

»Das sind zwei große Schufte«, sagte er, »schade, daß sie nicht wirklich Vater und Sohn sind.« –

Am Vormittag des folgenden Tags ließ der Graf früh anspannen. Er passierte die Barriere von Enfer, fuhr dann auf der Straße, die nach Orléans führt, weiter, ließ das Dorf Linas hinter sich, ohne bei dem Telegrafen haltzumachen, der gerade in dem Augenblick, als der Graf vorüberfuhr, seine dünnen langen Arme bewegte, und setzte seinen Weg bis zum Turm von Montlhéry fort.

Am Fuße des Hügels, auf dem der Turm liegt, stieg der Graf aus und begann den Abhang zu ersteigen.

Oben angekommen, betrat er durch eine Tür einen kleinen gut erhaltenen Garten. Nach einigen Schritten stieß er plötzlich auf einen Mann von etwa fünfzig Jahren, der Erdbeeren pflückte.

»Der Herr kommt, um den Telegrafen zu besichtigen?« fragte der Gärtner.

»Ja«, antwortete Monte Christo, »falls es nicht verboten ist.«

»Es ist durchaus nicht verboten«, erwiderte der Gärtner, »es ist ja nichts zu befürchten, da niemand versteht, was wir melden.«

»Ich habe mir sagen lassen, daß Sie Zeichen weitergeben, die Sie selbst nicht verstehn«, bemerkte der Graf.

»So ist es, mein Herr, und das ist mir lieber so«, sagte lachend der Telegrafist.

»Weshalb ist Ihnen das lieber?«

»Weil ich auf diese Weise keine Verantwortung habe. Ich bin nur eine Maschine, und wenn ich funktioniere, wird nichts weiter von mir verlangt. Wollen Sie jetzt mit mir kommen?«

»Ich folge Ihnen.«

Sie betraten den Turm und gingen in das dritte Stockwerk hinauf, in dem sich der Telegraf befand.

Monte Christo betrachtete die beiden eisernen Griffe, mit denen der Telegrafist die Maschine in Bewegung setzte.

»Das ist sehr interessant«, sagte der Graf. »Sie verstehn also nichts von den Zeichen, die Sie geben?«

»Nur einige, die mich persönlich angehen.«

»Sehen Sie«, sagte der Graf, indem er zum Fenster hinausblickte, »setzt sich nicht der andere Telegraf in Bewegung?«

»Wahrhaftig; ich danke Ihnen, Herr.«

»Und was sagt er? Ist es etwas, das Sie verstehn?«

»Ja, er fragt, ob ich bereit bin.«

»Und Sie antworten?«

»Durch ein Zeichen, das dem Nachbartelegrafen zur Rechten ansagt, daß ich bereit bin, während gleichzeitig der Telegraf zur Linken dadurch aufgefordert wird, sich seinerseits bereitzumachen.«

»Das ist sehr sinnreich«, bemerkte der Graf.

»Sie werden sehen«, sagte stolz der Telegrafist, »in fünf Minuten wird er sprechen.«

»Ich habe also fünf Minuten«, sagte Monte Christo, »das ist mehr Zeit, als ich brauche. Mein lieber Herr, gestatten Sie mir eine Frage.«

»Bitte.«

»Wenn Sie zufällig den Kopf wegwendeten, wenn der Telegraf zur Rechten sich in Bewegung setzt, was würde da geschehen?«

»Ich würde, da ich die Zeichen nicht weitergegeben hätte, mit einer Geldstrafe belegt werden.«

»Gut. Und wenn es Ihnen einfiel, irgend etwas an dem Zeichen zu ändern oder ein andres weiterzugeben?«

»Ich würde entlassen werden und meine Pension verlieren. Deshalb würde ich niemals etwas Derartiges tun.«

»Wieviel haben Sie im Jahr?«

»Tausend Franken.«

»Wenn ich Ihnen fünfundzwanzigtausend Franken biete, würden Sie es dann tun?«

»Mein Herr, Sie wollen mich in Versuchung führen!«

»Allerdings.« Und Monte Christo drückte ihm ein Paket Banknoten in die Hand.

»Was soll ich tun?« fragte der Telegrafist.

»Die Zeichen, die Sie hier sehen, weitergeben.«

Monte Christo zog ein Stück Papier aus der Tasche, auf dem drei Telegrafensignale gezeichnet waren mit Zahlen, die die genaue Reihenfolge anzeigten, in der sie wiederholt werden sollten.

»Es ist nicht viel, wie Sie sehen«, sagte der Graf.

Fiebernd und mit Schweiß bedeckt wiederholte der Telegrafist die drei Zeichen auf dem Papier, trotz der heftigen Verrenkungen des

Telegrafen zur Rechten, der die Änderung nicht begriff und glauben mußte, daß sein Nachbar toll geworden war.

Unterdessen wiederholte der Telegraf zur Linken gewissenhaft dieselben Zeichen, die schließlich im Ministerium des Innern aufgenommen wurden.

»Jetzt sind Sie reich«, sagte Monte Christo.

»Ja«, erwiderte der Telegrafist, »aber um welchen Preis!«

»Hören Sie, mein Freund«, sagte Monte Christo, »ich will nicht, daß Sie Gewissensbisse haben sollen. Glauben Sie mir, Sie haben niemand etwas Böses getan, und Sie haben den Absichten Gottes gedient.«

Fünf Minuten, nachdem die telegrafische Nachricht im Ministerium eingetroffen war, ließ Debray anspannen und fuhr zu Danglars.

»Besitzt Ihr Gatte Stücke von der spanischen Anleihe?« fragte er die Baronin.

»Und ob! Für sechs Millionen.«

»Er soll sie sofort um jeden Preis verkaufen.«

»Weshalb?«

»Weil Don Carlos Bourges verlassen hat und nach Spanien zurückgekehrt ist.«

»Wieso wissen Sie das?«

»Wie ich die Nachrichten eben weiß«, sagte Debray schulterzuckend.

Die Baronin ließ es sich nicht zweimal sagen. Sie lief zu ihrem Mann, dieser lief zu seinem Agenten und trug ihm auf, um jeden Preis zu verkaufen.

Als man gewahr wurde, daß Danglars verkaufte, sank die spanische Anleihe sofort. Danglars verlor fünfhunderttausend Franken, aber er wurde alle seine Stücke los.

Am Abend las man im »Messenger«:

»Telegrafische Depesche.

Der König Don Carlos ist aus Bourges, wo er bewacht wurde, entkommen und ist über die katalonische Grenze nach Spanien zurückgekehrt. Barcelona hat sich zu seinen Gunsten empört.«

Während des ganzen Abends war von nichts weiter die Rede als von der klugen Voraussicht Danglars', der seinen Anleihebesitz verkauft hatte und so glücklich gewesen war, dabei nur fünfhunderttausend zu verlieren. Die Leute, die ihre Anleihe behalten hatten und die von Danglars gekauft hatten, betrachteten sich als ruiniert und hatten eine sehr schlechte Nacht.

Am nächsten Morgen las man im »Moniteur«:

»Die Nachricht von der Flucht des Don Carlos und der Empörung Barcelonas, die gestern der ›Messenger‹ brachte, entbehrt jeder Grundlage. Der König Don Carlos hat Bourges nicht verlassen, und in Spanien ist alles ruhig. Die falsche Nachricht ist dadurch entstanden, daß ein telegrafisches Zeichen infolge des Nebels unrichtig aufgefaßt wurde.«

Die spanische Anleihe stieg sofort um das Doppelte dessen, was sie verloren hatte. Danglars hatte eine halbe Million verloren und eine halbe war ihm entgangen. Das machte im ganzen eine Million Verlust.

## DAS DINER

Auf den ersten Anblick und von außen gesehen war das Haus zu Auteuil sehr einfach; sobald man aber die Tür geöffnet hatte, wechselte das Schauspiel. Bertuccio hatte sich, was den Geschmack der Ausstattung und die Schnelligkeit der Ausführung anbelangt, selbst übertroffen. Innerhalb dreier Tage hatte er nach einem vom Grafen selbst entworfenen Plan den ganzen Hof mit Bäumen bepflanzen lassen, die die Hauptfassade des Hauses beschatteten. An die Stelle des halb von Unkraut überwucherten Pflasters war grüner Rasen getreten. So gesehen, war das Haus nicht wiederzuerkennen, und Bertuccio selbst behauptete, daß er das Haus nicht wiedererkenne.

Der Verwalter hätte auch gern einige Veränderungen am Garten vorgenommen; der Graf aber hatte ihm verboten, hier irgend etwas anzurühren. Bertuccio entschädigte sich dafür, indem er die Vorzimmer, die Treppen und Kamine mit Blumen bedeckte. Das seit zwanzig Jahren verlassene Haus hatte plötzlich den Anblick des Lebens wiedererhalten; wie in einem aus langem Zauberschlaf erlösten Schloß eilte die Dienerschaft durch die Räume, in den Schuppen standen Wagen, in den Ställen wieherten Pferde. Der Graf fand bei seiner Ankunft seine Bücher, Waffen und Lieblingsgemälde; in dem Vorzimmer die Hunde, die er gern hatte, die Vögel, deren Gesang ihm Freude machte.

Ein einziges Zimmer war unverändert geblieben; an diesem in der linken Ecke des ersten Stockwerks gelegenen Zimmer, zu dem man über die Haupttreppe hinaufgelangen und das man durch die ge-

heime Treppe wieder verlassen konnte, gingen die Dienstboten mit Neugier und Bertuccio mit Schrecken vorüber.

Um fünf Uhr war der Graf mit Ali eingetroffen, um sechs Uhr empfing er auf der Freitreppe als ersten seiner für heute geladenen Tischgäste Maximilian Morrel, den er mit freundlichem Lächeln begrüßte.

Bald darauf kamen Herr von Château-Renaud und Herr Debray, beide zu Pferde, und fast gleichzeitig mit ihnen der Wagen der Baronin Danglars. Der Wagen fuhr in den Torweg, beschrieb einen Halbkreis und hielt vor der Freitreppe.

Debray war sofort abgestiegen. Er trat an den Schlag des Wagens und bot der Baronin die Hand; die Baronin machte ihm beim Aussteigen ein Zeichen, das nur Monte Christo bemerkte. Dem Auge des Grafen entging nichts; er sah einen kleinen weißen Zettel von der Hand der Baronin in die des Sekretärs gleiten, und dieses Manöver wurde mit einer Leichtigkeit ausgeführt, die zeigte, daß es sehr oft geübt worden sein mußte.

Hinter seiner Frau stieg der Bankier aus, der heute sehr bleich aussah. Frau Danglars warf einen schnellen Blick auf den Hof und das Haus, den Monte Christo allein verstand; sie unterdrückte eine leichte Bewegung, die sich sicher auf ihrem Gesicht ausgeprägt hätte, wenn es ihrem Gesicht erlaubt gewesen wäre zu erbleichen, und schritt die Freitreppe hinauf.

Während Monte Christo der Baronin einige prachtvolle chinesische Vasen zeigte, riß Danglars, der kein großer Liebhaber von Kuriositäten war, mechanisch eine Blüte nach der andern von einem Pomeranzenbaum; als er mit diesem Baum fertig war, wollte er die gleiche Unterhaltung bei einem Kaktus fortsetzen, aber der Kaktus war weniger gutwillig als der Pomeranzenbaum und stach ihn heftig.

Danglars fuhr zusammen und rieb sich die Augen, als ob er geträumt hätte.

»Herr Baron«, sagte Monte Christo lächelnd, »Ihnen, der Sie Liebhaber von Gemälden sind und so schöne Sachen haben, kann ich die meinen nicht empfehlen. Indessen sind hier zwei Hobbema, ein Paul Potter, ein Mieris, zwei Gérard Dow, ein Raffael, ein van Dyck, ein Zurbarán und einige Murillos, die würdig sind, Ihnen vorgestellt zu werden.«

»Ah«, sagte Debray, »da ist ein Hobbema, den ich wiedererkenne, weil man ihn uns für das Museum angeboten hat.«

»Das ja wohl keinen besitzt«, warf Monte Christo ein.

»Nein, und das den Ankauf dennoch abgelehnt hat.«

»Warum das?« fragte Château-Renaud.

»Das ist eine Frage! Weil die Regierung kein Geld dazu hat.«

»Herr Major Bartolomeo Cavalcanti! Herr Graf Andrea Cavalcanti!« meldete Baptistin.

Ein alter Offizier von tadelloser Haltung mit drei Sternen und fünf Kreuzen auf der Brust und ein elegant gekleideter junger Mann traten in den Empfangsraum.

Die Blicke der jungen Leute wandten sich vom Vater auf den Sohn und blieben längere Zeit auf dem letzteren haften.

»Cavalcanti!« sagte Debray.

»Ein schöner Name, zum Kuckuck!« meinte Morrel.

»Ja«, sagte Château-Renaud, »das ist wahr, diese Italiener haben schöne Namen, aber sie kleiden sich schlecht.«

»Sie sind sehr krittlig, Château-Renaud«, entgegnete Debray; »diese Kleider sind von einem vorzüglichen Schneider und ganz neu.«

»Das habe ich gerade daran auszusetzen. Der Herr sieht aus, als ob er sich heute zum erstenmal anleidete.«

»Was sind das für Herren?« fragte Danglars den Grafen von Monte Christo.

»Sie haben ja gehört, Cavalcantis.«

»Da weiß ich noch nichts weiter als den Namen.«

»Ah, richtig, Sie sind über unsern italienischen Adel nicht auf dem laufenden; wer Cavalcanti sagt, meint ein fürstliches Geschlecht.«

»Schönes Vermögen?« fragte der Bankier.

»Ein fabelhaftes.«

»Was machen sie?«

»Sie versuchen es zu verbrauchen, ohne zum Ziel zu kommen. Sie haben übrigens Kredite auf Sie, wie sie mir vorgestern, als sie bei mir waren, sagten. Ich habe sie sogar mit Rücksicht auf Sie eingeladen und werde sie Ihnen vorstellen.«

»Sie scheinen aber ein sehr reines Französisch zu sprechen«, meinte Danglars.

»Der Sohn ist in einer Schule in Südfrankreich, in Marseille oder in der Gegend glaube ich, erzogen worden. Sie finden ihn voll Begeisterung.«

»Worüber?« fragte die Baronin.

»Über die Französinen, gnädige Frau. Er will durchaus eine Pariserin heiraten.«

»Eine nette Idee!« warf Danglars schulterzuckend ein.

Frau Danglars sah ihren Mann mit einem Ausdruck an, der in jedem andern Augenblick ein Gewitter geweissagt hätte; aber sie schwieg.

»Der Herr Baron scheint heute sehr mißgestimmt zu sein«, bemerkte Monte Christo zu Frau Danglars; »will man ihn vielleicht zum Minister machen?«

»Nein, noch nicht, soviel ich weiß. Ich glaube vielmehr, er hat an der Börse gespielt und verloren und weiß nun nicht, an wem er seinen Ärger auslassen soll.«

»Herr und Frau von Villefort!« rief Baptistin.

Die Angemeldeten traten ein. Herr von Villefort war trotz seiner Selbstbeherrschung sichtlich erregt. Als Monte Christo seine Hand berührte, fühlte er, wie sie zitterte.

In der Verstellung tut's doch keiner den Frauen gleich! dachte Monte Christo, während er Frau Danglars ansah, die dem Staatsanwalt zulächelte und dessen Frau küßte.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, bemerkte der Graf auf einmal, wie Bertuccio, der bis jetzt in den Wirtschaftsräumen beschäftigt gewesen war, in einen anstoßenden kleinen Salon trat. Er ging zu ihm.

»Was wollen Sie, Herr Bertuccio?« fragte er.

»Eure Exzellenz haben mir nicht die Anzahl der Tischgäste gesagt. Wieviel Gedecke?«

»Zählen Sie selbst!«

»Ist die Gesellschaft vollzählig, Exzellenz?«

»Jawohl.«

Bertuccio sah durch die halbgeöffnete Tür; Monte Christo beobachtete ihn aufmerksam.

»Ach, mein Gott!« rief Bertuccio.

»Was denn?« fragte der Graf.

»Die Dame da ...! Die Dame da!«

»Welche?«

»Die in dem weißen Kleid mit den vielen Diamanten! ... Die Blondine!«

»Frau Danglars?«

»Ich weiß nicht, wie sie heißt. Aber das ist sie, Herr Graf, das ist sie.«

»Wer denn?«

»Die Frau aus dem Garten! Die Schwangere! Die da spazierend und wartete ...«

Bertuccio stand da, bleich, mit gesträubtem Haar und offenem Mund.

»Nun, auf wen wartete?«

Bertuccio zeigte, ohne zu antworten, mit dem Ausdruck des Entsetzens auf Villefort.

»Oh! oh!« murmelte er endlich, »sehen Sie?«

»Wen denn? Wen denn?«

»Den!«

»Den ...! Herrn Staatsanwalt von Villefort meinen Sie?«

»Ich habe ihn also nicht getötet?«

»Ich glaube, Sie werden verrückt, mein lieber Bertuccio«, sagte der Graf.

»Er ist also nicht tot?«

»Nein, Sie sehen es ja; Sie werden ihn statt zwischen der sechsten und siebenten Rippe, wie es bei Ihren Landsleuten Mode ist, höher oder tiefer getroffen haben, und Leute von der Justiz haben ein zähes Leben; oder was Sie mir erzählt haben, ist nichts weiter als ein Traum, eine Halluzination gewesen. Nun, kommen Sie wieder zu sich und zählen Sie! Herr und Frau von Villefort, zwei; Herr und Frau Danglars, vier: Herr von Château-Renaud, Herr Debray, Herr Morrel, sieben: Herr Major Bartolomeo Cavalcanti, acht.«

»Acht!« wiederholte Bertuccio.

»Warten Sie! Warten Sie doch! Sie haben es doch verteufelt eilig fortzukommen. Sie haben noch einen Gast vergessen ... sehen Sie etwas nach links ... Herr Andrea Cavalcanti, der junge Mann im schwarzen Frack vor der ›Jungfrau‹ von Murillo ... der sich eben umdreht.«

Diesmal wollte Bertuccio einen Schrei ausstoßen, aber der Blick Monte Christos hemmte ihn.

»Benedetto!« murmelte er ganz leise. »O Verhängnis!«

»Da schlägt es halb sieben, Herr Bertuccio«, sagte der Graf streng; »um diese Stunde sollte zu Tisch gegangen werden; Sie wissen, daß ich es nicht liebe zu warten.«

Monte Christo kehrte zu seinen Gästen in den Salon zurück, während Bertuccio in den Speisesaal wankte.

Fünf Minuten darauf öffneten sich die Flügeltüren des Salons, Bertuccio erschien und meldete, daß gedeckt sei. Monte Christo bot Frau von Villefort den Arm.

»Herr von Villefort«, sagte er, »führen Sie bitte die Frau Baronin Danglars.«

Villefort tat es, und man begab sich in den Speisesaal.

Frau Danglars hatte eine Bewegung gemacht, als sie Herrn von Villefort auf die Aufforderung Monte Christos hin sich ihr nähern sah, um ihr den Arm anzubieten, und der Blick des Herrn von Villefort war unter der goldenen Brille unruhig geworden, als er den Arm der Baronin in dem seinen fühlte. Keine dieser beiden Bewegungen war dem Grafen entgangen.

Das Mahl war prachtvoll; man hätte sich in die arabische Märchenwelt versetzt fühlen können.

»Was ich am meisten bewundere«, sagte Château-Renaud, »ist die Schnelligkeit, mit der Sie bedient werden. Haben Sie dieses Haus nicht erst vor fünf oder sechs Tagen gekauft, Herr Graf?«

»Länger ist es noch nicht her«, antwortete Monte Christo.

»Nun, ich bin sicher, daß in diesen paar Tagen eine vollständige Umwandlung mit dem Haus vor sich gegangen ist; denn wenn ich mich nicht irre, hatte es einen andern Eingang, und der Hof war gepflastert und leer.«

»Was wollen Sie?« entgegnete Monte Christo. »Ich liebe das Grün und den Schatten.«

»In der Tat«, sagte Frau von Villefort, »früher trat man durch eine Tür nach der Straße ein, und an dem Tag meiner Rettung bin ich, wie ich mich erinnere, von der Straße aus ins Haus gekommen.«

»Jawohl, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo; »aber seitdem habe ich einen Eingang machen lassen, von wo ich durch das Gitter einen Ausblick auf das Bois de Boulogne habe.«

»In vier Tagen, das ist ein Wunder!« meinte Morrel.

»In der Tat, es grenzt ans Wunderbare, aus einem alten Hause so schnell ein neues zu machen«, sagte Château-Renaud; »denn das Haus war sehr alt und sehr düster. Ich erinnere mich, daß ich es im Auftrag meiner Mutter besichtigt habe, als Herr Saint-Méran es vor zwei oder drei Jahren zum Verkauf stellte.«

»Herr von Saint-Méran?« fragte Frau von Villefort. »Das Haus hat also Herrn von Saint-Méran gehört, ehe Sie es gekauft haben?«

»Es scheint so«, antwortete Monte Christo.

»Wieso, Sie wissen nicht, von wem Sie das Haus gekauft haben?«

»Wahrhaftig, nein, um diese Dinge kümmert sich mein Verwalter.«

»Es war wenigstens seit zehn Jahren nicht bewohnt«, sagte Château-Renaud, »und machte mit seinen geschlossenen Jalousien und Türen und dem wuchernden Unkraut im Hof einen unheimlichen Eindruck. Wahrhaftig, hätte es nicht dem Schwiegervater eines Staatsanwalts gehört, so hätte man es für eines jener verwünschten Häuser halten können, in denen ein großes Verbrechen begangen worden ist.«

Villefort, der bisher noch keins der drei oder vier Gläser Wein, die vor ihm standen, berührt hatte, nahm eines und leerte es auf einen Zug.

Monte Christo ließ einen Augenblick verstreichen, dann sagte er inmitten des Stillschweigens, das den Worten Château-Renauds gefolgt war: »Es ist seltsam, Herr Baron, aber derselbe Gedanke ist mir gekommen, als ich es zum erstenmal betreten habe; das Haus erschien mir so unheimlich, daß ich es nie gekauft hätte, wenn mein Verwalter es nicht für mich erworben hätte. Wahrscheinlich hatte er ein Trinkgeld von dem Notar erhalten.«

»Wahrscheinlich«, stammelte Villefort, indem er sich bemühte zu lächeln; »aber glauben Sie, daß ich mit dieser Bestechung nichts zu tun habe. Herr von Saint-Méran wünschte, daß dieses Haus, das einen Teil der Mitgift seiner Enkelin ausmacht, verkauft werde, weil es verfallen wäre, wenn es noch drei oder vier Jahre unbewohnt geblieben wäre.«

Morrel wurde blaß.

»Besonders ein Zimmer«, fuhr Monte Christo fort, »in dem Äußern nach einfaches, mit rotem Damast tapeziertes Zimmer, kam mir, ich weiß nicht warum, im höchsten Grade dramatisch vor.«

»Warum dramatisch?« fragte Debray.

»Kann man sich derartige Gefühle erklären?« entgegnete Monte Christo. »Gibt es nicht Orte, die einen ganz von selbst traurig stimmen? Weshalb? Man weiß es nicht. Es ist eine Verkettung von Erinnerungen, eine Laune des Gedächtnisses, die uns in andre Zeiten, an andre Orte versetzt, die mit dem Ort, an dem wir uns befinden, vielleicht gar nichts gemein haben; genug, das Zimmer erinnert mich merkwürdig an das Zimmer der Marquise von Granges oder der Desdemona. Aber da wir gespeist haben, muß ich es Ihnen zeigen, dann gehen wir zum Kaffee in den Garten; nach dem Diner das Schauspiel.«

Frau von Villefort erhob sich, Monte Christo tat desgleichen, und alle folgten ihrem Beispiel.

Villefort und Frau Danglars blieben einen Augenblick wie an ihren Platz genagelt; sie befragten sich mit den Augen, kalt, stumm, eisig.

»Haben Sie gehört?« sagte Frau Danglars.

»Wir müssen gehen«, antwortete Villefort, indem er aufstand und ihr den Arm bot.

Alle waren schon, von Neugier getrieben, in die anderen Zimmer getreten, denn man nahm mit Recht an, daß sich der Besuch nicht auf jenes eine Zimmer beschränken werde und man zugleich den Rest dieses Hauses besichtigen werde, aus dem Monte Christo einen Palast gemacht hatte. Monte Christo wartete auf die beiden Nachzügler und folgte dann mit einem Lächeln, das die Gäste, wenn sie es verstanden hätten, ganz anders erschreckt haben würde als das Zimmer, das sie sich ansehen sollten.

Man machte die Runde durch Zimmer, die nach orientalischer Art mit Diwanen und Polstern ausgestattet waren, durch Salons, die mit den schönsten Gemälden der alten Meister geschmückt waren, durch Boudoirs mit wundervollen chinesischen Stoffen; endlich gelangte man zu dem Zimmer, von dem der Graf gesprochen hatte.

Es zeigte nichts Besonderes, es sei denn, daß es, obgleich der Tag zur Neige ging, nicht erleuchtet war und das Gepräge des Alters

trug, während alle anderen Zimmer eine neue Ausstattung erhalten hatten. Diese beiden Umstände genügten in der Tat, um ihm etwas Unheimliches zu geben.

»Hu!« rief Frau von Villefort, »das ist ja wirklich entsetzlich.«

Frau Danglars stammelte einige Worte, die man nicht verstand. Die andern Gäste äußerten, daß das rotdamastne Zimmer wirklich etwas Finsteres habe.

»Nicht wahr?« sagte Monte Christo. »Sehen Sie nur, wie das Bett sonderbar gestellt ist, welch finstere und blutige Decke! Und diese beiden Pastellporträts, die durch die Feuchtigkeit verschossen sind, scheinen sie nicht mit ihren bleichen Lippen und entsetzten Augen zu sagen: Wir haben es gesehen!«

Villefort wurde blaß; Frau Danglars sank auf ein Sofa am Kamin.

»Oh«, sagte Frau von Villefort lächelnd, »haben Sie denn den Mut, sich auf dieses Sofa zu setzen, wo vielleicht das schreckliche Verbrechen begangen worden ist?«

Frau Danglars erhob sich rasch.

»Und das ist noch nicht alles«, sagte Monte Christo.

»Was gibt es noch?« fragte Debray, dem die Erregung der Frau Danglars nicht entging.

»Ja, was gibt's weiter?« fragte Danglars; »denn ich gestehe, daß ich bis jetzt nichts Besonderes sehe.«

Monte Christo öffnete eine geheime Tapetentür. »Sehen Sie hier diese kleine Treppe und sagen Sie, was Sie davon denken.«

»Welch düsterrer Ausgang!« meinte Château-Renaud lachend.

»Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob der griechische Wein einen melancholisch macht, aber ich sehe wirklich dieses Haus ganz in Schwarz«, sagte Debray.

Morrel war, seit von der Mitgift Valentines die Rede gewesen war, traurig und hatte kein Wort gesprochen.

»Stellen Sie sich«, sagte Monte Christo, »einen Othello oder Abbé Granges vor, der in einer finstern, stürmischen Nacht vorsichtig

diese Treppe hinuntersteigt, mit einer unheimlichen Bürde, die er dem Blick der Menschen, wenn nicht dem Auge Gottes entziehen will.«

Frau Danglars, die den Arm Villeforts genommen hatte, wurde halb ohnmächtig; Villefort selbst mußte sich an die Wand stützen.

»Mein Gott, gnädige Frau!« rief Debray. »Was haben Sie denn?«

»Was sie hat?« sagte Frau von Villefort. »Das ist sehr einfach. Der Herr Graf erzählt uns eben schreckliche Geschichten, jedenfalls in der Absicht, uns vor Angst zu töten.«

»Allerdings«, sagte Villefort, »Sie erschrecken die Damen.«

»Was haben Sie denn?« fragte Debray nochmals leise Frau Danglars.

»Nichts, nichts«, antwortete diese, indem sie sich zu fassen suchte; »ich bedarf der frischen Luft, weiter nichts.«

»Wollen Sie in den Garten hinunter?« fragte Debray, indem er Frau Danglars den Arm bot und sich zu der Geheimentreppe wandte.

»Nein«, antwortete sie; »lieber will ich hierbleiben.«

»Aber, gnädige Frau, haben Sie denn wirklich ernstlich Angst?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Frau Danglars; »aber Sie haben eine Art und Weise, Ihrer Phantasie die Zügel schießen zu lassen, daß man denkt, es handle sich um wirklich geschehene Dinge.«

»Nun sehen Sie, gnädige Frau, das Ganze ist ja Sache der Einbildung«, erwiderte Monte Christo; »denn warum können wir uns dieses Zimmer nicht als das gute und ehrbare Zimmer einer Familienmutter vorstellen, dieses Bett mit den purpurnen Stoffen als ein von der Göttin Lucina besuchtes Lager, und diese geheimnisvolle Treppe als den Gang, durch den leise und um den stärkenden Schlummer der Wöchnerin nicht zu stören der Arzt oder die Amme kommt, oder den der Vater selbst benutzt, indem er das schlafende Kind fortträgt?«

Statt bei diesem freundlichen Gemälde ruhig zu werden, stöhnte Frau Danglars plötzlich und wurde ohnmächtig.

»Frau Danglars ist unpäßlich«, stammelte Villefort; »vielleicht sollte man sie in ihren Wagen bringen.«

»Mein Gott, und ich habe mein Flakon vergessen!« rief Monte Christo.

»Ich habe das meine«, antwortete Frau von Villefort und reichte dem Grafen ein Fläschchen mit einer roten Flüssigkeit, ähnlich jener, die der Graf bei Eduard mit gutem Erfolg angewandt hatte.

»Ah ...!« sagte Monte Christo, als er das Fläschchen von Frau von Villefort entgegennahm.

»Ja«, murmelte diese, »nach Ihrer Anweisung habe ich es versucht.«

»Und es ist Ihnen gelungen?«

»Ich glaube.«

Man hatte Frau Danglars in das Nebenzimmer gebracht. Monte Christo träufelte ihr einen Tropfen der roten Flüssigkeit auf die Lippen, und sie kam wieder zu sich.

»Ach«, sagte sie, »welch schrecklicher Traum!«

Villefort preßte ihr die Hand, um ihr begreiflich zu machen, daß sie nicht geträumt habe.

Man suchte Herrn Danglars; dieser, wenig zu poetischen Eindrücken aufgelegt, war in den Garten gegangen und sprach mit Herrn Cavalcanti Vater von dem Plan einer Eisenbahn von Livorno nach Florenz.

Monte Christo schien untröstlich zu sein; er nahm Frau Danglars' Arm und führte sie in den Garten, wo man Herrn Danglars traf, der zwischen den beiden Cavalcantis Kaffee trank.

»Habe ich Sie wirklich so erschreckt, gnädige Frau?« fragte der Graf.

»Nein, aber Sie wissen, der Eindruck, den etwas auf uns macht, hängt von der Seelenstimmung ab, in der wir uns befinden.«

Villefort bemühte sich zu lachen. »Und dann, sehen Sie«, sagte er, »genügt eine Vermutung, eine Einbildung ...«

»Oh«, entgegnete Monte Christo, »Sie mögen mir glauben oder nicht, ich habe die Überzeugung, daß hier im Haus ein Verbrechen begangen worden ist.«

»Nehmen Sie sich in acht«, warf Frau von Villefort ein, »wir haben den Staatsanwalt bei uns.«

»Meiner Treu«, antwortete Monte Christo, »da sich das so trifft, will ich die Gelegenheit benutzen, um meine Anzeige bei ihm zu machen.«

»Ihre Anzeige?« fragte Villefort.

»Ja, und in Gegenwart von Zeugen.«

»Alles das ist sehr interessant«, meinte Debray; »und wenn es sich wirklich um ein Verbrechen handelt, werden wir famos verdauen.«

»Es handelt sich um ein Verbrechen«, sagte Monte Christo. »Kommen Sie hierher, meine Herren; kommen Sie, Herr von Villefort; damit die Anzeige rechtsgültig ist, muß sie an die zuständige Behörde erstattet werden.«

Monte Christo schob den Arm der Baronin in den seinen, nahm Villeforts Arm und zog den Staatsanwalt unter die Platane, wo der Schatten am stärksten war. Alle andern folgten.

»Sehen Sie«, sagte Monte Christo, »hier an derselben Stelle habe ich, um diese schon alten Bäume aufzufrischen, umgraben und den Boden düngen lassen; die Arbeiter haben beim Graben einen Koffer oder vielmehr den Eisenbeschlag eines Koffers bloßgelegt, und darin befand sich das Skelett eines neugeborenen Kindes. Das ist hofentlich keine Gespensterscherei?«

Monte Christo fühlte den Arm der Baronin starr werden und die Hand Villeforts zittern.

»Ein neugebornes Kind?« wiederholte Debray. »Teufel auch! Die Sache scheint ernst zu werden.«

»Ich habe mich also nicht getäuscht«, bemerkte Château-Renaud, »als ich vorhin behauptete, daß die Häuser eine Seele und ein Gesicht wie die Menschen hätten und daß sich in ihrer Physiognomie ihr

Inneres widerspiegle. Das Haus war düster, weil es Gewissensbisse hatte, und es hatte Gewissensbisse, weil es ein Verbrechen barg.«

»Oh, wer sagt, daß ein Verbrechen vorliegt?« fragte Villefort mit einer letzten Anstrengung.

»Wie! Es ist kein Verbrechen, wenn ein Kind lebendig in einem Garten vergraben wird?« rief Monte Christo. »Wie nennen Sie das denn, Herr Staatsanwalt?«

»Wer sagt aber, daß es lebendig begraben worden ist?«

»Warum hätte man es da vergraben, wenn es tot gewesen wäre? Dieser Garten ist nie ein Kirchhof gewesen.«

»Was macht man hierzulande mit Kindesmördern?« fragte der Major Cavalcanti naiv.

»Oh, man köpft sie ganz einfach«, entgegnete Herr Baron Danglars.

»Ah, man köpft sie!« wiederholte Cavalcanti.

»Ich glaube ... Nicht wahr, Herr von Villefort?« fragte Monte Christo.

»Ja«, antwortete dieser mit einem Ton, der nichts Menschliches mehr hatte.

Monte Christo sah, daß die beiden Personen, für die er diese Szene vorbereitet hatte, an der Grenze dessen, was sie ertragen konnten, angelangt waren, und da er nicht weitergehen wollte, sagte er: »Aber der Kaffee, meine Herren; ich glaube, wir vergessen den Kaffee.«

Und er führte seine Gäste zu dem mitten auf dem Rasen stehenden Tisch.

»Wirklich, Herr Graf«, sagte Frau Danglars, »ich schäme mich, meine Schwäche zu gestehen, aber diese schrecklichen Geschichten haben mich sehr erschüttert; lassen Sie mich, bitte, niedersitzen.«

Und sie sank auf einen Stuhl. Monte Christo machte ihr eine Verbeugung und trat an Frau von Villefort heran.

»Ich glaube, Frau Danglars braucht wieder Ihr Flakon«, sagte er.

Aber ehe Frau von Villefort sich ihrer Freundin genähert hatte, hatte der Staatsanwalt der Frau Danglars zugeflüstert: »Ich muß Sie sprechen.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Wo?«

»In meinem Arbeitszimmer im Gericht, das ist noch der sicherste Ort.«

»Ich werde kommen.«

In diesem Augenblick näherte sich ihnen Frau von Villefort.

»Danke, liebe Freundin«, sagte Frau Danglars, indem sie zu lächeln versuchte, »es ist nichts mehr, ich fühle mich besser.«

## DER BETTLER

Die Gäste des Grafen hatten sich verabschiedet. Vor dem Torweg wartete der Diener des Grafen Andrea Cavalcanti mit dem Tilbury seines Herrn. Der Graf trat an ihn heran und schalt ihn, daß er ihn nicht an der Freitreppe erwartet und ihn so gezwungen hatte, dreißig Schritte unnütz zu machen.

Der Diener ließ den Zorn seines Herrn demütig über sich ergehen, hielt mit der linken Hand das ungeduldig stampfende Pferd und reichte mit der rechten die Zügel seinem Herrn, der sie nahm und seinen Lackstiefel auf den Tritt setzte.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seine Schulter. Der junge Mann sah sich um; er glaubte, daß Danglars, mit dem er sich größtenteils unterhalten hatte, oder Monte Christo ihm noch etwas zu sagen hätten. Aber er bemerkte ein fremdes sonnenverbranntes Gesicht mit langem Bart, funkelnden Augen und spöttischem Lächeln um einen Mund, der zwei weiße, scharfe, fehlerlose Zahnreihen sehen ließ.

Die schmutziggrauen Haare des Fremden waren mit einem rot karierten Taschentuch bedeckt; ein schmutziger, zerrissener Kittel hing um den mageren, knochigen Körper. Die Hand, die auf der Schulter des jungen Mannes lag und das erste war, was dieser von dem Menschen sah, erschien ihm riesengroß. Erkannte der Graf beim Schein der Laterne seines Tilbury dieses Gesicht, oder war er nur über das gräßliche Aussehen des Menschen, der ihn anhielt, betroffen? Er fuhr zusammen und wich zurück.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er.

»Verzeihen Sie, Nachbar«, antwortete der Mann, indem er die Hand an sein rotes Tuch legte, »ich störe vielleicht, aber ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

»Man bettelt abends nicht«, sagte der Diener, indem er den Zudringlichen durch eine Bewegung fortzuweisen suchte.

»Ich bettle nicht, mein hübsches Bürschchen«, antwortete der Unbekannte mit spöttischem Lächeln, das aber etwas so Schrecken-einflößendes hatte, daß der Diener zurücktrat. »Ich will nur zwei Worte mit Ihrem Meister reden, der mir vor etwa vierzehn Tagen einen Auftrag gegeben hat.«

»Nun«, sagte Andrea, der sich bemühte, vor seinem Bedienten die Unruhe zu verbergen, »was wollen Sie von mir? Sagen Sie's schnell, mein Lieber.«

»Ich wollte ... ich wollte ...«, sagte leise der Mann mit dem roten Tuch, »daß Sie mir die Mühe ersparten, zu Fuß nach Paris zurück-zukehren. Ich bin sehr müde, und da ich nicht so gut gespeist habe wie du, kann ich mich kaum auf den Beinen halten.«

Der junge Mann fuhr bei dieser seltsamen Vertraulichkeit zusammen.

»Sagen Sie endlich, was wollen Sie?«

»Je nun, daß du mich mit deinem schönen Wagen nach Hause fährst.«

Andrea erblaßte, antwortete aber nicht.

»Lieber Gott, ja«, fuhr der Unbekannte fort, indem er die Hände in den Taschen vergrub und den jungen Mann herausfordernd ansah, »das ist so eine Idee von mir; verstehst du, mein kleiner Benedetto?«

Bei diesem Namen schien der junge Mann ändern Sinnes zu werden, denn er trat an den Diener heran und sagte zu ihm: »Ich habe diesen Mann in der Tat mit etwas beauftragt, worüber er mir Rechenschaft abzulegen hat. Geh zu Fuß bis an die Barriere; dort nimm eine Droschke, damit du nicht zu spät nach Hause kommst.«

Verwundert entfernte sich der Bediente.

»Wir wollen wenigstens in den Schatten treten«, sagte Andrea.

»Oh, was das betrifft, werde ich dich selbst an eine schöne Stelle führen; warte«, entgegnete der Mann mit dem roten Tuch, nahm das Pferd am Gebiß und führte den Tilbury an eine Stelle, wo es niemand möglich war, Zeuge der Ehre zu sein, die ihm Andrea widerfahren ließ.

»Mir kommt es nicht auf den Ruhm an, in einem schönen Wagen zu sitzen«, sagte er; »nein, ich bin nur müde, und dann habe ich auch ein bißchen geschäftlich mit dir zu sprechen.«

»Nun, steigen Sie auf«, sagte der junge Mann.

Es war schade, daß es nicht Tag war, denn es wäre ein seltsames Schauspiel gewesen, diesen Bettler breitspurig neben dem eleganten jungen Führer des Tilbury sitzen zu sehen.

Andrea ließ das Pferd bis an das letzte Haus des Orts traben, ohne ein Wort mit seinem Begleiter zu sprechen, der seinerseits lächelte und Stillschweigen bewahrte, als ob er entzückt wäre, in einem so schönen Gespann zu fahren.

Als sie außerhalb Auteuils waren, sah Andrea sich um, jedenfalls um sich zu versichern, daß sie von niemand gesehen oder gehört würden; dann hielt er das Pferd an, kreuzte vor dem Mann mit dem roten Tuch die Arme und sagte: »Warum, zum Teufel, kommen Sie und stören mich in meiner Ruhe?«

»Aber du selbst, mein Junge, warum hast du Mißtrauen gegen mich?«

»Und wieso habe ich Mißtrauen gegen Sie gezeigt?«

»Wieso? Du fragst noch? Wir trennen uns am Pont du Var, du sagst mir, du willst nach Piemont und Toskana, und statt dessen kommst du nach Paris.«

»Inwiefern stört Sie das?«

»In nichts; im Gegenteil, ich hoffe sogar, daß es mir dienlich sein wird.«

»Ha, ha!« entgegnete Andrea, »das heißt, Sie spekulieren auf mich.«

»Na, na, da kommen die Grobheiten.«

»Damit würden Sie sich nämlich verrechnen, Meister Caderousse, das sage ich Ihnen vorher.«

»Mein Gott, reg dich nicht auf, Kleiner, du mußt doch wissen, was Unglück ist; nun gut, das Unglück macht neidisch. Ich glaubte, du streichst in Piemont und Toskana umher, und bedauerte dich in tiefster Seele, daß du genötigt bist, den Facchino oder Cicerone zu machen, wie ich mein Kind bedauern würde. Du weißt, daß ich dich immer mein Kind genannt habe.«

»Nun, und?«

»Geduld doch, Brausekopf.«

»Ich bin geduldig; weiter!«

»Und ich sehe dich plötzlich an der Barriere in einem Tilbury vorbeifahren, mit einem Diener und in nagelneuen Kleidern. Zum Teufel! Du hast also eine Mine entdeckt oder bist Bankier geworden?«

»So daß Sie also neidisch sind, wie Sie zugeben?«

»Nein, ich bin zufrieden, so zufrieden, daß ich dir gratulieren wollte, Kleiner; aber da ich nicht ordentlich Toilette gemacht hatte, so habe ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, um dich nicht zu kompromittieren.«

»Schöne Vorsichtsmaßregeln!« entgegnete Andrea. »Mich da vor meinem Bedienten anzureden!«

»Ei, was willst du, Kleiner! Ich rede dich an, wenn ich dich zu fassen kriegen kann. Du hast ein schnelles Pferd, einen sehr leichten Wagen und bist glitschig wie ein Aal; hätte ich dich heute abend verpaßt, so hätte ich dich vielleicht nie wieder getroffen.«

»Sie sehen doch, daß ich mich nicht verstecke.«

»Da bist du sehr gut dran, und ich möchte, ich könnte dasselbe von mir sagen; ich verstecke mich. Dann fürchtete ich auch, daß du mich nicht erkennen würdest; aber du hast mich erkannt«, setz-

te Caderousse mit seinem bösen Lächeln hinzu »Na ja, du bist ein netter Kerl.«

»Nun, und was wollen Sie?« fragte Andrea.

»Du duzt mich nicht mehr, das ist schlecht von dir, Benedetto ... einen alten Kameraden; nimm dich in acht, du machst mich anspruchsvoll.«

Diese Drohung dämpfte den Zorn des jungen Mannes, der sein Pferd wieder in Trab setzte.

»Es ist schlecht von dir, Caderousse«, sagte er, »dich so gegen einen alten Kameraden, wie du eben sagtest, zu benehmen; du bist Marseiller, ich bin ...«

»Du weißt also, was du jetzt bist?«

»Nein, aber ich bin in Korsika groß geworden; du bist alt und eigensinnig; ich bin jung und starrköpfig. Zwischen Leuten wie wir sind Drohungen schlecht am Platze, und alles muß in Ruhe und Freundschaft erledigt werden. Ist es meine Schuld, wenn ich Glück habe und du nicht?«

»Das Glück ist dir also günstig? Der Reitknecht, der Tilbury und die Kleider, die wir da haben, sind also nicht geliehen? Gut, um so besser!« sagte Caderousse, dessen Augen vor Habsucht funkelten.

»Oh, du siehst es ja und weißt es, da du mich anredest«, antwortete Andrea, der immer erregter wurde. »Hätte ich so ein Tuch wie du um den Kopf, einen schmierigen Kittel auf dem Leib und zerrissene Stiefel an, würdest du mich nicht erkennen wollen.«

»Siehst du, daß du mich verachtest, Kleiner, das ist unrecht von dir; jetzt, wo ich dich wiedergefunden habe, hindert mich nichts, so fein wie ein anderer zu gehen, da ich dein gutes Herz kenne. Wenn du zwei Röcke hast, gibst du mir einen ab; ich habe dir ja auch meine Portion Suppe und Bohnen gegeben, wenn du zu großen Hunger hattest.«

»Das ist wahr«, sagte Andrea.

»Welchen Appetit du hattest! Hast du noch immer guten Appetit?«

»Natürlich«, antwortete Andrea lachend.

»Wie famos du bei dem Prinzen, von dem du soeben kamst, hast speisen müssen!«

»Es ist kein Prinz, sondern einfach ein Graf.«

»Ein Graf? Und ein reicher, he?«

»Ja; aber laß es dir gesagt sein, er macht den Eindruck, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist.«

»Mein Gott, sei unbesorgt! Man hat keine Absichten auf deinen Grafen, du kannst ihn ganz für dich behalten. Aber«, fügte Caderousse wieder mit seinem bösen Lächeln hinzu, »dafür muß es etwas geben, verstehst du.«

»Laß sehen, was brauchst du?«

»Ich glaube, daß man mit hundert Franken monatlich ...«

»Nun?«

»Auskommen könnte ...«

»Mit hundert Franken?«

»Schlecht natürlich; aber mit ...«

»Mit?«

»Hundertfünfzig Franken wäre ich gut dran.«

»Da sind zweihundert«, sagte Andrea und gab Caderousse zehn Louisdors.

»Gut«, sagte Caderousse.

»Komm jeden Ersten im Monat zu dem Hausmeister, der wird dir die gleiche Summe geben.«

»Na, da demütigst du mich schon wieder!«

»Wieso?«

»Du bringst mich mit dem Bedientenvolk zusammen; nein, siehst du, ich will nur mit dir zu tun haben.«

»Gut denn, komm zu mir, und solange ich wenigstens meine Rente erhebe, sollst du jeden Ersten die deine erhalten.«

»Na ja, ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe; du bist ein braver Kerl, und es ist ein Segen, wenn das Glück zu Leuten kommt wie dir. Aber nun erzähle doch, wie bist du zu alledem gekommen?«

»Was brauchst du das zu wissen?« fragte Andrea.  
»Na, schon wieder Mißtrauen!«  
»Nein. Gut also, ich habe meinen Vater wiedergefunden.«  
»Einen richtigen Vater?«  
»Je nun, solange er zahlt ...«  
»... glaubst du es und ehrst ihn; das ist nicht mehr als recht und billig. Wie nennst du deinen Vater?«  
»Major Cavalcanti.«  
»Und ist er mit dir zufrieden?«  
»Bis jetzt scheine ich ihm zu genügen.«  
»Wer hat ihn dir denn verschafft?«  
»Der Graf von Monte Christo.«  
»Der, von dem du herkommst?«  
»Ja.«  
»Höre, sieh doch zu, daß du mich bei ihm als Vetter anbringst.«  
»Gut, ich will mit ihm von dir sprechen; aber was willst du in-  
zwischen machen?«  
»Ich?«  
»Ja, du.«  
»Du bist sehr gütig, dich darum zu kümmern«, antwortete Caderousse.  
»Da du dich für mich interessierst«, entgegnete Andrea, »so scheint mir, könnte auch ich wohl etwas über dich erfahren.«  
»Ganz recht ... ich miete mir ein Zimmer in einem anständigen Hause, ziehe mich anständig an, lasse mich jeden Tag rasieren und lese die Zeitungen im Café. Des Abends gehe ich mit irgendeinem Claquenchef in ein Theater und lebe wie ein Bäcker, der sich vom Geschäft zurückgezogen hat; das ist mein Traum.«  
»Wenn du den Plan ausführst und solide bist, wird alles gut gehen.«  
»Und du, was willst du werden ...? Pair von Frankreich?«  
»Ha, ha! Wer weiß?«

»Der Herr Major Cavalcanti ist's vielleicht ... Leider ist aber das Erbrecht abgeschafft.«

»Keine Politik, Caderousse! Und jetzt, wo du hast, was du willst, und wir angekommen sind, verschwinde!«

»Nicht doch, Freund.«

»Wieso, nicht doch?«

»Aber bedenke doch, Kleiner, ein rotes Tuch um den Kopf, fast keine Stiefel an den Füßen, keine Papiere und zehn Louisdors in der Tasche! Man würde mich ja unfehlbar an der Barriere festhalten, und ich müßte mich ausweisen und sagen, daß ich die Goldstücke von dir erhalten habe. Man zieht Erkundigungen ein; man erfährt, daß ich Toulon ohne Urlaub verlassen habe, schafft mich zurück, ich werde einfach wieder Nummer hundertundsechs, und ade, Traum vom zurückgezogenen Bäcker! Nein, mein Sohn, ich will lieber ehrbar in der Hauptstadt bleiben.«

Andrea machte ein finsternes Gesicht; er hielt einen Augenblick an, warf einen Blick um sich und steckte die Hand unauffällig in die Tasche, wo sein Finger den Hahn einer Taschenpistole spannte.

Unterdessen aber hielt Caderousse, der seinen Gefährten nicht aus den Augen ließ, die Hände hinter dem Rücken und öffnete sacht ein langes spanisches Messer, das er für alle Fälle bei sich trug.

Man sieht, die beiden Freunde waren würdig, einander zu verstehen, und sie verstanden sich. Die Hand Andreas kam waffenlos wieder aus der Tasche und streichelte einige Augenblicke den roten Schnurrbart.

»Mein lieber Caderousse«, sagte Andrea lauernd, »du wirst also glücklich sein?«

»Ich werde mein möglichstes tun«, antwortete der frühere Schankwirt, indem er sein Messer wieder zuklappte.

»Nun, dann nach Paris. Aber wie willst du es anfangen, die Barriere zu passieren, ohne Verdacht zu erregen? Mir scheint, du riskierst in deinem Kostüm zu Wagen mehr als zu Fuß.«

»Warte«, sagte Caderousse, »du wirst sehen.«

Er nahm den Hut des jungen Mannes, warf den Kutschermantel um, den der Diener auf dem Wagen zurückgelassen hatte, und nahm die Haltung eines Bedienten aus gutem Hause an, dessen Herr selbst fährt.

»Und ich«, fragte Andrea, »soll ich barhaupt bleiben?«

»Oh, es ist so windig, daß du wohl den Hut verloren haben kannst«, entgegnete Caderousse.

»Dann vorwärts, machen wir der Sache ein Ende!«

»Wer hält dich auf?« fragte Caderousse. »Ich doch hoffentlich nicht?«

»Pst!« machte Andrea.

Sie fuhren ohne Zwischenfall durch die Barriere. Bei der ersten Querstraße hielt Andrea sein Pferd an, und Caderousse sprang ab.

»Nun, und der Mantel meines Bedienten und mein Hut?« fragte Andrea.

»Oh, du willst mich doch nicht der Gefahr aussetzen, mir den Schnupfen zu holen?«

»Aber ich?«

»Du bist jung, während ich anfangs alt zu werden; auf Wiedersehen, Benedetto!«

Damit verschwand er in der Gasse.

»Ach«, sagte Andrea, »man kann nicht vollkommen glücklich sein auf dieser Welt!«

## HEIRATSPLÄNE

Danglars war beim Grafen von Monte Christo vorgefahren. Der Graf war zu Hause, er hatte aber Besuch und ließ Danglars bitten, einen Augenblick zu warten.

Während der Bankier wartete, trat ein Mann in der Kleidung eines Abbés ein, der, anstatt gleich ihm zu warten, ihn grüßte und dann in den Gemächern verschwand.

Einen Augenblick später öffnete sich die Tür, durch die der Abbé eingetreten war, und Monte Christo erschien.

»Entschuldigen Sie, lieber Baron«, sagte er, »aber ein guter Freund von mir, der Abbé Busoni, den Sie wohl durchs Zimmer haben gehen sehen, ist soeben in Paris angekommen; wir hatten uns sehr lange nicht gesehen, und ich mochte ihn nicht sogleich verlassen. Ich hoffe, daß Sie mir verzeihen werden, daß ich Sie habe warten lassen.«

»Oh«, sagte Danglars, »ich habe eben den Augenblick schlecht gewählt und werde mich zurückziehen.«

»Durchaus nicht; setzen Sie sich doch bitte. Aber, mein Gott, was haben Sie denn? Sie sehen bekümmert aus; wirklich, Sie erschrecken mich. Ein sorgenvoller Kapitalist sagt gleich den Kometen der Welt immer ein großes Unglück voraus.«

»Ich habe seit mehreren Tagen nur Unglück und bekomme eine schlechte Nachricht nach der andern«, antwortete Danglars.

»Haben Sie einen Rückschlag an der Börse gehabt?«

»Nein, davon bin ich geheilt, wenigstens für einige Tage. Es handelt sich für mich um einen Bankrott in Triest.«

»So? Wäre Ihr Bankrotteur vielleicht Jacopo Manfredi?«

»Jawohl. Denken Sie sich, ein Mann, der, ich weiß nicht wie lange schon, jährlich für acht- bis neunhunderttausend Franken Geschäfte mit mir machte. Nie ist irgend etwas vorgekommen; ein Mann, der wie ein Prinz zahlte ... Ich gebe ihm eine Million Kredit, und da stellt dieser Kerl seine Zahlungen ein!«

»Was Sie sagen!«

»Ein unerhörtes Mißgeschick! Ich stelle einen Wechsel von sechshunderttausend Franken auf ihn aus, der unbezahlt zurückkommt, und dazu bin ich noch Inhaber von vierhunderttausend Franken von ihm unterzeichneter Wechsel, die am Ende des Monats bei seinem Pariser Korrespondenten fällig sind. Wir haben den Dreißigsten, ich lasse die Wechsel präsentieren; ja, prost Mahlzeit! Der Korrespondent ist verschwunden. Das macht mit meiner spanischen Affäre einen schönen Monatsschluß.«

»Aber ist denn Ihre spanische Geschichte in der Tat ein Verlust?«

»Gewiß, ein Verlust von baren fünfhunderttausend Franken.«

»Aber wie kommen Sie, ein alter, gewiegter Börsianer, zu solchem Reinfall?«

»Das ist die Schuld meiner Frau. Sie hat geträumt, daß Don Carlos nach Spanien zurückgekehrt sei; sie glaubt an Träume. Das ist Magnetismus, wie sie sagt, und wenn sie etwas träumt, so muß das, wie sie versichert, unfehlbar eintreffen. Auf ihre Überzeugung hin habe ich ihr erlaubt zu spekulieren. Allerdings ist es nicht mein Geld, mit dem sie spekuliert, sondern das ihre. Aber einerlei, Sie wissen, wenn fünfhunderttausend Franken aus der Tasche der Frau gehen, so merkt der Mann das immer ein bißchen. Wie? Das wußten Sie nicht? Aber die Sache hat kolossal von sich reden gemacht.«

»Doch, ich habe davon sprechen hören, aber ich wußte die Einzelheiten nicht, und dann bin ich in allen Börsensachen ganz unweisend.«

»Spekulieren Sie denn nicht?«

»Ich? Wie sollte ich denn spekulieren? Ich habe so schon genug mit der Regelung meiner Einkünfte zu tun und müßte mir dann außer meinem Verwalter noch einen Kommiss und einen Kassierer anschaffen. Aber, um auf die spanische Affäre zurückzukommen, so scheint doch Ihre Frau Gemahlin die Geschichte nicht vollständig geträumt zu haben. Haben die Zeitungen nicht auch etwas dergleichen gesagt?«

»Glauben Sie denn den Zeitungen?«

»Nicht im mindesten; aber ich glaubte, der ehrliche ›Messenger‹ mache eine Ausnahme von der Regel und bringe nur sichere telegrafische Nachrichten.«

»Das ist ja eben das Unerklärliche«, entgegnete Danglars; »diese Rückkehr des Don Carlos war wirklich eine telegrafische Meldung.«

»Sie verlieren in diesem Monat also ungefähr fünfzehnhunderttausend Franken?« fragte Monte Christo.

»Nicht ungefähr, sondern ganz genau!«

»Teufel! Für ein Vermögen dritten Ranges ist das ein harter Schlag«, sagte Monte Christo mitleidig.

»Dritten Ranges!« wiederholte Danglars, etwas gedemütigt. »Was, zum Kuckuck, verstehen Sie darunter?«

»Vermögen dritten Ranges nenne ich Kapitalien, die vom Willen anderer oder vom Zufall abhängen, die ein Bankrott in Mitleidenschaft zieht, eine telegrafische Nachricht erschüttert: das Ganze ein fiktives oder reelles Kapital von etwa fünfzehn Millionen. Ist das nicht ungefähr Ihre Position?«

»Nun, ja doch«, antwortete Danglars.

»Daraus folgt«, fuhr Monte Christo unerschütterlich fort, »daß mit sechs solchen Monatsabschlüssen ein Haus dritten Ranges im Sterben liegen würde.«

»Oh«, sagte Danglars mit einem sehr blassen Lächeln, »wie Sie gleich drauflosgehn!«

»Nehmen wir sieben Monate«, fuhr Monte Christo in demselben Ton fort. »Sagen Sie, haben Sie manchmal daran gedacht, daß siebenmal fünfzehnhunderttausend Franken ungefähr zehn Millionen ausmachen ...? Nein? Nun, Sie haben recht, denn bei solchen Betrachtungen würde man nie seine Kapitalien wagen, die für den Finanzier das sind, was die Haut für den zivilisierten Menschen ist. Wir haben unsre mehr oder weniger prächtigen Kleider, das ist unser Kredit; aber wenn der Mensch stirbt, hat er nur seine Haut, ebenso wie Sie, wenn Sie das Geschäft aufgeben, nur Ihr wirkliches Vermögen, fünf oder sechs Millionen höchstens, haben; denn die Vermögen dritten Ranges repräsentieren nicht viel mehr als den dritten oder vierten Teil ihres Anscheins. Nun denn, von diesen fünf Millionen, die Ihre wirklichen Aktiven bilden, haben Sie eben anderthalb verloren, die Ihr fiktives Vermögen oder Ihren Kredit um ebensoviel verringern; das heißt, mein lieber Herr Danglars, Ihre Haut ist durch einen Aderlaß geöffnet, der bei viermaliger Wiederholung den Tod herbeiführen würde. Sehen Sie sich vor, mein lieber Herr Danglars! Brauchen Sie Geld? Soll ich Ihnen etwas leihen?«

»Sie sind ein schlechter Rechner!« rief Danglars mit seiner ganzen Verstellungskunst. »In diesem Moment ist das Geld durch andre Spekulationen in meine Kasse zurückgeflossen!«

»Sehr schön, sehr schön! Aber die Narbe bleibt und öffnet sich beim ersten Verlust wieder!«

»Nein, denn ich stehe auf sichrem Boden«, fuhr Danglars prahlend fort; »um mich zu stürzen, müßten drei Regierungen zusammenbrechen.«

»Das ist schon vorgekommen.«

»Müßte die Erde keine Ernten mehr geben.«

»Erinnern Sie sich der sieben fetten und sieben mageren Kühe.«

»Oder müßte das Meer zurückweichen, wie zur Zeit Pharaos; und dann gibt es mehrere Meere, und die Schiffe würden durch Karawanen ersetzt.«

»Um so besser, lieber Herr Danglars«, sagte Monte Christo; »ich sehe, daß ich mich geirrt habe und daß Sie zu den Vermögen zweiten Ranges gehören.«

»Ich glaube auf diese Ehre Anspruch erheben zu können«, entgegnete Danglars mit seinem stereotypen Lächeln. »Aber da wir gerade von Geschäften sprechen, sagen Sie mir doch, was ich für Herrn Cavalcanti tun kann.«

»Nun, ihm Geld geben, wenn er einen Kredit auf Sie hat und dieser Kredit Ihnen gut scheint.«

»Ausgezeichnet! Er hat sich heute morgen vorgestellt mit einem Wechsel von vierzigtausend Franken, zahlbar bei Sicht auf Sie, unterzeichnet von Busoni und von Ihnen mit Ihrem Giro an mich überwiesen, Sie verstehen, daß ich ihm sofort seine vierzig Banknoten ausgezahlt habe.«

Monte Christo machte ein Zeichen mit dem Kopf, das seine volle Zustimmung andeutete.

»Aber das ist nicht alles«, fuhr Danglars fort; »er hat seinem Sohn einen Kredit bei mir eröffnet.«

»Ohne Indiskretion, wieviel gibt er dem jungen Mann?«

»Fünftausend Franken monatlich.«

»Sechzigtausend Franken jährlich. Das habe ich mir gedacht«, sagte Monte Christo, die Schultern zuckend; »die richtigen Filze, diese Cavalcantis. Was soll ein junger Mann mit fünftausend Franken monatlich machen?«

»Aber Sie begreifen, daß, wenn der junge Mann einige tausend Franken mehr brauchte ...«

»Geben Sie sie ihm nicht, der Vater würde sie Ihnen nicht ersetzen; sie kennen die italienischen Millionäre nicht: Es sind wahre Geizhälse. Und durch wen ist ihm dieser Kredit eröffnet worden?«

»Oh, durch das Haus Fenzi, eines der besten von Florenz.«

»Ich will nicht sagen, daß Sie verlieren werden; aber halten Sie sich in den Grenzen des Briefes.«

»Sie hätten also kein Vertrauen zu diesen Cavalcantis?«

»Ich – ich würde ihm zehn Millionen gegen seine Unterschrift geben. Dieses Vermögen gehört zu denen zweiten Ranges.«

»Und wie einfach er dabei ist! Ich hätte ihn für nichts weiter als einen Major gehalten.«

»Und Sie hätten ihm Ehre angetan; denn Sie haben recht, er imponiert nicht durch sein Äußeres. Als ich ihn zum erstenmal sah, machte er auf mich den Eindruck eines unter den Epauletten alt gewordenen Leutnants. Aber so sind die Italiener alle, sie sehen aus wie alte Juden, wenn sie nicht blenden wie Magier des Orients.«

»Der junge Mann macht einen besseren Eindruck«, sagte Danglars.

»Ja, er ist vielleicht etwas schüchtern; aber im ganzen schien er mir recht nett. Ich war besorgt.«

»Warum das?«

»Weil er bei jenem Diner zum erstenmal in Gesellschaft ging, wie man wenigstens sagt. Er ist mit einem sehr strengen Lehrer gereist und war noch nie in Paris.«

»Alle diese Italiener pflegen ja wohl untereinander zu heiraten, nicht wahr?« fragte Danglars nachlässig. »Sie bringen gern ihre Vermögen zusammen.«

»In der Regel tun sie das; aber Cavalcanti ist ein Original und macht nichts so wie die andern. Man wird mich nicht von dem Gedanken abbringen, daß er seinen Sohn nach Frankreich schickt, damit dieser sich hier eine Frau suche.«

»Sie glauben?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Sie haben auch von seinem Vermögen sprechen hören?«

»Es ist nur davon die Rede; nur geben ihm die einen Millionen, die andern behaupten, daß er nichts besitze.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

»Die ist nicht maßgebend, da sie ganz persönlich ist.«

»Aber was denken Sie?«

»Meine Meinung ist, daß alle diese alten Podestas, alle diese alten Condottieri – denn diese Cavalcantis haben Armeen kommandiert und Provinzen regiert –, ich sage, meine Meinung ist, daß sie Millionen in Winkeln vergraben haben, die die Familienhäupter allein kennen und in deren Geheimnisse sie ihre Nachfolger von einer Generation zur andern einweihen, und der Beweis ist, daß sie alle gelb und trocken sind wie ihre Florins aus der Zeit der Republik.«

»Sehr gut«, sagte Danglars, »und das ist um so wahrscheinlicher, da man nicht weiß, ob diese ganze Sippe einen Zollbreit Landes besitzt oder nicht.«

»Von Cavalcanti weiß ich nur, daß er ein Palais in Lucca besitzt.«

»Ah, er hat ein Palais!« sagte Danglars lachend. »Das ist schon etwas.«

»Ja, und er vermietet es noch an den Finanzminister, während er selbst in einem kleinen Häuschen wohnt. Oh, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich halte den guten Mann für geizig.«

»Nun, nun, Sie schmeicheln ihm nicht.«

»Hören Sie, ich kenne ihn kaum, habe ihn, glaube ich, dreimal im Leben gesehen. Was ich von ihm weiß, weiß ich vom Abbé Busoni und Cavalcanti selbst; er hat heute morgen mit mir von seinen Plänen in bezug auf seinen Sohn gesprochen und durchblicken lassen, daß er es müde ist, bedeutende Kapitalien in Italien schlafen zu lassen, und einen Weg finden möchte, seine Millionen in Frankreich oder England fruchtbringend arbeiten zu lassen. Aber beachten Sie wohl: wenn ich auch das größte Vertrauen zu dem Abbé Busoni persönlich habe, so büрге ich meinerseits für nichts.«

»Einerlei, ich danke Ihnen für den Kunden, den Sie mir zugeschickt haben; solch ein Name nimmt sich in den Büchern schön aus, und mein Kassierer, dem ich erklärt habe, was es mit den Cavalcantis auf sich hat, ist ganz stolz darauf. Nebenbei bemerkt, wenn diese Leute ihre Söhne verheiraten, geben sie ihnen eine Mitgift?«

»Oh, das kommt darauf an. Ich habe einen italienischen Fürsten gekannt, reich wie eine Goldgrube, einen der ersten Namen Toskanas, der seinen Söhnen, wenn sie sich nach seinem Wunsch verheirateten, Millionen gab, und wenn sie seinen Willen nicht respektierten, ihnen bloß eine Rente von dreißig Talern monatlich aussetzte. Nehmen wir an, Andrea verheiratet sich nach dem Wunsch seines Vaters, so wird ihm dieser vielleicht ein, zwei, drei Millionen geben. Wenn es die Tochter eines Bankiers zum Beispiel wäre, so würde er sich vielleicht an dem Haus des Schwiegervaters seines Sohnes beteiligen; gefällt ihm dagegen seine Schwiegertochter nicht, so schließt der alte Cavalcanti seinen Geldschrank zweimal ab, und Andrea muß wie ein Pariser Sohn aus guter Familie leben, das heißt von Karten und Würfeln.«

»Dieser junge Mann wird mindestens eine bayrische oder peruanische Prinzessin haben wollen, und er würde sie bekommen.«

»Nein, diese vornehmen Herren von jenseits der Berge heiraten oft einfache Sterbliche; sie sind wie Jupiter: lieben es, die Rassen zu kreuzen. Aber wollen Sie Andrea vielleicht verheiraten, mein lieber Herr Danglars, daß Sie alle diese Fragen stellen?«

»Wahrhaftig«, antwortete Danglars, »ich würde das für keine schlechte Spekulation halten, und ich bin ja ein Spekulant.«

»Doch nicht etwa mit Fräulein Danglars? Sie würden doch diesen armen Andrea nicht von Albert umbringen lassen wollen?«

»Albert!« entgegnete Danglars, die Schultern zuckend. »Oh, der macht sich wenig daraus.«

»Aber ich denke, er ist mit Ihrer Tochter verlobt?«

»Das heißt, Herr von Morcerf und ich haben manchmal von dieser Heirat gesprochen; aber Frau von Morcerf und Albert ...«

»Sie wollen mir doch nicht etwa sagen, daß er keine gute Partie sei?«

»Meine Tochter, denke ich, ist soviel wert wie Herr von Morcerf.«

»Sie wird jedenfalls eine schöne Mitgift erhalten, besonders wenn der Telegraf keine neuen Dummheiten macht.«

»Oh, es kommt nicht allein die Mitgift in Betracht. Aber sagen Sie, warum haben Sie Morcerf und seine Familie nicht zu Ihrem Diner eingeladen?«

»Ich hatte es auch getan, aber er hat eine Reise nach Dieppe vorgeschützt, mit Frau von Morcerf, der man Seeluft angeraten hat.«

»Ja, ja«, sagte Danglars lachend, »die muß ihr gut sein.«

»Warum?«

»Weil es die Luft ist, die sie in ihrer Jugend geatmet hat.«

»Nun, wenn aber Albert auch nicht so reich ist wie Ihre Tochter, so trägt er doch einen schönen Namen.«

»Mag sein, aber ich liebe den meinen ebensowohl«, antwortete Danglars stolz.

»Gewiß, Ihr Name ist volkstümlich und hat den Titel geschmückt, mit dem man ihn zu schmücken geglaubt hat; aber Sie sind genug intelligent, um einzusehen, daß nach gewissen Vorurteilen, die zu tief eingewurzelt sind, als daß man sie ausrotten könnte, ein fünf-hundertjähriger Adel mehr wiegt als ein zwanzigjähriger.«

»Und deshalb eben würde ich Herrn Andrea Cavalcanti vorziehen.«

»Ich dünke, die Morcerfs ständen den Cavalcantis nicht nach«, sagte Monte Christo.

»Die Morcerfs ...! Sehen Sie, mein lieber Graf, Sie sind ein Edelmann und verstehen sich auf Wappen, nicht wahr?«

»Ein wenig.«

»Nun, betrachten Sie die Farbe des meinen; die ist solider als die des Morcerfschen Wappens.«

»Wieso?«

»Weil ich, wenn ich auch kein Baron von Geburt bin, doch wenigstens Danglars heiße.«

»Nun, und?«

»Während er nicht Morcerf heißt.«

»Wie, er heißt nicht Morcerf?«

»Nicht im geringsten. Mich hat jemand zum Baron gemacht, so daß ich es bin; er aber hat sich allein zum Grafen gemacht, so daß er es nicht ist.«

»Unmöglich.«

»Hören Sie, mein lieber Graf«, fuhr Danglars fort. »Herr von Morcerf ist mein Freund, oder vielmehr, wir kennen uns seit dreißig Jahren. Sie wissen, daß ich mir nicht viel aus meinem Wappen mache, da ich meine Herkunft nie vergessen habe.«

»Das ist das Zeichen einer großen Bescheidenheit oder eines großen Stolzes«, warf Monte Christo ein.

»Nun wohl, als ich ein gewöhnlicher Kommiss war, war Morcerf ein einfacher Fischer.«

»Und hieß damals?«

»Ferdinand.«

»Kurzweg?«

»Ferdinand Mondego.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ich habe oft genug Fische von ihm gekauft, um ihn zu kennen.«

»Warum geben Sie ihm dann Ihre Tochter?«

»Weil Ferdinand und Danglars als zwei Emporkömmlinge, beide geadelt, beide reich geworden, einer so viel wert ist wie der andere, gewisse Dinge indessen ausgenommen, die man von ihm sagt, die man aber niemals von mir gesagt hat.«

»Was denn?«

»Nichts.«

»Ah ja, ich verstehe; ich habe den Namen in Griechenland gehört.«

»Im Zusammenhang mit der Geschichte Ali Paschas?«

»Ganz recht.«

»Da liegt das Geheimnis«, entgegnete Danglars, »und ich gestehe, daß ich viel darum gegeben hätte, es aufzudecken.«

»Das wäre nicht so schwer, wenn Ihnen so viel daran liegt.«

»Wie das?«

»Sie haben jedenfalls irgendeinen Korrespondenten in Griechenland?«

»Ich dünkte!«

»In Janina?«

»Überall ...«

»Nun, so schreiben Sie an Ihren Korrespondenten in Janina und fragen Sie ihn, was für eine Rolle ein Franzose namens Ferdinand bei dem Untergang Ali Tebelins gespielt habe.«

»Sie haben recht«, rief Danglars, indem er rasch aufstand; »ich werde noch heute schreiben.«

»Tun Sie das.«

»Ich werde es tun.«

»Und wenn Sie irgend etwas recht Skandalöses erfahren ...«

»Teile ich es Ihnen mit.«

»Sie werden mir ein Vergnügen bereiten.«

Danglars eilte aus dem Zimmer und war mit einem Satz im Wagen.

## DAS ARBEITSZIMMER DES STAATSANWALTS

Frau Danglars hatte um Mittag ihren Wagen bestellt und war ausgefahren. Der Wagen schlug die Richtung zum Faubourg Saint-Germain ein; an der Passage des Pont-Neuf ließ sie halten, stieg aus und ging durch die Passage. Sie war sehr einfach gekleidet, wie es sich für eine Dame von Geschmack, die am Vormittag ausgeht, gehört. In der Rue Guénégaud stieg sie in eine Droschke und ließ sich zum Justizpalast fahren.

Kaum war sie im Wagen, zog sie einen dichten schwarzen Schleier aus der Tasche und befestigte ihn an ihrem Strohhut; als sie sich dann in ihrem Taschenspiegel betrachtete, sah sie befriedigt, daß man ihr Gesicht auf diese Weise nicht erkennen konnte.

Im Justizpalast achtete man auf Frau Danglars nicht mehr als auf ein Dutzend andre Frauen, die auf ihre Advokaten warteten.

Das Vorzimmer des Herrn von Villefort war voller Leute; aber Frau Danglars brauchte nicht einmal ihren Namen zu nennen; sobald sie erschien, erhob sich ein Gerichtsdienner, kam auf sie zu und fragte sie, ob sie die Person sei, die der Herr Staatsanwalt zu einer Unterredung bestellt habe. Auf ihre bejahende Antwort führte er sie durch einen besonderen Korridor in das Arbeitszimmer des Herrn von Villefort.

Der Staatsanwalt schrieb, in seinem Lehnstuhl sitzend, den Rücken der Tür zugewandt. Er hörte die Tür aufgehen, den Gerichtsdienner sagen: »Treten Sie ein, gnädige Frau!«, und die Tür wieder schließen, ohne eine Bewegung zu machen; kaum aber hatte der Gerichtsdienner

das Zimmer verlassen, drehte er sich rasch um, ging an die Tür, schob den Riegel vor, zog die Vorhänge zu und musterte jeden Winkel des Zimmers.

Als er die Gewißheit hatte, daß er weder gesehen noch gehört werden konnte, sagte er: »Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit.«

Er bot Frau Danglars einen Stuhl an, und sie setzte sich. Das Herz schlug ihr so heftig, daß sie beinahe erstickte.

Der Staatsanwalt drehte seinen Sessel herum und sagte, indem er sich gleichfalls setzte: »Es ist eine lange Zeit, daß ich nicht das Glück gehabt habe, allein mit Ihnen zu plaudern, und zu meinem großen Bedauern kommen wir zusammen, um eine recht peinliche Unterhaltung zu führen.«

»Sie sehen jedoch, daß ich sofort zu Ihnen geeilt bin, obgleich diese Unterhaltung doch gewiß für mich noch peinlicher ist als für Sie.«

Villefort lächelte bitter. »Es ist also wahr«, sagte er, mehr auf seine eigenen Gedanken als auf die Worte der Frau Danglars antwortend, »es ist also wahr, daß alle unsre Handlungen ihre Spuren zurücklassen, die einen finstere, die andern leuchtende; daß alle unsre Schritte in diesem Leben dem Gang des Reptils im Sande gleichen und eine Furche ziehen. Ach, für viele ist diese Furche die Spur ihrer Tränen!«

»Sie begreifen meine Erregung, nicht wahr?« entgegnete Frau Danglars. »Schonen Sie mich also, bitte. Dieses Zimmer, wo so viele Schuldige zitternd und voll Scham gewelt haben, dieser Stuhl, in den ich mich gleichfalls zitternd und voll Scham niedersetze ...! Oh, sehen Sie, ich bedarf meines ganzen Verstandes, um in mir nicht eine Schuldige und in Ihnen nicht einen drohenden Richter zu sehen.«

Villefort schüttelte den Kopf und seufzte.

»Und ich«, sagte er, »ich sage mir, daß mein Platz nicht auf dem Richterstuhl ist, sondern auf der Bank der Angeklagten.«

»Ihr Platz?« fragte Frau Danglars erstaunt.

»Ja, mein Platz.«

»Ich glaube, daß Sie zu streng gegen sich sind«, entgegnete Frau Danglars, deren schönes Auge ein flüchtiger Glanz erhellte. »Diese Furchen, von denen Sie eben sprachen, sind von allen feurigen jungen Leuten gezogen worden. Auf die Leidenschaften folgen immer ein wenig Gewissensbisse; darum gibt das Evangelium, diese ewige Quelle für die Unglücklichen, uns armen Frauen als Trost das wundervolle Gleichnis von der Sünderin und der Ehebrecherin. Es ist wahr, ich habe meinen ersten Gatten, Herrn von Nargonne, aus Liebe zu Ihnen hintergangen, während er längere Zeit abwesend war, aber ich gestehe Ihnen, daß ich manchmal denke, daß der liebe Gott mir diese Verirrungen meiner Jugend vergeben wird, denn sie haben in meinem Leben, wenn keine Entschuldigung, so doch eine Sühne gefunden. Aber Sie, was haben Sie Männer zu fürchten, Sie, die alle Welt entschuldigt und die der Skandal interessant macht?«

»Sie kennen mich«, erwiderte Villefort, »ich bin kein Heuchler, oder wenigstens heuchle ich nicht ohne Grund. Wenn meine Stirn ernst und streng ist, so kommt das daher, weil sehr viel Unglück sie verfinstert hat; wenn mein Herz sich versteinert hat, so geschah das, um die Stöße, die es bekommen hat, zu ertragen. Ich war nicht so an jenem Verlobungsabend in Marseille. Aber seitdem hat sich alles in mir und um mich geändert; mein Leben hat sich aufgerieben in Verfolgung von Schwierigkeiten und in dem Bemühen, diejenigen, die freiwillig oder unfreiwillig, aus eigenem Antrieb oder durch Zufall, sich mir dabei in den Weg stellten, zu vernichten. Es ist selten, daß das, was man heftig wünscht, einem nicht heftig verweigert wird von denen, von welchen man es verlangen will. Die meisten schlechten Handlungen der Männer sind ihnen entgegengekommen unter der Maske der Notwendigkeit, und ist dann die schlechte Handlung in einem Augenblick der Erregung begangen worden, so sieht man, daß man sie hätte vermeiden können. Das Mittel, das man in seiner Verblendung vorher nicht gesehen hat, tritt auf einmal klar vor die Augen; man sagt sich: Weshalb habe ich nicht dies getan statt dessen? Die Frauen dagegen werden selten von Gewissensbissen gequält,

denn sehr selten kommt die Entscheidung von ihnen; ihr Unglück wird ihnen fast immer aufgedrängt, ihre Vergehen sind fast immer das Verbrechen der andern.«

»Jedenfalls geben Sie zu«, antwortete Frau Danglars, »daß, wenn ich persönlich ein Vergehen begangen habe, dieses Vergehen gestern abend seine strenge Strafe empfangen hat.«

»Arme Frau!« sagte Villefort, ihr die Hand drückend. »Sie war zu hart für Ihre Kräfte, denn zweimal waren Sie nahe daran zu unterliegen, und dennoch ...«

»Nun?«

»Und dennoch muß ich Ihnen sagen ... nehmen Sie Ihren ganzen Mut zusammen, denn Sie sind noch nicht zu Ende.«

»Mein Gott!« rief Frau Danglars erschrocken, »was gibt es denn noch?«

»Sie sehen nur die Vergangenheit, und die ist trübe genug. Nun wohl, stellen Sie sich eine noch trübere Zukunft vor ... eine entsetzliche ... vielleicht blutige Zukunft!«

Die Baronin kannte die Ruhe Villeforts und war so erschrocken über seine Erregung, daß sie nahe daran war aufzuschreien, aber sie konnte keinen Laut hervorbringen.

»Wie ist diese schreckliche Vergangenheit wieder aufgelebt?« rief Villefort. »Wie ist sie aus der Tiefe des Grabes und unsrer Herzen, wo sie schlief, einem Gespenst gleich auferstanden, um die Blässe auf unsre Wangen, die Röte auf unsre Stirn zu treiben?«

»Oh«, sagte Hermine, »jedenfalls durch Zufall.«

»Durch Zufall!« entgegnete Villefort. »Nein, nein, es gibt in dieser Hinsicht keinen Zufall.«

»Doch; ist es nicht Zufall, daß der Graf von Monte Christo das Haus gekauft hat? Nicht Zufall, daß er den Platz hat aufgraben lassen? Nicht Zufall, daß das unglückliche Kind unter den Bäumen gefunden worden ist? Mein armes unglückliches Kind, dem ich nie einen Kuß habe geben können, dem ich zahllose Tränen nachgeweint habe! Oh, mein ganzes Herz ist dem Grafen entgegengeflohen,

als er von diesem teuren Körper gesprochen hat, der unter Blumen gefunden worden ist.«

»Nicht doch, nein, und das ist das Schreckliche, das ich Ihnen zu sagen habe«, antwortete Villefort mit dumpfer Stimme. »Nein, es ist kein Körper unter den Blumen gefunden worden; nein, es ist kein Kind ausgegraben worden; nein, es ist kein Anlaß, zu weinen und zu seufzen, sondern zu zittern und zu beben.«

»Was wollen Sie damit sagen?« rief Frau von Danglars zitternd.

»Ich will sagen, daß Monte Christo beim Graben unter den Bäumen weder Kinderskelett noch Kofferbeschlagnahme finden können, weil beides nicht da war.«

»Weil beides nicht da war!« wiederholte Frau Danglars und starrte mit schreckgeweiteten Augen den Staatsanwalt an.

»Nein!« sagte Villefort, indem er seine Stirn in die Hände sinken ließ; »nein, hundertmal nein.«

»Sie hatten also das arme Kindchen nicht an dieser Stelle begraben? Warum die Täuschung? Zu welchem Zweck, sagen Sie?«

»Es war die Stelle; aber hören Sie mich, hören Sie mich, und Sie werden mich beklagen, mich, der ich zwanzig Jahre lang die Last getragen habe, ohne den geringsten Teil auf Sie abzuwälzen.«

»Mein Gott, Sie erschrecken mich! Aber einerlei, sprechen Sie!«

»Sie wissen, wie traurig jene Nacht war, wo Sie mit dem Tode ringend auf Ihrem Bett lagen, in dem Zimmer mit den roten Damasttapeten, während ich, fast ebenso keuchend wie Sie, Ihre Entbindung erwartete. Das Kind kam, wurde mir aber ohne Bewegung, ohne Atem, ohne Laut übergeben; wir hielten es für tot.«

Frau Danglars machte plötzlich eine Bewegung, als ob sie vom Stuhl aufspringen wollte; aber Villefort hielt sie zurück, indem er, wie um ihre Aufmerksamkeit flehend, die Hände faltete.

»Wir hielten es für tot«, wiederholte er; »ich legte es in einen Koffer, der den Sarg ersetzen mußte, ging in den Garten, grub ein Loch und stellte den Koffer schnell hinein. Kaum hatte ich das Loch wieder zugeworfen, streckte sich der Arm des Korsen gegen mich aus. Ich

sah es wie einen Schatten sich aufrichten, wie einen Blitz leuchten, fühlte einen Schmerz und wollte rufen, aber ein eisiger Schauer durchlief meinen Körper und schnürte mir die Kehle zu ... Ich sank zu Boden und glaubte mich tödlich getroffen. Nie werde ich Ihren übermenschlichen Mut vergessen, als ich mich, kaum wieder zu mir gekommen, halbtot bis an die Treppe schleppte, wo Sie, selbst halbtot, mir entgegenkamen. Die schrecklichen Geschehnisse mußten verheimlicht werden, und Sie hatten den Mut, mit Hilfe Ihrer Amme in Ihr Haus zurückzukehren; meine Wunde wurde einem Duell zugeschrieben. Gegen alle Erwartung blieb unser Geheimnis gewahrt. Man schaffte mich nach Versailles, und ich kämpfte drei Monate gegen den Tod. Dann mußte ich den Süden aufsuchen und wurde nach Marseille transportiert. Meine Rekonvaleszenz dauerte zehn Monate; ich hörte nichts mehr von Ihnen und wagte nicht, mich zu erkundigen, was aus Ihnen geworden sei. Als ich nach Paris zurückkehrte, vernahm ich, daß Herr von Nargonne gestorben war und daß Sie Herrn Danglars geheiratet hatten.

Seit ich wieder zu Bewußtsein gekommen war, hatte ich immer an das eine denken müssen, an diese Kindesleiche, die jede Nacht in meinen Träumen aus der Erde aufstand und mir mit Blicken und Bewegungen drohte. Sofort nach meiner Rückkehr zog ich Erkundigungen ein; das Haus war, seit wir es verlassen hatten, nicht bewohnt gewesen, war aber eben auf neun Jahre vermietet worden. Ich suchte den Mieter auf, schützte vor, daß es mir peinlich sei, das Haus, das den Eltern meiner Frau gehörte, in fremden Händen zu sehen, und bot eine Entschädigung an, um den Mietskontrakt rückgängig zu machen. Man forderte sechstausend Franken; ich hätte zehn-, zwanzigtausend gegeben. Ich hatte das Geld bei mir, ließ mir sofort ein Schriftstück darüber ausstellen und eilte nach Auteuil. Noch hatte niemand das Haus betreten.

Es war fünf Uhr nachmittags; ich ging in das rote Zimmer und wartete, bis es Nacht geworden war.

Alles, was ich mir seit einem Jahr in meiner beständigen Todesangst sagte, trat drohender als je vor meine Seele.

Der Korse, der mir die Vendetta erklärt hatte und mir von Nîmes nach Paris gefolgt war – dieser Korse, der im Garten versteckt gewesen war und den Dolch gegen mich gezückt hatte, hatte mich das Kind verscharren sehen; es konnte ihm gelingen zu erfahren, wer Sie sind; vielleicht kannte er Sie ... Würde er sich nicht eines Tages das Geheimnis dieser schrecklichen Nacht bezahlen lassen ...? Wäre das nicht eine süße Rache für ihn, wenn er vernähme, daß ich nicht an seinem Dolchstoß gestorben war? Es mußte also jede Spur der Vergangenheit vernichtet werden.

Deshalb hatte ich den Mietskontrakt rückgängig gemacht, deshalb war ich gekommen, deshalb wartete ich.

Es wurde Abend, aber ich wartete, bis es ganz finster war; ich war ohne Licht in dem Zimmer, wo der Zugwind die Vorhänge bewegte, hinter denen ich immer einen Spion versteckt glaubte; von Zeit zu Zeit fuhr ich zusammen, es war mir, als ob ich hinter mir in dem Bett Ihr Jammern hörte, und ich wagte nicht, mich umzusehen. Mein Herz klopfte in der Stille so heftig, daß ich glaubte, meine Wunde werde sich wieder öffnen. Endlich war draußen kein Geräusch mehr zu vernehmen; ich hatte nichts mehr zu fürchten und beschloß hinunterzugehen.

Glauben Sie mir, Hermine, ich habe nicht weniger Mut als andere, aber als ich den kleinen Schlüssel zur Treppe, der uns beiden so teuer war und den Sie an einem goldenen Ring befestigt hatten, von der Brust nahm, als ich die Tür öffnete und einen langen, weißen gespenstischen Lichtstreifen vor mir sah, den der blasse Mond durch die Fenster auf die Stufen der Wendeltreppe warf, hielt ich mich an der Mauer fest und war nahe daran, um Hilfe zu rufen; mir war, als ob ich wahnsinnig werden würde.

Endlich wurde ich meiner Herr und stieg die Treppe hinunter; das einzige, was ich nicht hatte überwinden können, war ein seltsames

Zittern in den Knien. Ich hielt mich am Geländer fest; hätte ich es einen Augenblick losgelassen, so wäre ich hinabgestürzt.

Ich erreichte die Tür, die ins Freie führte; draußen stand ein Spaten an der Mauer. Ich hatte mich mit einer Blendlaterne versehen; auf dem Rasen zündete ich sie an und ging weiter.

Es war Ende November, im Garten war nichts Grünes mehr zu sehen, die Bäume waren nur noch Skelette mit langen fleischlosen Armen, und die trocknen Blätter raschelten unter meinen Füßen.

Der Schrecken schnürte mir das Herz zusammen, daß ich, als ich mich der Baumgruppe näherte, eine Pistole aus der Tasche zog und lud. Jeden Augenblick glaubte ich durch die Zweige das Gesicht des Korsen auftauchen zu sehen.

Ich leuchtete das Gebüsch mit der Laterne ab, es war leer. Ich sah mich um; ich war ganz allein; kein Geräusch störte die Stille der Nacht, nur eine Nachttaube ließ ihren gellenden, unheimlichen Schrei ertönen.

Ich befestigte meine Laterne an einem gabelförmigen Zweig, den ich schon ein Jahr vorher an derselben Stelle bemerkt hatte, als ich haltmachte, um das Loch zu graben.

Das Gras war während des Sommers dicht aufgeschossen; eine weniger stark bewachsene Stelle zog meine Aufmerksamkeit auf sich; dort hatte ich augenscheinlich das Loch gemacht. Ich begann zu graben; bei jedem Spatenstich erwartete ich, Widerstand zu finden; aber ich hatte schon ein zweimal so großes Loch gemacht, als das erste gewesen war, ohne auf irgend etwas zu stoßen. Ich glaubte, mich in der Stelle geirrt zu haben, und sah aufmerksam um mich her. Ein kalter, scharfer Wind piff durch die kahlen Äste, und mir rann der Schweiß von der Stirn. Die Stelle war dieselbe; ich vergrößerte die Grube, fand aber nichts, der Koffer war nicht mehr da.«

»Der Koffer war nicht mehr da?« murmelte Frau Danglars, von Schreck überwältigt.

»Ich grub das ganze Dickicht um«, fuhr Villefort fort. »Vielleicht hatte der Mörder einen Schatz in dem Koffer vermutet, ihn ausge-

graben und, nachdem er seinen Irrtum erkannt hatte, seinerseits den Koffer wieder vergraben. Aber ich fand nichts. Dann kam mir der Gedanke, daß er den Koffer einfach in einen Winkel geworfen haben könne. Um nachzusuchen, mußte ich den Tag abwarten. Ich ging wieder in das Zimmer hinauf und wartete.«

»O mein Gott!«

»Als es Tag geworden war, ging ich von neuem nach unten. Mein erster Gang galt dem Dickicht; ich hoffte, dort Spuren zu finden, die mir in der Dunkelheit entgangen waren. Ich hatte die Erde auf einem Raum von mehr als zwanzig Quadratfuß und über zwei Fuß tief aufgegraben. Ein Tagelöhner hätte das, was ich in einer Stunde getan hatte, kaum in einem Tag geleistet. Ich sah nicht das geringste.

Jetzt suchte ich im Garten nach dem Koffer; aber auch diese Suche war vergeblich.«

»Oh«, rief Frau Danglars, »das muß gewesen sein, um wahnsinnig zu werden!«

»Ich hoffte es einen Augenblick« fuhr Villefort fort, »aber ich war nicht so glücklich; indessen suchte ich mich zu sammeln. – Warum sollte der Mensch die Leiche fortgenommen haben? fragte ich mich.«

»Aber Sie haben ja selbst gesagt, um einen Beweis zu haben«, fiel Frau Danglars ein.

»Nein, das konnte es nicht mehr sein, man behält einen Leichnam nicht ein Jahr lang, sondern macht eine Anzeige. Aber nichts dergleichen war geschehen.«

»Nun denn?« fragte Hermine erregt.

»Dann bleibt der für uns noch schrecklichere Fall, daß das Kind vielleicht noch lebte und der Mörder es rettete.«

Frau Danglars stieß einen furchtbaren Schrei aus. »Mein Kind lebte!« sagte sie, die Hände Villeforts ergreifend. »Sie haben mein Kind lebendig vergraben! Sie waren nicht sicher, daß es tot war, und vergruben es! Oh ...!«

Frau Danglars hatte sich aufgerichtet und stand fast drohend vor dem Staatsanwalt, dessen Hände sie preßte.

»Was weiß ich? Ich sage Ihnen das, wie ich Ihnen etwas andres sagen würde«, antwortete Villefort mit einer Starrheit im Blick, die sehen ließ, daß dieser so mächtige Mann an der Grenze der Verzweiflung und des Wahnsinns stand.

»O mein armes Kind!« rief die Baronin, sank in den Stuhl zurück und erstickte ihr Schluchzen in dem Taschentuch.

Villefort gewann seine Fassung wieder, er sah ein, daß er, um den Zorn der Mutter, der sich über seinem Haupt ansammelte, abzuwenden, die Angst, die er selbst empfand, ihr mitteilen müsse.

»Sie verstehen«, sagte er, indem er sich der Baronin näherte, um leiser sprechen zu können, »Sie verstehen, daß, wenn dem so ist, wir verloren sind. Das Kind lebt, und jemand weiß, daß es lebt, weiß unser Geheimnis; und da Monte Christo uns gegenüber von einem ausgegrabenen Kind spricht, während kein Kind mehr ausgegraben werden konnte, so ist er derjenige, der das Geheimnis kennt.«

»Gerechter Gott! Rächender Gott!« murmelte Frau Danglars.

Villefort antwortete nur durch eine Art Brüllen.

»Aber das Kind, das Kind?« rief die Mutter wieder.

»Oh, wie habe ich gesucht«, sagte Villefort, die Hände ringend; »wie oft habe ich es in meinen schlaflosen Nächten gerufen, wie oft mir fürstlichen Reichtum gewünscht, um einer Million Menschen eine Million Geheimnisse abkaufen zu können und das meine vielleicht darunter zu finden! Endlich, als ich eines Tages zum hundertsten Male den Spaten nahm, fragte ich mich auch zum hundertsten Male, was der Korse mit dem Kind habe machen können. Ein Kind ist einem Fliehenden hinderlich; vielleicht hatte er es, als er bemerkte, daß es noch lebte, einfach ins Wasser geworfen.«

»Oh, unmöglich!« rief Frau Danglars. »Man kann aus Rache einen Menschen morden, man ertränkt aber nicht kalten Bluts ein Kind!«

»Vielleicht«, fuhr Villefort fort, »hatte er es in ein Findelhaus gebracht.«

»O ja, ja«, rief die Baronin, »da ist mein Kind!«

»Ich eilte hin und vernahm, daß man in der Nacht des zwanzigsten September ein Kind niedergelegt hatte. Es war in die Hälfte einer mit Absicht zerrissenen Serviette von feiner Leinwand gewickelt. Auf dieser Hälfte befand sich eine halbe Baronskrone und der Buchstabe H.«

»Es ist's!« rief Frau Danglars. »So war alle meine Wäsche gezeichnet; Herr von Nargonne war Baron, und ich heiße Hermine, Gott sei Dank, mein Kind war nicht tot!«

»Nein, es war nicht tot!«

»Und Sie sagen mir das, ohne zu fürchten, daß ich vor Freude sterbe? Wo ist es? Wo ist mein Kind?«

Villefort zuckte die Schultern. »Weiß ich es?« sagte er. »Und glauben Sie, daß, wenn ich es wüßte, ich es Ihnen nicht geradeheraus gesagt hätte? Ungefähr ein halbes Jahr vorher war eine Frau mit der andern Hälfte der Serviette gekommen und hatte das Kind verlangt. Da diese Frau alle vom Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt hatte, so war ihr das Kind ausgeliefert worden.«

»Aber Sie mußten sich nach dieser Frau erkundigen und erfahren, wer sie war.«

»Was denken Sie denn, was ich getan habe? Ich habe eine Kriminaluntersuchung vorgeschützt und die gewandtesten Polizeispione, die erfahrensten Detektive ausgeschickt. Man hat ihre Spuren bis Châlons wiedergefunden, von da ab gingen sie verloren.«

»Verloren?«

»Ja, für immer verloren.«

»Und das ist alles?« sagte Frau Danglars. »Darauf haben Sie sich beschränkt?«

»O nein«, entgegnete Villefort, »ich habe die Nachforschungen nie eingestellt; nur in den letzten Jahren habe ich mich weniger darum gekümmert. Aber heute werde ich sie mit größerem Eifer als je auf-

nehmen, und ich werde Erfolg haben; es treibt mich nicht mehr das Gewissen, sondern die Furcht.«

»Aber der Graf von Monte Christo weiß nichts«, warf Frau Danglars ein, »sonst würde er sich doch wohl nicht so um unsern Verkehr bemühen, wie er es tut.«

»Oh, die Bosheit der Menschen ist sehr groß«, sagte Villefort. »Haben Sie die Augen dieses Mannes bemerkt, während er mit uns sprach?«

»Nein.«

»Aber haben Sie ihn manchmal genau betrachtet?«

»Gewiß; er ist ein Sonderling, weiter nichts. Nur eins ist mir aufgefallen, daß er von dem ganzen köstlichen Mahl, das er uns gegeben hat, nichts angerührt hat.«

»Ja«, sagte Villefort, »das habe ich auch bemerkt. Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte auch nichts angerührt; ich hätte geglaubt, er wolle uns vergiften.«

»Da hätten Sie sich, wie Sie sehen, getäuscht.«

»Nun ja; aber glauben Sie mir, dieser Mann hat geheime Absichten. Deshalb habe ich Sie sehen, Sie vor jedermann, besonders aber vor ihm, warnen wollen. Sagen Sie«, fuhr Villefort fort, indem er die Baronin noch durchdringender ansah, als er es bis jetzt getan hatte, »Sie haben von unserm Verhältnis mit niemand gesprochen?«

»Mit keinem Menschen, ich schwöre es Ihnen.«

»Sie haben nicht die Angewohnheit, abends niederzuschreiben, was tagsüber vorgegangen ist? Sie führen kein Tagebuch?«

»Ach nein, mein Leben geht in Leichtsinn dahin, ich selbst vergesse es«, sagte die Baronin.

»Sie sprechen nicht im Schlaf?«

»Ich habe den Schlaf eines Kindes; erinnern Sie sich nicht mehr?«

Purpurröte stieg ins Gesicht der Baronin, während Blässe dasjenige Villeforts überzog.

»Das ist wahr«, sagte er so leise, daß es kaum zu hören war.

»Und nun?« fragte die Baronin.

»Ich weiß, was ich zu tun habe«, antwortete Villefort. »Vor Ablauf von acht Tagen werde ich wissen, was es mit Monte Christo für eine Bewandnis hat, woher er kommt, wohin er geht und weshalb er in unsrer Gegenwart von einem Kind spricht, das in seinem Garten in Auteuil ausgegraben worden ist.«

Villefort sprach diese Worte in einem Ton, der den Grafen zittern gemacht hätte, wenn er ihn hätte hören können.

Dann drückte er die Hand, die die Baronin ihm mit Widerstreben gab, und führte sie mit Ehrerbietung bis zur Tür.

## BROT UND SALZ

Es war an einem der heißesten Julitage, einem Sonnabend, als bei Herrn von Morcerf ein Sommerball stattfand.

Albert von Morcerf hatte dem Grafen von Monte Christo persönlich die Einladung dazu überbracht.

»Oh, das ist zu liebenswürdig«, hatte der Graf geantwortet; »aber ich kann verhindert sein.«

»Wenn ich Ihnen eins gesagt habe, werden Sie alles andre hintanstellen«, hatte Albert erwidert. »Meine Mutter bittet Sie darum.«

»Die Frau Gräfin von Morcerf?« hatte Monte Christo mit bewegter Stimme gefragt.

»O Graf«, hatte Albert gesagt, »wir haben vier Tage lang nur von Ihnen gesprochen.«

»Von mir? Sie überhäufen mich wirklich mit Ehre!«

»Daß man von Ihnen spricht, ist Ihr Vorrecht als lebendes Problem.«

»Ah, ich bin also für Ihre Mutter ein lebendes Problem?« hatte der Graf geantwortet. »Wirklich, ich hätte sie für zu vernünftig gehalten, um sich solchen Phantastereien hinzugeben.«

»Ein Problem, mein lieber Graf, ein Problem für alle, für meine Mutter wie für die andern; Sie bleiben immer ein Rätsel. Nur fragt meine Mutter immer, wie es komme, daß Sie so jung sind. Während die Gräfin G... Sie für Lord Ruthwen hält, hält meine Mutter Sie, glaube ich, für Cagliostro oder Saint-Germain. Wenn Sie meine Mutter besuchen, müssen Sie sie in dieser Ansicht befestigen. Das

wird Ihnen nicht schwerfallen; Sie besitzen den Stein der Weisen des einen und den Geist des andern.«

»Ich danke Ihnen für Ihren Wink«, hatte der Graf geantwortet, »ich werde mich bemühen, allen Vermutungen gerecht zu werden.«

»Sie kommen also am Sonnabend?«

»Da Frau von Morcerf mich darum bittet.« –

Die Salons füllten sich mit Geladenen, die die reizende Gastfreundschaft der Gräfin noch mehr anzog als die hervorragende Stellung des Grafen von Morcerf; denn man war sicher, daß dieses Fest, dem guten Geschmack der Frau des Hauses Zufolge, allerlei bieten werde, was man erzählen oder nachahmen könnte.

Albert ging Frau von Villefort entgegen. Sie wollte sprechen, aber Albert unterbrach sie, bevor sie noch hatte ein Wort hervorbringen können.

»Ich wette, daß ich weiß, was Sie sagen wollen«, sagte er.

»Ei, das wäre!«

»Gestehen Sie es, wenn ich richtig rate?«

»Ja.«

»Sie wollten fragen, ob der Graf von Monte Christo schon gekommen ist oder komme.«

»Durchaus nicht«, antwortete Frau von Villefort. »Ich wollte Sie fragen, ob Sie Nachrichten von Herrn Franz erhalten hätten.«

»Ja, gestern.«

»Was schreibt er?«

»Daß er zugleich mit seinem Brief abreise.«

»Gut. Und jetzt der Graf?«

»Der Graf kommt, seien Sie unbesorgt.«

»Wissen Sie, daß er einen andern Namen hat als Monte Christo?« sagte Frau von Villefort.

»Nein, das wußte ich nicht.«

»Monte Christo ist ein Inselname, und er hat einen Familiennamen.«

»Den habe ich nie gehört.«

»Dann weiß ich also mehr als Sie; er heißt Zaccone.«

»Das ist möglich.«

»Er ist ein Malteser.«

»Auch das ist möglich.«

»Der Sohn eines Reeders.«

»Oh, aber diese Dinge müßten Sie wirklich laut erzählen, Sie würden den größten Erfolg haben.«

»Er hat in Indien gedient, besitzt ein Silberbergwerk in Thessalien und kommt hierher, um in Auteuil eine Mineralwasseranstalt oder ein Bad zu gründen.«

»Ei, da haben wir ja recht famose Nachrichten. Ich darf sie doch weitererzählen?«

»Ja, aber erst nach und nach, ohne zu sagen, daß sie von mir stammen.«

»Warum?«

»Weil es fast ein erlauschtes Geheimnis ist. Es wurde gestern abend beim Präfekten erzählt. Man staunte in Paris über diesen ungewohnten Luxus, und die Polizei hat Nachforschungen angestellt.«

»Na, es fehlte nur noch, daß der Graf als Vagabund festgenommen würde unter dem Vorwand, daß er zu reich sei.«

»Nun, das hätte ihm auch ganz gut passieren können, wenn die Auskunft nicht so günstig gewesen wäre.«

»Der arme Graf, und ahnt er die Gefahr, die er lief?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann ist es Christenpflicht, ihn davon zu unterrichten, was ich tun werde, sobald er kommt.«

Herr von Villefort hatte tatsächlich einem gewissen Herrn von Boville, einem höheren Beamten der Sicherheitspolizei, der früher Inspektor der Gefängnisse gewesen war, geschrieben und um Auskunft über den Grafen von Monte Christo gebeten. Nach zwei Tagen hatte er folgende Antwort erhalten:

*»Der Betreffende, der sich Monte Christo nennt, ist ein Bekannter des Lord Wilmore, eines reichen Fremden, den man manchmal in Paris sieht und der sich auch gegenwärtig hier aufhält; er ist gleichfalls ein Bekannter des Abbé Busoni, eines sizilianischen Priesters von großem Ruf im Orient, wo er viele gute Werke getan hat.«*

Herr von Villefort hatte dann von diesen beiden persönlich Erkundigungen über den Grafen eingezogen. Er ahnte nicht, daß er es beide Male mit dem Grafen selbst zu tun gehabt hatte.

Während Albert und Frau von Villefort miteinander sprachen, trat ein schöner junger Mann mit lebhaften Augen, schwarzem Haar und Schnurrbart an die beiden heran und grüßte Frau von Villefort ehrerbietig. Albert reichte ihm die Hand.

»Gnädige Frau«, sagte Albert, »ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Maximilian Morrel, Kapitän der Spahis, einen unsrer tapfren Offiziere, vorzustellen.«

»Ich habe schon das Vergnügen gehabt, den Herrn in Auteuil beim Grafen von Monte Christo zu treffen«, entgegnete Frau von Villefort mit absichtlicher Kälte, indem sie sich abwandte.

Diese Antwort und besonders der Ton, in dem sie gegeben wurde, preßten dem armen Morrel das Herz zusammen; es war ihm aber eine Entschädigung vorbehalten, denn als er sich umwandte, sah er in dem Winkel der Tür ein schönes blasses Mädchen, dessen Augen auf ihn gerichtet waren, während sie ihren Blumenstrauß langsam an den Mund führte.

Dieser Gruß wurde so gut verstanden, daß Morrel seinerseits sein Taschentuch an den Mund führte; und die beiden vergaßen einen Augenblick die Welt in diesem stummen Betrachten.

Sie hätten länger so ineinander verloren bleiben können, ohne daß jemand es bemerkt hätte; denn der Graf von Monte Christo war soeben eingetreten.

Überall, wo sich der Graf zeigte, erregte er Interesse. Die matte Gesichtsfarbe, das schwarze wellige Haar, das ruhige und reine

Gesicht, das tiefe, melancholische Auge und endlich der Mund von wunderbarer Feinheit der Zeichnung, der so leicht den Ausdruck stolzer Verachtung annahm, alles das zog die Aufmerksamkeit auf sich.

Es konnte schönere Männer geben, aber es gab gewiß keine von ausdrucksvollerem Aussehen. Vielleicht aber hätte die Pariser Gesellschaft diesem allem keine Beachtung geschenkt, wenn nicht dabei eine geheimnisvolle, von einem ungeheuren Vermögen vergoldete Geschichte vorgelegen hätte.

Der Graf ging auf Frau von Morcerf zu, die, vor dem blumengeschmückten Kamin stehend, ihn in einem der gegenüberhängenden Spiegel hatte kommen sehen und sich vorbereitet hatte, ihn zu empfangen.

Gerade in dem Augenblick, als er sich vor ihr verneigte, wandte sie sich ihm mit einem Lächeln zu. Ohne Zweifel glaubte sie, daß der Graf sie ansprechen werde, und er glaubte jedenfalls, daß sie ihn anreden werde; aber sie blieben beide stumm. Beiden erschien jede alltägliche Redensart ihrer unwürdig, und nach einem Austausch von Grüßen ging Monte Christo zu Albert, der ihm mit offener Hand entgegenkam.

Der Graf unterhielt sich mit Albert, als er eine Hand sich auf seinen Arm legen fühlte; er wandte sich um, es war Danglars.

»Ah, Sie sind's, Herr Baron?«

»Warum nennen Sie mich Baron?« fragte Danglars; »Sie wissen doch, daß ich nichts auf meinen Titel gebe. Mir geht's nicht wie Ihnen, Vicomte; Sie geben etwas darauf, nicht wahr?«

»Gewiß«, antwortete Albert, »denn wäre ich nicht Vicomte, so wäre ich nichts mehr, während Sie Ihren Baronstitel dreist opfern können; Sie bleiben dann noch immer Millionär.«

»Das scheint mir der schönste Titel unter dem Julikönigtum«, entgegnete Danglars.

»Leider ist man nicht auf Lebenszeit Millionär«, sagte Monte Christo, »wie man auf Lebenszeit Baron oder Pair von Frankreich

ist. Beweis: die Millionäre Frank und Pullman in Frankfurt, die Bankrott gemacht haben.«

»Wirklich?« sagte Danglars erbleichend.

»Ich habe die Nachricht heute abend durch einen Kurier bekommen; ich hatte etwa eine Million bei ihnen, wurde aber rechtzeitig benachrichtigt und habe vor etwa vier Wochen Zahlung verlangt.«

»O mein Gott!« sagte Danglars. »Sie haben einen Wechsel von zweihunderttausend Franken auf mich ausgestellt.«

»Nun, Sie sind hiermit gewarnt; ihre Unterschrift ist fünf Prozent wert.«

»Aber die Warnung kommt zu spät«, erwiderte Danglars; »ich habe die Wechsel bezahlt.«

»Gut«, meinte Monte Christo, »da sind die zweihunderttausend Franken zu den ...«

»Pst!« machte Danglars. »Sprechen Sie doch nicht von diesen Dingen ...« Er trat an Monte Christo heran und fuhr fort: »Besonders nicht vor dem jungen Cavalcanti.« Dabei wandte er sich lächelnd dem jungen Mann zu.

Morcerf hatte den Grafen verlassen, um seine Mutter aufzusuchen; Danglars verließ ihn, um Cavalcantis Sohn zu begrüßen, so daß Monte Christo einen Augenblick allein war.

Die Hitze fing an unerträglich zu werden; die Diener gingen mit Früchten und Eis in den Salons umher. Monte Christo wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht, wick aber zurück, wenn ein Präsentierteller an ihm vorbeikam, und nahm keine Erfrischung.

Frau von Morcerf verlor den Grafen nicht aus den Augen. Sie sah, daß er nichts anrührte.

»Albert«, sagte sie, »hast du bemerkt, daß der Graf nie ein Diner bei deinem Vater hat annehmen wollen?«

»Ja, aber er hat ein Frühstück bei mir angenommen und bei diesem Frühstück seinen Eintritt in die Pariser Gesellschaft gehalten.«

»Bei dir ist nicht bei deinem Vater«, murmelte Mercedes, »und seit er hier ist, beobachte ich ihn, und er hat noch nichts genossen.«

»Er ist sehr nüchtern.«

Mercedes lächelte traurig. »Nähere dich ihm«, sagte sie, »und sobald wieder ein Diener vorbeikommt, bestehe darauf, daß der Graf etwas nimmt.«

»Warum, Mutter?«

»Tu mir den Gefallen, Albert«, sagte Mercedes.

Albert küßte seiner Mutter die Hand und begab sich an die Seite des Grafen.

Ein Diener trug wieder Erfrischungen vorüber; sie sah Albert den Grafen nötigen, sogar ein Glas Eis nehmen und es ihm anbieten; aber der Graf lehnte hartnäckig ab.

Albert kam zu der Gräfin zurück, die sehr bleich war.

»Nun«, sagte sie, »du siehst, er hat sich gewiegt.«

»Ja, aber weshalb machen Sie sich darüber Gedanken?« fragte Albert.

»Du weißt, Albert, die Frauen sind sonderbar. Ich hätte mit Vergnügen gesehen, daß der Graf etwas bei mir genösse, wäre es auch nur eine Weinbeere. Vielleicht gewöhnt er sich nicht an die französischen Sitten; er hat möglicherweise eine Vorliebe für etwas anderes.«

»Nein, ich habe ihn in Italien von allem nehmen sehen, jedenfalls ist er heute abend nicht bei Appetit.«

»Da er immer in heißen Ländern gelebt hat, ist er vielleicht auch nicht so empfindlich gegen die Wärme wie andre«, meinte die Gräfin.

»Das glaube ich nicht, denn er sagte, es sei zum Ersticken, und fragte, warum man nicht die Jalousien geöffnet habe.«

»In der Tat«, sagte die Gräfin, »das ist ein Mittel, um mich zu vergewissern, ob diese Enthaltbarkeit Absicht ist.«

Sie verließ den Saal, und einen Augenblick darauf wurden die Jalousien geöffnet, und man konnte durch die Blumen hindurch,

die die Fenster schmückten, den Garten sehen, der mit Laternen behängt war und wo unter einem Zelt das Souper serviert war. Tänzer und Tänzerinnen, Spieler und Plaudernde stießen einen Freudenschrei aus; alle atmeten voll Entzücken die hereinströmende Luft.

In demselben Augenblick erschien Mercedes wieder, bleicher als vorher, aber mit jener Festigkeit im Gesicht, die ihr unter gewissen Umständen eigen war. Sie ging direkt auf die Gruppe zu, in der sich ihr Mann befand.

»Halten Sie doch die Herren hier nicht fest«, sagte sie; »sie werden, wenn sie nicht spielen, lieber in den Garten gehen als hier erstickten.«

»Ah, gnädige Frau«, sagte ein alter galanter General, »wir werden nicht allein in den Garten gehen.«

»Gut, so werde ich das Beispiel geben.« Damit wandte sie sich zu Monte Christo. »Herr Graf«, sagte sie, »darf ich Sie um Ihren Arm bitten?«

Der Graf taumelte fast bei diesen einfachen Worten; dann sah er Mercedes einen Augenblick an. Dieser Augenblick hatte die Schnelligkeit eines Blitzes, und doch schien er der Gräfin ein Jahrhundert zu dauern, so viele Gedanken hatte Monte Christo in diesen einen Blick gelegt.

Er bot ihr seinen Arm; sie berührte ihn leicht mit ihrer kleinen Hand, und beide gingen die Freitreppe hinunter. Hinter ihnen eilten zwanzig Gäste mit lauten Rufen der Freude in den Garten.

Frau von Morcerf trat mit ihrem Begleiter unter das Blätterdach einer Lindenallee, die zu einem Treibhaus führte.

»Es war zu warm im Saal, nicht wahr, Herr Graf?« sagte sie.

»Ja, gnädige Frau, und es war ein vortrefflicher Gedanke von Ihnen, die Türen und Jalousien öffnen zu lassen.«

Der Graf merkte, daß Mercedes' Hand zitterte.

»Aber Sie in Ihrem leichten Kleid und mit diesem leichten Tuch um den Hals werden vielleicht frieren?« fragte er.

»Wissen Sie, wohin ich Sie führe?« fragte die Gräfin zurück, ohne seine Frage zu beantworten.

»Nein, gnädige Frau«, antwortete er; »aber Sie sehen, ich leiste keinen Widerstand.«

»Nach dem Treibhaus dort, am Ende der Allee.«

Der Graf sah Mercedes fragend an; aber sie ging weiter, ohne etwas zu sagen, und auch er blieb stumm.

Sie kamen in dem Treibhaus an, das voll war von reifen Früchten. Die Gräfin ließ den Arm Monte Christos los und pflückte von einem Muskatweinstock eine Traube ab.

»Hier, Herr Graf«, sagte sie mit einem traurigen Lächeln, während ihr Tränen in die Augen traten; »hier unsre französischen Trauben kommen ja Ihren sizilianischen und zyprischen nicht gleich, aber Sie müssen Nachsicht mit unsrer armen Sonne des Nordens haben.«

Der Graf verneigte sich und trat einen Schritt zurück.

»Sie schlagen es mir ab?« fragte Mercedes mit bebender Stimme.

»Gnädige Frau«, entgegnete der Graf, »ich bitte Sie demütigst, mich zu entschuldigen, aber ich esse nie Muskatwein.«

Mercedes ließ seufzend die Traube fallen. Ein prachtvoller Pfirsich hing an einem benachbarten Spalier; Mercedes ging hin und pflückte die Frucht.

»Nehmen Sie dann diesen Pfirsich«, sagte sie.

Aber der Graf machte dieselbe ablehnende Bewegung.

»Oh, wiederum!« sagte sie in so schmerzlichem Ton, daß man heraushörte, daß sie ein Schluchzen unterdrückte. »Wirklich, ich habe Unglück.«

Ein langes Schweigen folgte; der Pfirsich war gleich der Traube in den Sand gefallen.

»Herr Graf«, nahm Mercedes endlich wieder das Wort, indem sie Monte Christo bittend ansah, »es gibt eine rührende arabische Sitte, die diejenigen auf ewig zu Freunden macht, die unter einem Dach Brot und Salz geteilt haben.«

»Ich kenne diese Sitte, gnädige Frau«, antwortete der Graf; »aber wir sind in Frankreich und nicht in Arabien, und in Frankreich gibt es ebensowenig ewige Freundschaften als die Sitte, Salz und Brot zu teilen.«

»Aber wir sind doch Freunde, nicht wahr?« fragte die Gräfin, während sie Monte Christo in die Augen sah und seinen Arm krampfhaft ergriff.

Das Blut floß dem Grafen zum Herzen, er wurde bleich wie der Tod, dann stieg es vom Herzen zurück in die Wangen, und seine Augen blickten einen Augenblick, als ob sie geblendet wären.

»Gewiß sind wir Freunde, gnädige Frau«, antwortete er. »Warum sollten wir es übrigens nicht sein?«

Dieser Ton war nicht der, den die Gräfin erwartet hatte. Sie wandte sich seufzend ab.

»Ich danke«, sagte sie und ging weiter.

So machten sie die Runde durch den Garten, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

»Ist es wahr«, fragte die Gräfin plötzlich, nachdem sie zehn Minuten umhergegangen waren, »daß Sie so viel gereist sind, so viel gesehen und so viel gelitten haben?«

»Ich habe viel gelitten, ja, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo.

»Aber Sie sind jetzt glücklich?«

»Jedenfalls«, entgegnete der Graf, »denn es hört mich niemand klagen.«

»Und Ihr gegenwärtiges Glück macht Ihr Herz milder?«

»Mein gegenwärtiges Glück kommt meinem früheren Elend gleich«, antwortete der Graf.

»Sind Sie nicht verheiratet?« fragte die Gräfin.

»Ich, verheiratet«, erwiderte Monte Christo zusammenfahrend, »wer hat Ihnen das gesagt?«

»Man hat es mir nicht gesagt, aber man hat Sie mehrere Male eine junge schöne Dame in die Oper führen sehen.«

»Das ist eine Sklavin, die ich einst in Konstantinopel kaufte, eine Prinzessin, die ich zu meiner Tochter machte, da ich sonst niemand auf der Welt habe.«

»Sie leben allein?«

»Ich lebe allein.«

»Sie haben keine Schwester ... keinen Sohn ... keinen Vater?«

»Ich habe niemand.«

»Wie können Sie so leben ohne etwas, das Sie an das Leben bindet?«

»Es ist nicht meine Schuld, gnädige Frau. Ich habe in Malta ein Mädchen geliebt und wollte sie heiraten, als der Krieg ausbrach und mich von ihr riß. Ich glaubte, sie liebe mich genug, um auf mich zu warten und mir treu zu bleiben, selbst wenn ich im Grabe läge. Als ich zurückkam, war sie verheiratet. Das ist die Geschichte jedes Mannes, der über zwanzig ist. Ich hatte vielleicht ein schwächeres Herz als die andern und habe mehr gelitten, als andre an meiner Stelle gelitten hätten, das ist alles.«

Die Gräfin machte einen Augenblick halt, als ob sie Atem schöpfen müßte.

»Ja«, sagte sie, »diese Liebe ist Ihnen im Herzen geblieben. Man liebt nur einmal ... Und haben Sie dieses Mädchen je wiedergesehen?«

»Nie.«

»Nie!«

»Ich bin nicht wieder in das Land zurückgekehrt, wo sie lebte.«

»Nach Malta?«

»Ja, nach Malta.«

»Sie ist also in Malta?«

»Ich glaube.«

»Und haben Sie ihr verziehen, was Sie durch sie gelitten haben?«

»Ihr, ja.«

»Aber nur ihr; Sie hassen noch immer diejenigen, die Sie von ihr getrennt haben?«

Die Gräfin trat vor Monte Christo; sie hielt noch ein Stück der duftenden Traube in der Hand.

»Nehmen Sie«, sagte sie.

»Ich esse nie Muskatwein, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo.

Die Gräfin schleuderte die Traube mit einer Bewegung der Verzweiflung in das nächste Dickicht.

»Unerbittlich!« murmelte sie.

Monte Christo blieb so gelassen, als ob der Vorwurf nicht ihm gegolten hätte.

In diesem Augenblick eilte Albert herbei.

»Ach, Mutter«, sagte er, »ein großes Unglück!«

»Was ist vorgefallen?« fragte die Gräfin, indem sie sich aufrichtete, als ob sie aus einem Traum in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde. »Ein Unglück, sagst du? In der Tat, es muß ein Unglück kommen.«

»Herr von Villefort ist hier, um seine Frau und Tochter zu holen. Die Marquise von Saint-Méran ist in Paris angekommen und hat die Nachricht mitgebracht, daß ihr Gatte auf der Reise hierher auf der ersten Station gestorben ist. Frau von Villefort, die sehr heiter war, wollte das Unglück nicht begreifen und nicht glauben; aber Fräulein Valentine erriet trotz der Vorsicht ihres Vaters alles bei den ersten Worten. Dieser Schlag hat sie wie ein Blitz niedergeschmettert, und sie brach ohnmächtig zusammen.«

»In welchem Verhältnis steht denn Herr Saint-Méran zu Fräulein von Villefort?« fragte der Graf.

»Er ist ihr Großvater mütterlicherseits. Er wollte hierher kommen, um die Heirat mit Franz zu beschleunigen.«

»Ah, so!«

»Da hat Franz Aufschub. Warum ist Herr von Saint-Méran nicht auch ein Großvater des Fräulein Danglars!«

»Albert, Albert!« sagte die Gräfin im Ton sanften Vorwurfs, »was sagst du da? Ach, Herr Graf, vor Ihnen hat er so viel Respekt, sagen Sie ihm doch, daß er etwas Schlechtes gesagt hat.«

Sie ging einige Schritte. Monte Christo betrachtete sie mit so träumerischem Ausdruck, der zugleich eine so warme Bewunderung enthielt, daß sie zurückkam. Sie nahm die Hand des Grafen und die ihres Sohnes und legte beide ineinander.

»Wir sind Freunde, nicht wahr?« sagte sie.

»Oh, Ihr Freund zu sein, gnädige Frau, darauf erhebe ich keinen Anspruch; aber in jedem Fall bin ich Ihr ganz ergebener Diener.«

Die Gräfin entfernte sich mit einer unaussprechlichen Herzbeklemmung, und ehe sie zehn Schritte gemacht hatte, sah der Graf sie das Taschentuch an die Augen führen.

»Sind Sie nicht einig, meine Mutter und Sie?« fragte Albert erstaunt.

»Im Gegenteil«, antwortete der Graf, »sie hat mir doch eben in Ihrer Gegenwart gesagt, daß wir Freunde seien.«

Sie kehrten in den Saal zurück, den Valentine und Frau von Villefort soeben verlassen hatten. Morrel war gleich nach ihnen gegangen.

## DAS VERSPRECHEN

Mit dem Liebenden eigenen Instinkt hatte Morrel erraten, daß infolge der Ankunft der Frau von Saint-Méran und des Todes des Marquis bei den Villeforts etwas vorgehe, was seine Liebe zu Valentine in Mitleidenschaft ziehe. Die Unruhe trieb ihn an das Gitter, aber Valentine wußte nichts davon, daß er wartete, da es nicht die gewohnte Stunde war, um die er sonst zu kommen pflegte, und es war reiner Zufall oder eine glückliche Übereinstimmung ihrer Gefühle, die sie in den Garten führte. Als sie erschien, rief Morrel sie, und sie eilte an das Gitter.

»Sie, um diese Zeit!« sagte sie.

»Ja, arme Freundin«, antwortete Morrel. »Ich komme, um schlechte Nachrichten zu holen und zu bringen.«

»Sprechen Sie, Maximilian«, sagte Valentine. »Aber wirklich, das Maß der Schmerzen ist schon genügend voll.«

»Teure Valentine«, sagte Morrel, indem er sich bemühte, seiner eigenen Bewegung Herr zu werden, »hören Sie mich bitte aufmerksam an; denn was ich Ihnen sagen werde, ist von höchster Wichtigkeit. Wann gedenkt man Sie zu verheiraten?«

»Ich will Ihnen nichts verheimlichen, Maximilian«, sagte Valentine. »Heute morgen ist von meiner Heirat gesprochen worden, und meine Großmutter, an der ich eine Stütze zu haben glaubte, hat sich nicht allein für diese Heirat erklärt, sondern wünscht sie so sehr, daß es nur auf die Rückkehr des Herrn von Epinay ankommt und der Vertrag am Tag nach dessen Ankunft unterzeichnet werden soll.«

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mannes, und er sah das Mädchen lange und traurig an.

»Dann werden Sie morgen die Verlobte des Herrn von Epinay sein, denn er ist heute morgen in Paris angekommen.«

Valentine stieß einen Schrei aus.

»Ich war vor einer Stunde beim Grafen von Monte Christo«, fuhr Morrel fort, »wir plauderten, er sprach von Ihrem Kummer und dem Ihres Hauses. Da trat Albert von Morcerf ein und hinter ihm ein junger Mann, bei dessen Anblick der Graf ausrief: ›Ah, Herr Baron von Epinay!‹ Ich nahm allen Mut und alle Kraft meines Herzens zusammen; vielleicht bin ich bleich geworden, vielleicht habe ich gezittert; jedenfalls aber habe ich gelächelt. Aber fünf Minuten darauf bin ich gegangen, ohne ein Wort von dem, was in dieser Zeit gesprochen worden ist, gehört zu haben; ich war vernichtet.«

»Armer Maximilian!« sagte Valentine.

»Nun bin ich hier, Valentine, antworten Sie mir jetzt wie jemandem, dem Ihre Antwort Tod oder Leben bringen wird. Was gedenken Sie zu tun?«

Valentine ließ den Kopf sinken; sie war niedergeschmettert.

»Hören Sie«, fuhr Morrel fort, »es ist nicht das erstemal, daß Sie an die Lage denken, in der wir uns jetzt befinden; sie ist ernst. Ist es Ihr Wille, gegen die Verhältnisse anzukämpfen, Valentine? Sprechen Sie, denn um Sie das zu fragen, bin ich gekommen.«

Valentine fuhr zusammen und sah Morrel bestürzt an. Ihrem Vater, ihrer Großmutter, ihrer ganzen Familie Widerstand zu leisten, daran hatte sie noch nicht einmal gedacht.

»Was sagen Sie, Maximilian«, fragte Valentine, »und was nennen Sie einen Kampf? Wie! Ich sollte gegen den Befehl meines Vaters kämpfen, gegen den Wunsch meiner sterbenden Großmutter! Das ist unmöglich!«

Morrel machte eine Bewegung.

»Sie sind zu edel, als daß Sie mich nicht verständen«, fuhr sie fort. »Ich kämpfen! Gott bewahre mich davor! Nein, nein; ich nehme

alle meine Kraft zusammen, um gegen mich selbst zu kämpfen und um meine Tränen zu trinken. Meinen Vater betrüben, die letzten Augenblicke meiner Großmutter verbittern, das kann ich nie!«

»Sie haben sehr recht«, sagte Morrel.

»Mein Gott, wie Sie mir das sagen!« rief Valentine verletzt.

»Ich sage Ihnen das wie ein Mann, der Sie bewundert, gnädiges Fräulein«, antwortete Maximilian.

»Gnädiges Fräulein!« rief Valentine. »Oh, der Egoist! Er sieht mich in Verzweiflung und tut, als ob er mich nicht verstehe.«

»Sie irren sich, ich verstehe Sie ganz und gar. Sie wollen Ihrem Vater und Ihrer Großmutter nicht ungehorsam sein und werden morgen den Vertrag unterzeichnen.«

»Aber mein Gott! Kann ich denn anders?«

»Das müssen Sie mich nicht fragen, denn ich bin ein schlechter Richter in dieser Sache«, antwortete Morrel.

»Was hätten Sie mir denn vorgeschlagen, wenn Sie mich geneigt gefunden hätten, Ihren Vorschlag anzunehmen? Antworten Sie; man muß nicht nur sagen: Du handelst falsch, sondern einen Rat geben.«

»Ist das Ihr Ernst, Valentine, und darf ich Ihnen den Rat geben?«

»Gewiß, lieber Maximilian, denn wenn er gut ist, werde ich ihn befolgen; Sie wissen ja, daß ich von Ihrer Liebe überzeugt bin.«

»Valentine«, sagte Morrel, indem er ein loses Brett beiseite schob, »geben Sie mir Ihre Hand zum Beweis, daß Sie mir meinen Zorn verzeihen. Mein Kopf ist wirr, und ich bin seit einer Stunde eine Beute der wahnsinnigsten Gedanken. Oh, wenn Sie meinen Rat ausschlügen!«

»Sprechen Sie!«

»Ich bin frei«, fuhr Maximilian fort, »und reich genug für uns beide; ich schwöre Ihnen, daß Sie meine Frau werden sollen, ehe meine Lippen Ihre Stirn berühren.«

»Sie machen mich zittern«, sagte das junge Mädchen.

»Folgen Sie mir«, fuhr Morrel fort; »ich führe Sie zu meiner Schwester; wir gehen nach Algier, England oder Amerika, wenn Sie nicht lieber wollen, daß wir uns in die Provinz zurückziehen und abwarten, bis unsere Freunde den Widerstand Ihrer Familie besiegt haben.«

Valentine schüttelte den Kopf.

»Das hatte ich erwartet, Maximilian«, sagte sie; »das ist ein wahnsinniger Rat, und ich wäre noch wahnsinniger als Sie, wenn ich nicht sofort sagte: Unmöglich, unmöglich!«

»Sie wollen also alles dem Schicksal überlassen und nicht einmal zu kämpfen versuchen?« sagte Morrel düster.

»Ja, und müßte ich darüber sterben!«

»Nun, Valentine«, fuhr Morrel fort, »ich wiederhole, daß Sie recht haben, während ich von Leidenschaft verblendet bin. Sei's denn, morgen werden Sie unwiderruflich dem Herrn von Epinay aus freiem Willen verlobt sein. Ich habe die Ehre, Ihnen Lebewohl zu sagen, gnädiges Fräulein, und rufe Gott zum Zeugen an, daß ich Ihnen ein so ruhiges und glückliches Leben wünsche, daß für die Erinnerung an mich kein Platz mehr darin ist.«

»Oh«, murmelte Valentine.

»Adieu, Valentine, adieu!« sagte Morrel, sich verneigend.

»Wohin gehen Sie?« rief das junge Mädchen, das erkannte, daß die Ruhe ihres Geliebten nur äußerlich war; dabei streckte sie die Hand durch das Gitter und hielt ihn am Rock fest. »Wohin gehen Sie?«

»Ich will nicht neue Unruhe in Ihre Familie bringen.«

»Aber sagen Sie mir, was Sie tun werden, Maximilian.«

Der junge Mann lächelte traurig.

»Oh, sprechen Sie, sprechen Sie«, fuhr Valentine fort, »ich bitte Sie.«

»Haben Sie Ihren Entschluß geändert, Valentine?«

»Ich kann ihn nicht ändern, Unglücklicher, das wissen Sie wohl!« rief das Mädchen.

»Dann leben Sie wohl, Valentine!«

Valentine rüttelte das Gitter mit einer Kraft, die man ihr nicht zuge-  
traut hätte, und da Morrel sich entfernte, streckte sie beide Hände  
hindurch und sagte, indem sie sie beschwörend faltete: »Was wollen  
Sie tun? Ich will es wissen; wohin gehen Sie?«

»Oh, seien Sie unbesorgt«, entgegnete Maximilian, indem er ste-  
henblieb; »ich habe nicht die Absicht, einen andern für die Härte  
des Schicksals verantwortlich zu machen; das wäre Wahnsinn.«

»Maximilian«, sagte Valentine, »kommen Sie her, ich will es.«

Maximilian näherte sich mit seinem ruhigen Lächeln, und wäre  
seine Blässe nicht gewesen, man hätte nichts Ungewöhnliches an  
ihm vermutet.

»Hören Sie, meine teure, meine angebetete Valentine«, sagte er  
mit seiner melodischen und ernsten Stimme, »Leute wie wir, die  
nie einen Gedanken gehabt haben, über den sie vor der Welt oder  
vor Gott hätten erröten müssen, können einander im Herzen lesen.  
Ich habe mein Leben auf Sie gesetzt; Sie gehen mir verloren, und  
damit ist mein Leben verloren. Ich werde warten bis zu dem Tag  
Ihrer Heirat. Denn ich hoffe bis zum letzten Augenblick, daß mir  
das Schicksal noch günstig sein könne. In dem Augenblick, da Sie  
mir hoffnungslos verloren sind, bin ich allein auf der Welt. Meine  
Schwester ist glücklich mit ihrem Mann, mein Dasein ist dann un-  
nütz geworden, und so wahr ich der Sohn des ehrlichsten Mannes  
bin, der je in Frankreich gelebt hat, jage ich mir eine Kugel durch  
den Kopf.«

Ein krampfhaftes Zittern ging durch Valentines Körper; sie ließ  
das Gitter los, das sie mit beiden Händen umfaßt hatte; ihre Arme  
sanken an ihrem Körper herunter, und zwei schwere Tränen rollten  
ihr über die Wangen. Der junge Mann blieb düster und entschlos-  
sen vor ihr stehen.

»Oh, um Gottes willen«, sagte sie, »Sie tun sich kein Leid an,  
nicht wahr?«

»Ich tue, wie ich Ihnen gesagt habe, bei meiner Ehre. Aber was macht Ihnen das aus? Sie haben Ihre Pflicht getan, und Ihr Gewissen ist ruhig.«

Valentine sank in die Knie.

»Maximilian«, sagte sie, »mein Freund, mein Bruder auf Erden, mein wirklicher Gatte im Himmel, ich beschwöre dich, mach es wie ich, lebe mit dem Leiden: Eines Tages werden wir vielleicht wieder vereint sein.«

»Leb wohl, Valentine!« wiederholte Morrel.

»Mein Gott!« sagte Valentine, indem sie die Hände zum Himmel hob. »Du siehst, ich habe alles getan, um eine gehorsame Tochter zu bleiben: Ich habe gebeten und geschworen; er hat weder auf meine Bitten noch auf meine Tränen gehört. Nun wohl«, fuhr sie fort, indem sie die Tränen trocknete; »ich will nicht vor Gewissensbissen sterben, lieber vor Schande. Du wirst leben, Maximilian, und ich werde niemandem gehören als dir. Sprich, befehl, in welcher Stunde, in welchem Augenblick; ich bin bereit.«

Morrel, der sich bereits wieder einige Schritte entfernt hatte, kam von neuem zurück und streckte, bleich vor Freude, Valentine durch das Gitter beide Hände entgegen.

»Valentine«, sagte er, »so mußt du nicht mit mir sprechen, lieber mich sterben lassen. Warum sollte ich dich denn der Gewalt verdanken, wenn du mich liebst, wie ich dich liebe? Willst du mich aus Mitleid zum Leben zwingen? Lieber will ich sterben.«

»In der Tat«, sagte Valentine, »wer liebt mich denn auf der Welt? Er. Wer hat mich in all meinem Kummer getröstet? Er. Auf wem ruht meine Hoffnung? Auf ihm. Nun wohl, du hast recht, Maximilian, ich werde dir folgen, werde mein Vaterhaus, alles verlassen. O Undankbare, die ich bin!« rief sie schluchzend, »selbst meinen guten Großvater, den ich vergaß!«

»Nein«, antwortete Maximilian, »du wirst ihn nicht verlassen. Du hast mir gesagt, daß er mich gern hat; nun gut, ehe du fliehst, sagst du ihm alles, du machst dir aus seiner Zustimmung einen Schild

vor Gott, und sobald wir verheiratet sind, kommt er zu uns und hat dann statt eines Kindes zwei. Oh, glaube mir, nicht Verzweiflung wartet unser, sondern Glück!«

»O sieh, Maximilian, welche Macht du über mich hast! Du machst mich fast an das, was du sagst, glauben, und doch ist es Wahnsinn, denn mein Vater wird mir fluchen; ich kenne seine Unbeugsamkeit, er wird mir nie verzeihen. Höre, Maximilian: Wenn ich durch List, durch Bitten, durch irgend etwas die Heirat verzögern kann, wirst du warten, nicht wahr?«

»Ja, ich schwöre es, wie du mir schwörst, daß diese abscheuliche Heirat nie stattfinden soll. Und wenn man dich vor den Altar schleppt, wirst du nein sagen?«

»Ich schwöre es, Maximilian, bei dem Heiligsten, was ich auf der Welt habe, dem Andenken meiner Mutter.«

»Dann wollen wir warten«, sagte Morrel.

»Ja, laß uns warten«, antwortete Valentine, die bei diesen Worten aufatmete; »es kann so mancherlei dazwischenkommen, das uns retten wird.«

»Ich verlasse mich auf dich, Valentine«, sagte Morrel, »alles was du tust, ist gut getan; aber wenn trotz deiner Bitten dein Vater und Frau von Saint-Méran fordern, daß der Vertrag morgen unterschrieben werde ...«

»Dann hast du mein Wort, Maximilian, dann komme ich zu dir, und wir fliehen. Aber bis dahin wollen wir uns nicht mehr treffen; es ist ein Wunder, eine Fügung der Vorsehung, daß wir noch nicht überrascht worden sind; würden wir überrascht, erführe man, wie wir uns sehen, so hätten wir keinen Ausweg mehr.«

»Du hast recht, Valentine; aber wie soll ich denn erfahren ...«

»Durch den Notar, Herrn Deschamps.«

»Den kenne ich.«

»Und durch mich. Ich schreibe dir.«

»Ich danke dir, meine angebetete Valentine«, entgegnete Morrel.  
»Dann ist alles abgemacht; sobald ich die Zeit weiß, komme ich; du

übersteigst diese Mauer, und ich bringe dich zu meiner Schwester. Wir werden da unbekannt leben oder offen auftreten, wie du es wünschen wirst. Wir haben das Bewußtsein unsrer Kraft und unsres Willens und werden uns nicht wie ein Lamm zur Schlachtbank führen lassen.«

»Sei es!« sagte Valentine. »Und nun sage ich dir, was du tun wirst, wird wohlgetan sein. Bist du nun mit deiner Frau zufrieden?« setzte sie traurig hinzu.

»Meine angebetete Valentine, es sagt so wenig, wenn ich sage ja.«

»Sag es immerhin.«

Valentine hatte ihren Mund dem Gitter genähert, und ihr Atem drang bis zu den Lippen Morrels, der den Mund an die andre Seite der kalten und unerbittlichen Scheidewand legte.

»Auf Wiedersehen«, sagte Valentine, indem sie sich diesem Glück entriß, »auf Wiedersehen!«

»Ich bekomme einen Brief von dir?«

»Ja.«

»Dank, meine teure Frau, auf Wiedersehen!«

Morrel hörte ihr Kleid die Büsche streifen und den Kies unter ihren Füßen knirschen. Er wartete noch kurze Zeit, dann ging auch er.

Den Rest des Tages und den ganzen folgenden Tag wartete er zu Hause, ohne eine Nachricht zu erhalten. Erst am dritten Tag, als er im Begriff war, den Notar aufzusuchen, erhielt er folgenden Brief:

*»Tränen, Bitten, Flehen haben nichts vermocht. Gestern bin ich zwei Stunden in der Kirche gewesen und habe aus tiefster Seele zu Gott gebetet; aber er ist unerbittlich wie die Menschen, und die Unterzeichnung des Ehevertrags ist auf heute abend neun Uhr festgesetzt.*

*Ich habe nur ein Wort, wie ich nur ein Herz habe, und mein Wort habe ich dir gegeben, mein Herz gehört dir!*

*Also heute abend um ein Viertel vor neun Uhr an dem Gitter.*

*Deine Frau*

*Valentine von Villefort.*

*NS. Meiner armen Großmutter geht es immer schlechter.*

*Sie werden mich sehr lieben, um mich vergessen zu machen, daß ich sie in diesem Zustand verlassen habe, nicht wahr?*

*Ich glaube, man verbirgt es vor Großpapa Noirtier, daß der Vertrag heute abend unterschrieben werden soll.«*

Morrel hatte alles zur Flucht vorbereitet; zwei Leitern waren in dem Hof verborgen, und ein Wagen, dessen Führung er selbst übernehmen wollte, stand bereit. Um acht Uhr war er in dem Hof und verbarg sein Fuhrwerk hinter einem Schuppen, in dem er sich zu verstecken pflegte. Es wurde allmählich dunkel; Morrel verließ sein Versteck und begab sich zu dem Loch im Gitter; es war noch niemand da.

Es schlug halb neun. Morrel ging auf und ab und legte in immer kürzeren Zwischenräumen sein Gesicht an den Gitterzaun; aber er spähte in der zunehmenden Dunkelheit vergebens nach dem weißen Kleid, er horchte vergebens auf ihre Schritte.

Das Haus, das er durch die Zweige sah, blieb finster und verriet durch nichts, daß ein so wichtiges Ereignis wie die Unterzeichnung eines Ehevertrages stattfinde.

Es schlug halb zehn. Das geringste Geräusch, das der Wind in den Blättern verursachte, trieb dem jungen Mann den Schweiß auf die Stirn. Während er so zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, schlug es zehn.

Aufgeregt ging Morrel auf und ab und preßte immer wieder sein Gesicht an das kalte Eisen des Gitters. Sollten Valentine die Kräfte

verlassen haben, und würde sie unterwegs ohnmächtig geworden sein?

Oh, wenn das der Fall wäre, sagte er sich, indem er schnell die Leiter emporstieg, so würde ich sie durch meine Schuld verlieren!

Er glaubte in der Dunkelheit in einer Allee etwas liegen zu sehen, wagte es sogar zu rufen und glaubte einen Klagelaut zu vernehmen.

Die Turmuhr schlug halb elf. Länger konnte Maximilian sich nicht zurückhalten. Er stieg auf die Mauer und sprang auf der andern Seite hinunter. Im nächsten Augenblick war er unter den Bäumen fort bis zu einem Gebüsch geeilt, von dem aus er das Haus frei übersehen konnte. Er sah nur die graue Masse des Gebäudes, aber keine hellerleuchteten Fenster deuteten auf irgendeine Feier hin. Einigemal bewegte sich ein Licht hinter drei Fenstern des ersten Stockes. Diese drei Fenster gehörten zur Wohnung der Frau von Saint-Méran. Ein andres Licht blieb unbeweglich hinter roten Vorhängen. Dort war das Schlafzimmer der Frau von Villefort.

Morrel erriet dies alles; um Valentine stets in Gedanken nahe zu sein, hatte er sich so oft den Plan des Hauses beschreiben lassen, daß er es kannte, ohne es gesehen zu haben.

Die Dunkelheit und Stille im Hause erschreckten ihn noch mehr als das Ausbleiben Valentines. Entschlossen, allem zu trotzen, um Valentine zu sehen und sich von dem Unglück, das er ahnte, zu überzeugen, ging er bis an den Rand des Gebüsches und wollte gerade so schnell wie möglich über den freien Platz eilen, der ihn noch von dem Haus trennte, als der Wind ihm den Ton einer Stimme an das Ohr trug. Er trat sofort wieder zurück und hielt sich unbeweglich im Dunkeln.

Sein Entschluß war gefaßt: War es Valentine allein, so wollte er ihr rasch ein paar Worte zuflüstern; war sie in Begleitung, so würde er sie wenigstens sehen und sich überzeugen, daß ihr kein Unglück zugestoßen war; waren es Fremde, so würde er einige Worte von ih-

rer Unterhaltung auffangen und so endlich das bis jetzt unverständliche Geheimnis ergründen.

In diesem Augenblick trat der Mond hinter der Wolke hervor, und Morrel sah an der Tür der Freitreppe Villefort erscheinen, der von einem schwarzgekleideten Mann gefolgt war. Sie gingen die Treppe hinunter und kamen auf das Gebüsch zu. Morrel erkannte in dem Schwarzgekleideten den Doktor d'Avrigny.

Der junge Mann wich, als sich die beiden näherten, unwillkürlich bis an den Stamm der Sykomore zurück, die in der Mitte des Dickichts stand; dort mußte er haltmachen.

Bald knirschte der Kies nicht mehr unter den Füßen der beiden Männer.

»Ach, lieber Doktor«, sagte der Staatsanwalt, »der Himmel sucht unser Haus heim! Welch schrecklicher Tod! Welch ein Schlag! Versuchen Sie es nicht, mich zu trösten; ach, die Wunde ist zu tief! Tot, tot!«

Ein eisiger Schweiß trat dem jungen Mann auf die Stirn, die Zähne klapperten ihm. Wer war denn in diesem Haus gestorben?

»Mein lieber Herr von Villefort«, antwortete der Arzt in einem Ton, der den Schrecken des jungen Mannes verdoppelte, »ich habe Sie durchaus nicht hierhergeführt, um Sie zu trösten, im Gegenteil.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Staatsanwalt erschrocken.

»Ich will sagen, daß sich hinter dem Unglück, das sich soeben zugegetragen hat, vielleicht ein noch viel größeres verbirgt.«

»O Gott!« murmelte Villefort, die Hände faltend, »was wollen Sie mir sagen?«

»Sind wir ganz allein, mein Freund?«

»O ja, ganz allein. Aber was bedeutet diese Vorsicht?«

»Sie bedeutet, daß ich Ihnen etwas Schreckliches anzuvertrauen habe«, sagte der Doktor. »Lassen Sie uns Platz nehmen!«

Villefort sank auf eine Bank; der Doktor blieb vor ihm stehen, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. Morrel hielt sich

mit der Hand die Stirn, während er die andere auf sein klopfendes Herz preßte.

»Sprechen Sie, Doktor«, sagte Villefort, »ich bin auf alles gefaßt.«

»Frau von Saint-Méran war allerdings schon sehr alt, erfreute sich aber einer vortrefflichen Gesundheit.«

Morrel atmete zum erstenmal seit zehn Minuten auf.

»Der Kummer hat sie getötet«, sagte Villefort; »ja, der Kummer, Doktor! Sie hat vierzig Jahre an der Seite des Marquis gelebt.«

»Es ist nicht der Kummer, mein lieber Villefort«, antwortete der Doktor. »Der Kummer kann töten, obgleich die Fälle selten sind, aber er tötet nicht in einem Tag, nicht in einer Stunde, nicht in zehn Minuten.«

Villefort antwortete nichts. Er hob den Kopf, den er bis dahin gesenkt gehalten hatte, und sah den Doktor bestürzt an.

»Sind Sie während der letzten Augenblicke dageblieben?« fragte d'Avrigny.

»Ja, Sie flüsterten mir ja zu, mich nicht zu entfernen.«

»Haben Sie die Symptome der Krankheit beachtet, der Frau von Saint-Méran erlegen ist?«

»Gewiß; sie hatte drei Anfälle, die sich in Pausen von einigen Minuten folgten, und jeder Anfall kam rascher und war schlimmer als der vorhergehende. Als Sie ankamen, keuchte sie schon seit einigen Minuten; dann hatte sie eine Krise, die ich für einen einfachen Nervenanstrengung hielt; aber ich begann erst wirklich zu erschrecken, als ich sah, wie sie sich mit ausgestreckten Gliedern in die Höhe hob. Da sah ich an ihrem Gesicht, daß die Sache ernster war, als ich glaubte. Als die Krise vorüber war, suchte ich ihre Augen, begegnete ihnen aber nicht; Sie hielten den Puls, und die zweite Krise kam, ehe Sie sich zu mir gewandt hatten; dieselben nervösen Bewegungen wiederholten sich, und der Mund zog sich zusammen und wurde violett. Bei der dritten Krise gab sie ihren Geist auf. Schon am Ende

der ersten hatte ich den Starrkrampf erkannt; Sie bestätigten diese Ansicht.«

»Ja, vor den Leuten«, entgegnete der Doktor, »aber jetzt sind wir allein.«

»Mein Gott, was wollen Sie mir sagen?«

»Daß die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch Pflanzenstoffe durchaus die gleichen sind.«

Herr von Villefort sprang auf und blieb einen Augenblick unbeweglich und schweigend stehen. Dann sank er auf die Bank zurück.

»O mein Gott, Doktor«, sagte er, »denken Sie wirklich das, was Sie mir da sagen?«

Morrel wußte nicht, ob er wache oder träume.

»Hören Sie«, antwortete der Doktor, »ich kenne die Bedeutung meiner Erklärung und die Eigenschaft des Mannes, dem gegenüber ich sie mache.«

»Sprechen Sie zu dem Beamten oder dem Freund?« fragte Villefort.

»Zu dem Freund, zu dem Freund allein in diesem Augenblick: Die Symptome des Starrkrampfes und die der Vergiftung durch Pflanzenstoffe gleichen sich dermaßen, daß ich Ihnen erkläre, ich würde zögern, wenn ich das, was ich da sage, unterschreiben müßte. Ich wiederhole Ihnen deshalb, ich wende mich nicht an den Beamten, sondern an den Freund. Nun denn, dem Freund sage ich: Ich habe den dreiviertelstündigen Todeskampf, die Zuckungen, den Tod der Frau von Saint-Méran beobachtet, und ich bin nicht nur überzeugt, daß sie an einer Vergiftung gestorben ist, sondern ich werde Ihnen auch sagen, an welchem Gift.«

»Herr Doktor! Herr Doktor!«

»Frau von Saint-Méran ist an einer starken Dosis Bruzin oder Strychnin gestorben, die man ihr jedenfalls zufällig, vielleicht aus Versehen, eingegeben hat.«

Villefort ergriff die Hand des Doktors. »Oh, das ist unmöglich!« sagte er. »Ich träume, mein Gott, ich träume! Es ist schrecklich, so etwas aus dem Mund eines Mannes wie Sie zu hören. Um Gottes willen, ich beschwöre Sie, lieber Doktor, sagen Sie, daß Sie sich täuschen.«

»Ich kann es allenfalls, aber ...«

»Aber?«

»Ich glaube es nicht.«

»Haben Sie Mitleid mit mir; seit einigen Tagen widerfährt mir so viel Unerhörtes, daß ich glaube, wahnsinnig zu werden.«

»Hat außer mir jemand Frau von Saint-Méran besucht?«

»Niemand.«

»Ist aus der Apotheke etwas geholt worden, wovon mir nichts gesagt wurde.«

»Nein, nichts.«

»Hatte Frau von Saint-Méran Feinde?«

»Ich kenne keine.«

»Hatte jemand Interesse an ihrem Tod?«

»Nein, mein Gott! Nein; meine Tochter ist ihre einzige Erbin ... Oh, wenn mir ein solcher Gedanke kommen könnte, würde ich mir zur Strafe ein Messer ins Herz stoßen.«

»Oh, mein lieber Freund«, rief Herr d'Avrigny, »Gott behüte mich davor, daß ich jemand anklage, ich spreche nur von einem unglücklichen Zufall, einem Versehen. Aber die Tatsache ist da und spricht leise zu meinem Gewissen, und ich will, daß mein Gewissen laut zu Ihnen spreche. Stellen Sie eine Untersuchung an.«

»Worüber?«

»Lassen Sie sehen: Sollte sich Barrois, der alte Diener, nicht geirrt und Frau von Saint-Méran irgendeinen für seinen Herrn bestimmten Trunk gegeben haben?«

»Für meinen Vater?«

»Ja.«

»Aber wie kann ein für meinen Vater bestimmter Trank Frau von Saint-Méran vergiften?«

»Nichts einfacher: Sie wissen, daß bei gewissen Krankheiten die Gifte Heilmittel werden; Lähmung gehört zu diesen Krankheiten. Nachdem ich alles angewandt hatte, um Herrn Noirtier die Bewegung wiederzugeben, habe ich mich seit etwa drei Monaten entschlossen, ein letztes Mittel zu versuchen, und behandelte ihn mit Bruzin. In der letzten Medizin, die ich ihm verschrieben hatte, waren sechs Zentigramm davon; sechs Zentigramm, die auf die gelähmten Glieder des Herrn Noirtier ohne Wirkung gewesen sind und an die er sich übrigens durch langsam größer werdende Dosen gewöhnt hat, genügen, um jeden andern zu töten.«

»Mein lieber Doktor, die Wohnung meines Vaters steht mit der meiner Schwiegermutter in keiner Verbindung, und Barrois ist nie zu ihr gekommen. Nein, Doktor, obgleich ich Sie als den geschicktesten und besonders den gewissenhaftesten Mann von der Welt kenne, so muß ich hier doch bemerken: Irren ist menschlich!«

»Hören Sie, Villefort«, sagte der Doktor, »gibt es einen Kollegen von mir, zu dem Sie ebensoviel Vertrauen haben wie zu mir?«

»Weshalb? Worauf wollen Sie hinaus?«

»Lassen Sie ihn holen, ich werde ihm sagen, was ich gesehen habe, und wir werden die Leichenschau vornehmen.«

»Und Spuren des Giftes finden?«

»Nein, des Giftes habe ich nicht gesagt, aber wir werden die Erschöpfung des Nervensystems konstatieren, die offenkundige Erstickung erkennen und Ihnen sagen: Lieber Villefort, ist die Sache durch Nachlässigkeit passiert, so wachen Sie über Ihre Dienstboten; liegt ein Werk des Hasses vor, so wachen Sie über Ihre Feinde.«

»O mein Gott, was schlagen Sie mir da vor!« antwortete Villefort niedergeschmettert. »Sobald außer Ihnen jemand um das Geheimnis weiß, wird eine Untersuchung notwendig, und eine Untersuchung bei mir ist unmöglich. Indessen«, fuhr der Staatsanwalt fort, indem er sich faßte und den Arzt unruhig ansah, »indessen, wenn Sie es

wollen, wenn Sie es durchaus fordern, so werde ich es tun. In der Tat, vielleicht muß ich diese Sache verfolgen; mein Amt verlangt es. Aber, Doktor, Sie sehen mich im voraus von Trauer überwältigt; nach so viel Schmerz mein Haus zum Schauplatz solch eines Skandals zu machen! Oh, meine Frau und meine Tochter werden das nicht überleben; und ich, Doktor, Sie wissen, daß ein Mann nicht die Stellung erreicht, die ich einnehme, nicht fünfundzwanzig Jahre Staatsanwalt gewesen ist, ohne sich Feinde gemacht zu haben, und ich habe zahlreiche. Wenn diese Sache in die Öffentlichkeit kommt, wird es für sie ein Triumph sein, und ich werde mit Schande bedeckt werden. Doktor, verzeihen Sie mir diese weltlichen Gedanken. Wären Sie ein Priester, würde ich Ihnen das nicht zu sagen wagen; aber Sie sind ein Mensch, Sie kennen die andern Menschen. Doktor, Doktor, Sie haben mir nichts gesagt, nicht wahr?»

»Mein lieber Herr von Villefort«, antwortete der Doktor erschüttert, »meine erste Pflicht ist Menschlichkeit. Ich hätte Frau von Saint-Méran gerettet, wenn die Wissenschaft die Macht dazu gehabt hätte; aber sie ist gestorben, und ich gehöre den Lebenden. Begraben wir dieses schreckliche Geheimnis im tiefsten Herzen. Wenn sich jemandem die Augen darüber öffnen, so werde ich mein Schweigen meiner Unwissenheit zuschreiben lassen. Indessen. Herr von Villefort, suchen Sie, suchen Sie eifrig, denn vielleicht bleibt es nicht bei diesem einen Fall ... Und wenn Sie den Schuldigen gefunden haben, so sage ich Ihnen: Sie sind Staatsanwalt, tun Sie, was Sie wollen!«

»O Dank, Dank, Doktor!« sagte Villefort mit unbeschreiblicher Freude, »ich habe nie einen bessern Freund gehabt als Sie.«

Und als ob er fürchtete, daß der Doktor andern Sinnes werden könnte, stand er auf und zog ihn dem Hause zu.

Sie entfernten sich. Morrel steckte, wie um freier zu atmen, den Kopf aus dem Dickicht, und der Mond beschien sein bleiches Gesicht.

»Valentine, arme Freundin!« sagte er. »Wird sie so vielen Kummer ertragen können?«

Er betrachtete dabei abwechselnd das Fenster mit den roten und die drei Fenster mit den weißen Vorhängen. Hinter dem ersten war das Licht fast vollständig verschwunden; jedenfalls brannte dort nur noch eine Nachtlampe. Am Ende des Gebäudes dagegen wurde eins der drei Fenster mit den weißen Vorhängen geöffnet. Eine auf den Kamin gestellte Kerze warf einige bleiche Strahlen nach außen, und ein Schatten stützte sich einen Augenblick auf den Balkon. Morrel erbebte; es war ihm, als ob er ein Schluchzen gehört habe.

Es war nicht zu verwundern, daß diese sonst so mutige und starke Seele, durch die beiden stärksten menschlichen Leidenschaften, Liebe und Furcht, erregt, so geschwächt war, daß sie eine Beute abergläubischer Halluzinationen wurde. Obgleich es unmöglich war, daß Valentine ihn sehen konnte, glaubte er sich von dem Schatten am Fenster gerufen; er sprang aus seinem Versteck hervor, lief bis zu den vor dem Haus stehenden Orangenbäumen, eilte die Treppe hinauf und öffnete die Tür.

Valentine, deren Augen zum Himmel gerichtet waren, hatte ihn nicht gesehen. Morrel durchschritt das Vorzimmer und fand das Geländer der Treppe; Teppiche dämpften seinen Schritt; übrigens war er so erregt, daß ihn selbst der Anblick Villeforts nicht erschreckt hätte. Wäre Valentines Vater ihm gegenübergetreten, war er entschlossen, ihm alles zu gestehen und ihn zu bitten, diese Liebe zu entschuldigen und zu billigen. Zum Glück sah er niemand.

Er kam ohne Zwischenfall oben an. Ein Schluchzen, das er vernahm, zeigte ihm den Weg, den er einzuschlagen hatte. Durch eine angelehnte Tür fiel Licht, und von daher kam der Ton der Stimme. Er stieß diese Tür auf und trat ein.

Im Hintergrund eines Alkovens, unter einem weißen Tuch, das die Form des Körpers abzeichnete, lag die Tote, die für Morrel, der um das Geheimnis wußte, etwas Schreckliches hatte. Neben dem Bett kniete Valentine vor einem großen Lehnstuhl; ihr Kopf ruhte auf den Kissen zwischen den gefalteten Händen, und ein Schluchzen ließ ihre Gestalt erbeben.

Sie hatte das Fenster verlassen, das offen geblieben war, und betete laut, in Tönen, die das unempfindlichste Herz gerührt hätten; die Worte kamen schnell, unzusammenhängend, unverständlich aus der vor Schmerz zusammengepreßten Kehle.

Der Mond drang durch die Öffnungen der Jalousien ins Zimmer, ließ das Licht der Kerze erbleichen und goß einen fahlen Schimmer über dieses Bild der Verzweiflung. Morrel stieß einen Seufzer aus und murmelte einen Namen. Das bleiche Gesicht Valentines wandte sich ihm zu; sie war nicht erstaunt. Morrel reichte ihr die Hand; Valentine zeigte auf den Leichnam und begann wieder zu schluchzen. Beide blieben stumm. Endlich wagte Valentine das erste Wort.

»Maximilian«, sagte sie, »wie kommt es, daß du hier bist? Ach, ich würde sagen: Sei willkommen!, wenn es nicht der Tod wäre, der dir die Tür dieses Hauses geöffnet hat!«

»Valentine«, antwortete Morrel mit bebender Stimme und gefalteten Händen, »ich war seit halb neun Uhr da, und als ich dich nicht kommen sah, erfaßte mich die Unruhe; ich kletterte über die Mauer, drang in den Garten und vernahm dann Stimmen, die von dem Unglück sprachen.«

»Was für Stimmen?« fragte Valentine.

Morrel erschauerte, die ganze Unterhaltung des Doktors und Herrn von Villeforts fiel ihm wieder ein, und er glaubte, durch das Tuch hindurch den sich streckenden Körper und die violetten Lippen der Toten zu sehen.

»Von den Stimmen der Dienstboten habe ich alles erfahren«, sagte er.

»Aber hierherzukommen bedeutet, uns ins Verderben zu stürzen«, bemerkte Valentine ohne Schrecken oder Zorn.

»Verzeih mir«, antwortete Morrel, »ich werde wieder gehen.«

»Nein, man könnte dir begegnen; bleib.«

»Aber wenn jemand käme ...«

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. »Es kommt niemand«, sagte sie, »das ist unser Schutz.« Und sie zeigte auf die Leiche.

»Aber was ist mit Herrn von Epinay vorgefallen?« fragte Morrel.  
»Er ist in demselben Augenblick zur Unterzeichnung des Vertrags gekommen, als meine liebe Großmutter den letzten Seufzer aushauchte.«

»Oh!« sagte Morrel mit einem Gefühl selbstsüchtiger Freude, denn er dachte daran, daß dieser Todesfall die Heirat Valentines auf unbestimmte Zeit hinausschiebe.

»Was aber meinen Schmerz verdoppelt«, fuhr das junge Mädchen fort, als ob dieses Gefühl sofort seine Strafe hätte empfangen sollen, »das ist, daß meine arme Großmutter vor ihrem Sterben befohlen hat, daß die Heirat so schnell wie möglich stattfinden; auch sie hat gegen mich gehandelt, indem sie mich zu beschützen glaubte.«

»Horch!« sagte Morrel.

Beide schwiegen. Eine Tür wurde geöffnet, und es ertönten Schritte auf dem Korridor und der Treppe.

»Das ist mein Vater, der aus seinem Arbeitszimmer geht«, sagte Valentine.

»Und den Doktor begleitet«, setzte Morrel hinzu.

»Woher weißt du, daß es der Doktor ist?« fragte Valentine erstaunt.

»Ich denke es mir«, antwortete Morrel.

Das junge Mädchen sah ihn an. Unterdessen hörte man die Haustür schließen; Herr von Villefort schloß auch die Gartentür und kam wieder die Treppe herauf. Im Vorzimmer angekommen, blieb er einen Augenblick stehen. Morrel sprang hinter einen Vorhang; Valentine machte keine Bewegung; es war, als ob die Größe des Schmerzes sie über gewöhnliche Furcht erhaben machte. Herr von Villefort kehrte in sein Zimmer zurück.

»Jetzt kannst du weder durch den Garten noch durch die Straßentür fort«, sagte Valentine.

Morrel sah das Mädchen erstaunt an.

»Es gibt jetzt nur noch einen sichern Ausgang«, fuhr sie fort, »durch die Wohnung meines Großvaters.« Sie erhob sich. »Komm!« sagte sie.

»Wohin?« fragte Maximilian.

»Zu meinem Großvater.«

»Ich, zu Herrn Noirtier?«

»Ja.«

»Woran denkst du, Valentine?«

»Ich denke seit langem daran. Ich habe nur diesen Freund auf der Welt, und wir bedürfen seiner alle beide ... Komm!«

»Sei vorsichtig!« sagte Morrel. »Mir ist die Binde von den Augen gefallen; daß ich hierhergekommen bin, das war eine Tat des Wahnsinns. Bist du selbst bei Sinnen?«

»Ja«, entgegnete Valentine, »nur das eine macht mir Gewissensbisse: meine arme Großmutter, bei der ich die Wache übernommen habe, allein zu lassen. Aber ich bin ja gleich wieder zurück. Komm!«

Valentine ging über den Korridor und dann eine kleine Treppe hinunter; Morrel folgte ihr auf den Fußspitzen. Auf dem Flur vor den Zimmern des Herrn Noirtier trafen sie den alten Diener.

»Barrois«, sagte Valentine, »schließen Sie die Tür und lassen Sie niemand ein.« Sie trat zuerst ein.

Noirtier, der von seinem alten Diener von allem, was vorging, unterrichtet war, saß in seinem Lehnstuhl, aufmerksam auf jedes Geräusch achtend. Als er Valentine eintreten sah, glänzte sein Auge. Im Gang und in der Haltung des Mädchens lag etwas, was dem stummen, gelähmten Greis auffiel; seine Augen fragten, was es gäbe.

»Lieber Großpapa«, sagte sie, »hör mich an; du weißt, daß die gute Großmama Saint-Méran vor einer Stunde gestorben ist und daß ich jetzt außer dir niemand mehr habe, der mich liebt.«

Die Augen des Greises drückten unendliche Zärtlichkeit aus.

»Ich muß also dir allein meinen Kummer oder meine Hoffnungen anvertrauen, nicht wahr?«

Der Gelähmte machte das Zeichen der Bejahung; Valentine nahm Maximilian bei der Hand. Der Greis richtete sein Auge forschend und etwas verwundert auf Morrel.

»Dies ist Herr Maximilian Morrel«, sagte sie, »der Sohn des braven Kaufmanns aus Marseille, von dem du jedenfalls gehört hast?«

Der Greis bejahte.

»Es ist ein ehrlicher Name, den Maximilian mit Ruhm bedecken wird, denn er ist mit dreißig Jahren Hauptmann und Offizier der Ehrenlegion.«

Der Greis bekundete durch ein Zeichen, daß er sich erinnere.

»Nun wohl, lieber Großpapa«, sagte Valentine, indem sie vor dem Greis niederkniete und auf Maximilian zeigte, »ich liebe ihn und werde nur ihm angehören. Wenn man mich zwingt, einen andern zu heiraten, werde ich eher sterben.«

Die Augen des Gelähmten drückten eine Welt voll unruhiger Gedanken aus.

»Du hast Herrn Morrel gern, nicht wahr, Großpapa?« fragte das junge Mädchen.

»Ja«, sagte der Greis mit den Augen.

»Und du kannst uns, die wir auch deine Kinder sind, gegen den Willen meines Vaters schützen?«

Noirtier heftete seinen Blick auf Morrel, als ob er sagen wollte: Das kommt darauf an.

Maximilian verstand ihn. »Valentine«, sagte er, »du hast eine heilige Pflicht in dem Zimmer deiner Großmutter zu erfüllen. Erlaubst du, daß ich einen Augenblick mit Herrn Noirtier spreche?«

»Ja, ja«, machte der Greis mit den Augen, dann sah er Valentine unruhig an.

»Wie er dich verstehen soll, Großpapa, willst du sagen?«

»Ja.«

»Oh, sei ruhig; wir haben so oft von dir gesprochen, daß er weiß, wie ich mich mit dir verständige«, antwortete Valentine.

Valentine stand auf, schob für Morrel einen Stuhl heran, befahl dem Diener, niemand einzulassen, küßte ihren Großvater zärtlich, sagte Morrel traurig Lebewohl und ging.

Um Herrn Noirtier zu beweisen, daß er Valentines Vertrauen besaß und alle ihre Geheimnisse kannte, nahm Morrel das Wörterbuch, Feder und Papier und legte alles auf den Tisch, wo die Lampe stand.

»Zuerst gestatten Sie mir«, sagte er, »Ihnen zu erzählen, wer ich bin, wie meine Liebe zu Valentine entstanden ist und welches meine Absichten sind.«

»Ich höre«, lautete die Zeichensprache Noirtiers.

Morrel erzählte, wie er Valentine kennen und lieben gelernt und wie sie in ihrer Verlassenheit und in ihrem Unglück die ihr angebotene Liebe angenommen hatte; er schilderte seine Herkunft, seine Stellung, seine Vermögensverhältnisse und dann ihren Plan, Valentine zu seiner Schwester zu bringen, sie zu heiraten und die Verzeihung ihres Vaters abzuwarten.

Noirtier, der mehrere Male Zeichen der Zustimmung gegeben hatte, machte hier das Zeichen der Verneinung.

»Hat dieser Plan nicht Ihre Zustimmung?« fragte Morrel.

»Nein.«

»Dann gibt es ein andres Mittel«, sagte Morrel. »Ich werde zu Herrn Franz von Epinay gehen und ihm mitteilen, welche Bande mich mit Fräulein Valentine vereinigen; ist er ein Mann von Gefühl, so wird er von selbst auf ihre Hand verzichten, und meine Freundschaft wird ihm auf ewig gehören; schlägt er es aus selbstsüchtigem Interesse oder lächerlichem Stolz ab, obgleich ich ihm gesagt habe, daß Valentine mich liebt und keinen andern lieben kann, so werde ich mich mit ihm schlagen und ihm dabei alle Vorteile geben. Entweder töte ich ihn, oder er tötet mich; im ersten Fall wird er Valentine nicht heiraten, und im andern bin ich sicher, daß Valentine ihn nicht heiratet.«

Noirtier betrachtete mit Vergnügen dieses edle und aufrichtige Gesicht, auf dem sich alles, was der junge Mann sagte, widerspiegelte. Als Morrel geendet hatte, schloß er jedoch mehreremal die Augen, was für ihn das Zeichen der Verneinung war.

»Sie mißbilligen auch diesen Plan?« fragte Morrel.

Der Greis bejahte.

»Aber was soll ich denn tun?« fragte Morrel. »Der letzte Wunsch der Frau von Saint-Méran war, die Heirat ihrer Enkelin nicht hinauszuschieben; soll ich denn ruhig zusehen?«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Ich verstehe«, sagte Morrel, »ich soll warten.«

»Ja.«

»Aber jeder Verzug wird unser Verderben sein«, entgegnete der junge Mann. »Valentine allein hat keine Kraft, Widerstand zu leisten, und man wird sie wie ein Kind zwingen. Ich bin heute auf wunderbare Weise zu Ihnen gelangt, kann aber nicht hoffen, daß mir das Glück noch einmal so günstig sein wird. Glauben Sie mir, nur einer der beiden Pläne, die ich Ihnen vorgetragen habe, ist möglich, verzeihen Sie meiner Jugend die Eitelkeit, aber sagen Sie mir, welchen von beiden Sie vorziehen. Erlauben Sie Fräulein Valentine, sich meiner Ehre anzuvertrauen?«

»Nein.«

»Soll ich Herrn von Epinay aufsuchen?«

»Nein.«

»Aber, mein Gott, von wem soll uns denn Hilfe kommen? Vom Zufall etwa?«

»Nein.«

»Von Ihnen?«

»Ja.«

»Sie verstehen, was ich Sie frage? Entschuldigen Sie, aber mein Leben hängt von Ihrer Antwort ab: Von Ihnen soll uns Rettung kommen?«

»Ja.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ja.«

Es lag in dem Blick, mit dem der Greis bejahte, solch eine Festigkeit, daß an dem Willen, wenn auch an der Macht, nicht zu zweifeln war.

»Oh, ich danke Ihnen! Aber wie können Sie sich der Heirat widersetzen, wenn der Himmel Ihnen nicht die Sprache oder den Gebrauch Ihrer Glieder wiedergibt?«

Ein Lächeln erhellte die Augen des Greises.

»Ich soll also warten?« fragte der junge Mann.

»Ja.«

»Aber der Ehevertrag?«

Und wieder erschien auf dem Gesicht des Greises ein Lächeln.

»Wollen Sie sagen, daß der Vertrag nicht unterzeichnet werden wird?«

»Ja«, gab Noirtier zu verstehen.

Das Versprechen schien trotz der Sicherheit, mit der es gegeben wurde, von seiten eines körperlich ohnmächtigen Greises doch so sonderbar, daß Morrel zögerte, daran zu glauben.

Ob Noirtier nun Morrels Schwanken erkannt hatte oder ob er der Folgsamkeit, die er gezeigt hatte, nicht vollständig Glauben schenkte, genug, er sah den jungen Mann unverwandt an.

»Was wünschen Sie?« fragte Morrel. »Soll ich Ihnen mein Versprechen, nichts zu unternehmen, wiederholen?«

Der Blick des Greises blieb unverwandt und fest, als ob er sagen wollte, daß ihm ein Versprechen nicht genüge, dann sah er vom Gesicht auf die Hand.

»Wünschen Sie, daß ich schwöre?« fragte Maximilian.

»Ja«, gab der Greis zu verstehen.

Morrel begriff, daß Noirtier diesem Schwur eine sehr große Wichtigkeit beilegte; er streckte deshalb die Hand aus und sagte: »Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich abwarten und ohne Ihre Zustimmung nichts gegen Herrn von Epinay unternehmen will.«

»Gut«, lautete die Augensprache des Greises.

»Soll ich mich jetzt entfernen?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Ohne Fräulein Valentine wiederzusehen?«

»Ja.«

»Erlauben Sie mir, Sie als Sohn zu umarmen, wie es eben Ihre Tochter getan hat?« fragte Morrel, und da er sich in dem Ausdruck der Augen Noirtiers nicht täuschen konnte, so berührten seine Lippen die Stirn des Greises an derselben Stelle, wo ihn vorher das junge Mädchen geküßt hatte. Dann grüßte er den Greis und ging.

Auf dem Flur erwartete ihn der alte Diener, den Valentine geschickt hatte, und führte ihn durch die Windungen eines finsternen Korridors zu einer kleinen Tür, die nach dem Garten hinausging.

Morrel überstieg wieder die Mauer und fand seinen Wagen in dem Schuppen warten.

Er bestieg den Wagen und kehrte, von so vielen Gemütsbewegungen erschöpft, aber freieren Herzens, gegen Mitternacht in seine Wohnung zurück.

## DAS PROTOKOLL

Frau von Saint-Méran wurde zusammen mit ihrem Gatten, dessen Leiche nach Paris gebracht worden war, in der Familiengruft der Villeforts beigesetzt. Nachdem die Beerdigung vorüber war, wurde Franz von Herrn von Villefort aufgefordert, mit ihm zu kommen. Als sie im Arbeitszimmer des Staatsanwalts angekommen waren, sagte Herr von Villefort zu Franz: »Herr von Epinay, ich muß Ihnen mitteilen, und die Gelegenheit dazu ist vielleicht nicht so schlecht gewählt, wie man im ersten Augenblick glauben könnte, denn Gehorsam ist das erste, was wir den Toten schuldig sind, daß Frau von Saint-Méran vorgestern auf ihrem Totenbett den Wunsch äußerte, daß Valentines Heirat nicht aufgeschoben werden sollte.«

»Herr von Villefort«, entgegnete Franz, »vielleicht ist es nicht der richtige Augenblick für Fräulein Valentine, die ganz in Schmerz versunken ist, an Heirat zu denken; ich muß wirklich fürchten ...«

»Valentine«, unterbrach ihn Herr von Villefort, »wird keinen andern Wunsch haben, als den letzten Willen ihrer Großmutter zu erfüllen.«

»In diesem Fall«, sagte Franz, »handeln Sie, wie es Ihnen beliebt. Ich habe mein Wort verpflichtet, und ich bin glücklich, es einzulösen.«

»Dann können wir also den Ehevertrag unterzeichnen, und in acht Tagen soll auf dem Gute der Frau von Saint-Méran ohne jeden Prunk die Hochzeit stattfinden. Ich schicke jetzt nach dem Notar, Herrn Deschamps.«

»Und ich«, sagte Franz, »gehe, um Albert von Morcerf und Raoul de Château-Renaud zu holen, damit sie bei der Unterzeichnung als Zeugen dabei sind.«

»Ich erwarte Sie also in einer halben Stunde, und in einer halben Stunde wird Valentine bereit sein.«

Villefort ließ Valentine benachrichtigen, daß sie in einer halben Stunde im Salon zu erscheinen habe, weil man den Notar und die Zeugen des Herrn von Epinay erwarte. Valentine war wie vom Blitz niedergeschmettert. Sie wollte zu ihrem Großvater eilen, aber auf der Treppe traf sie Villefort, der sie beim Arm nahm und in den Salon führte. Im Vorzimmer sah sie Barrois und warf dem alten Diener ihres Großvaters einen verzweifelten Blick zu. Einen Augenblick später betrat Frau von Villefort mit dem kleinen Eduard den Salon, und kurze Zeit darauf trafen auch der Notar und Franz mit seinen Freunden ein.

Valentine war so blaß, daß man die Adern in ihrem Gesicht durchscheinen sah. Herr von Villefort war unbewegt wie immer.

Der Notar ordnete seine Papiere und wandte sich dann an Franz.

»Ich muß Ihnen mitteilen«, sagte er, »und zwar auf Veranlassung des Herrn von Villefort, daß Herr Noirtier im Fall der Heirat mit Ihnen seine Enkelin vollständig enterbt.«

»Mein Herr«, sagte Franz, »ich habe niemals nach dem Vermögen von Fräulein Valentine gefragt. Es wird selbst so noch größer sein als das meine. Ich suche in dieser Verbindung nur das Glück.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Salons, und Barrois trat ein.

»Meine Herren«, sagte er mit fester Stimme, »Herr Noirtier wünscht sofort mit Herrn Franz von Quesnel, Baron von Epinay, zu sprechen.«

Villefort fuhr zusammen.

»Sagen Sie Herrn Noirtier«, wandte er sich an den Kammerdiener, »daß sein Wunsch nicht erfüllt werden kann.«

»In diesem Fall«, sagte Barrois, »läßt Herr Noirtier den Herren mitteilen, daß er sich in den Salon tragen lassen wird.«

»Valentine«, sagte Herr von Villefort, »geh doch zu deinem Großvater und sieh zu, was diese Anwandlung zu bedeuten hat.«

Valentine ging rasch auf die Tür zu. Villefort besann sich schnell.

»Warte«, sagte er, »ich gehe mit dir.«

»Verzeihung«, sagte Franz, »es scheint mir doch, daß ich Herrn Noirtiers Wunsch erfüllen und zu ihm gehen muß.«

Und er folgte Valentine, die mit der Freude eines Schiffbrüchigen, der plötzlich auf einen Felsblock stößt, die Treppe hinuntereilte. Villefort folgte den beiden.

Die drei Personen traten in Noirtiers Zimmer ein. Der Greis saß, schwarz gekleidet, in seinem Lehnstuhl. Villefort trat an ihn heran.

»Hier ist Herr Franz von Epinay«, sagte er. »Sie haben gewünscht, daß er kommt, und er hat Ihrem Wunsch entsprochen. Ich werde glücklich sein, wenn Ihnen diese Zusammenkunft beweisen wird, wie wenig Ihr Widerstreben gegen Valentines Heirat berechtigt war.«

Der Greis antwortete Villefort durch einen Blick, der ihn schauern machte. Dann verlangte er durch seine Zeichensprache, daß man ein Fach des Schreibtisches öffne und ein Bündel Papiere herausnehme. Dieses ließ er Franz übergeben.

Franz empfing die Papiere und las:

*»Auszug aus dem Protokoll der Sitzung des Bonapartistenklubs der Rue Saint-Jacques am 5. Februar 1815.«*

Franz hielt inne.

»Der fünfte Februar 1815«, sagte er. »An diesem Tag ist mein Vater ermordet worden, und gerade beim Verlassen dieses Klubs.«

Noirtiers Blick bedeutete ihm die Vorlesung fortzusetzen.

Franz las weiter:

»Die Unterzeichneten, Louis-Jacques Beaurepaire, Oberstleutnant der Artillerie, Etienne Duchampy, Brigadegeneral, und Claude Lecharpal, Verwalter der Staatswälder und der Flüsse, erklären, daß am vierten Februar 1815 ein Brief von der Insel Elba eintraf, in dem der General Flavien von Quesnel dem Wohlwollen und Vertrauen der Mitglieder des Bonapartistenklubs empfohlen wurde. Der General hatte von 1804 bis 1815 dem Kaiser gedient und mußte dem Hause Napoleon treu ergeben sein, trotz des Titels Baron von Epinay, den Ludwig XVIII. ihm nach seiner Besitzung Epinay verliehen hatte.

Infolge dieses Briefes wurde der General zu der Sitzung des fünften Februar eingeladen. Man teilte ihm mit, daß er um neun Uhr abends abgeholt werden würde.

Um neun Uhr abends erschien der Präsident des Klubs bei dem General. Der General war bereit mitzukommen. Der Präsident teilte ihm mit, daß es ihm zur Bedingung gemacht würde, daß er sich die Augen verbinden ließe und daß er niemals den Ort der Zusammenkunft erführe. Der General war einverstanden, und beide bestiegen den Wagen des Präsidenten, wo dem General die Augen verbunden wurden.

Während der Fahrt glaubte der Präsident zu bemerken, daß der General unter dem Tuch hervorzublicken versuchte. Er erinnerte ihn an sein Versprechen.

»Ach, das ist ja wahr«, sagte der General.

Der Wagen hielt in der Rue Saint-Jacques. Die beiden Herren gingen eine Treppe hinauf und betraten das Sitzungszimmer. Der General wurde aufgefordert, die Binde von seinen Augen zu nehmen. Er tat es und schien erstaunt, so viele bekannte Gesichter in einer Vereinigung zu finden, von deren Dasein er bisher nichts geahnt hatte.

Man fragte nach seinen Überzeugungen, aber er begnügte sich damit zu antworten, daß die Briefe aus Elba darüber Aufschluß gegeben hätten.

Dem General wurde nun der Inhalt des Briefes von der Insel Elba mitgeteilt, in dem er dem Klub als ein Mann empfohlen wurde, auf

dessen Mitwirkung man rechnen könne. Es war ferner in dem Brief von der wahrscheinlichen Rückkehr von der Insel Elba die Rede und von einem neuen Brief mit weiteren Nachrichten, der mit dem ›Pharao‹ ankommen sollte, einem Schiff des Reeders Morrel in Marseille, dessen Kapitän dem Kaiser blind ergeben war.

Während der Verlesung des Briefes bezeugte der General, auf den man gehofft hatte wie auf einen Anhänger rechnen zu können, sichtlich seine Unzufriedenheit und seinen Widerwillen.

Nach beendeter Verlesung schwieg er und runzelte die Brauen.

›Nun, Herr General,‹ fragte der Präsident, ›was sagen Sie zu diesem Brief?‹

›Ich sage,‹ erwiderte der General, ›daß man dem König Ludwig XVIII. erst vor zu kurzer Zeit den Eid geleistet hat, um ihn zugunsten des Exkaisers wieder zu brechen.‹

Diese Antwort war so deutlich, als daß man sich über die Ansichten des Generals hätte länger täuschen können.

›Herr General,‹ sagte der Präsident, ›für uns gibt es keinen König Ludwig XVIII. und keinen Exkaiser. Wir kennen nur Seine Majestät den Kaiser, der seit zehn Monaten durch Gewalt und Verrat aus seinem Land Frankreich ferngehalten wird.‹

›Verzeihung, meine Herren,‹ erwiderte der General, ›für mich gibt es einen König Ludwig XVIII. Er hat mich zum Baron und Feldmarschall gemacht, und ich werde niemals vergessen, daß ich diese beiden Titel seiner glücklichen Rückkehr nach Frankreich verdanke.‹

›Herr General,‹ sagte der Präsident sehr ernst, indem er aufstand, ›Ihre Worte zeigen klar, daß man sich über Sie auf der Insel Elba getäuscht hat und daß man uns falsch berichtet hat. Die Verleihung eines Titels und eines Ranges hat Sie zum Anhänger der neuen Regierung gemacht, die wir stürzen wollen. Wir werden Sie nicht zwingen, an unsre Seite zu treten. Wir wollen nicht, daß jemand gegen seinen Willen und sein Gewissen sich uns anschließt. Wir stellen nur eine einzige Bedingung: Sie schwören bei Ihrer Ehre, von dem, was Sie hier gehört haben, nichts zu verraten.‹

›Das hieße mich zu Ihrem Mitschuldigen machen‹, sagte der General, ›ich werde nicht schwören.‹

›Dann werden Sie sterben‹, sagte ruhig der Präsident.

Herr von Epinay wurde sehr bleich und blickte um sich.

›Schließt die Türen‹, sagte der Präsident zu den Dienern.

Eine Totenstille folgte diesen Worten.

Der General bezwang sich und trat vor.

›Wie lautet der Schwur?‹ fragte er.

›Folgendermaßen: Ich schwöre bei meiner Ehre, niemandem auf der Welt zu verraten, was ich am fünften Februar 1815 zwischen neun und zehn Uhr gesehen und gehört habe, und ich erkläre, daß ich den Tod verdiene, wenn ich meinen Schwur verletze.‹

Der General überwand einen deutlichen Widerwillen und leistete den verlangten Schwur.

›Jetzt möchte ich mich zurückziehen‹, sagte er; ›bin ich endlich frei?‹

Der Präsident stand auf, bestimmte drei Herren, die ihn begleiten sollten, und bestieg mit dem General, nachdem er ihm die Augen verbunden hatte, den Wagen. Die andern Mitglieder des Klubs gingen schweigend auseinander.

›Wohin sollen wir Sie fahren?‹ fragte der Präsident den General.

›Nach jedem Ort, wo ich von Ihrer Anwesenheit befreit sein werde‹, erwiderte Herr von Epinay.

›Herr General‹, sagte der Präsident, ›nehmen Sie sich in acht, äußern Sie keine Beleidigungen, sonst wird man Sie zur Rechenschaft ziehen.‹

›Sie sind in Ihrem Wagen immer noch so tapfer wie in Ihrem Klub‹, erwiderte der General, ›weil vier Mann stärker sind als ein einzelner.‹

Der Präsident ließ halten. Sie befanden sich gerade am Anfang des Quai des Ormes, neben der Treppe, die zum Fluß hinunterführt.

›Weshalb lassen Sie hier halten?‹ fragte Herr von Epinay.

›Weil Sie einen Mann beleidigt haben‹, erwiderte der Präsident, ›und weil dieser Mann keinen Schritt mehr vorwärts tun will, ohne Genugtuung von Ihnen erlangt zu haben. Sie haben einen Degen an

*Ihrer Seite, ich habe einen in diesem Stock. Einer dieser Herren wird Ihr Zeuge sein. Jetzt können Sie Ihre Binde abnehmen.»*

*Der General riß das Tuch ab, mit dem ihm die Augen verbunden waren.*

*»Jetzt werde ich endlich wissen, mit wem ich es zu tun habe«, sagte er.*

*Der Wagen wurde geöffnet, die vier Männer stiegen aus und gingen die Treppe zum Fluß hinunter.*

*Einer der Zeugen holte eine Laterne aus einem Kohlenschiff und stellte sie auf die Erde. Die beiden Gegner traten an, und der Kampf begann. Dreimal wich der General zurück, da ihn sein Gegner zu heftig bedrängte, und dreimal griff er wieder an. Beim drittenmal fiel er. Die Zeugen näherten sich ihm und wollten ihm aufhelfen, da sie glaubten, daß er nur ausgeglitten sei. Aber als sie ihn anfaßten, fühlten sie eine warme Feuchtigkeit. Das war Blut. Fünf Minuten später gab der General von Epinay seinen Geist auf.*

*Der Präsident stieg die Treppe wieder hinauf. Kaum war er oben, hörte er einen dumpfen Fall. Die Zeugen hatten die Leiche des Generals ins Wasser geworfen, nachdem sie den Tod festgestellt hatten.*

*Der General ist also in ehrlichem Zweikampf gefallen und nicht durch Meuchelmord, wie man annehmen könnte.*

*Zur Bestätigung dieses Tatbestandes haben wir das vorliegende Protokoll unterzeichnet, um den wahren Hergang des Ereignisses festzuhalten, für den Fall, daß einer der Beteiligten eines Tages wegen vorbedachten Mordes oder wegen einer ehrlosen Handlungsweise angeklagt würde.*

*Gezeichnet: Beaurepaire, Duchampy, Lecharpal.«*

Als Franz dieses Protokoll zu Ende gelesen hatte, das so fürchterliche Enthüllungen für ihn enthielt, wandte er sich an Noirtier.

»Mein Herr«, sagte er, »da Sie diese furchtbare Sache in allen Einzelheiten kennen, so schlagen Sie mir eine Bitte nicht ab und nennen Sie mir den Namen des Präsidenten, damit ich endlich weiß, wer meinen armen Vater getötet hat.«

Noirtier gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen und blickte auf das Wörterbuch, das stets zur Verständigung neben ihm lag. Franz nahm es mit einem nervösen Zittern und nannte nacheinander die Buchstaben des Alphabets bis I.

Bei diesem Buchstaben machte der Greis das Zeichen der Bejahung.

»I«, wiederholte Franz. Der Finger des jungen Mannes glitt über einige Worte hin, bis er bei »Ich« angelangt war.

Bei diesem Wort machte der Greis wieder das bejahende Zeichen.

»Sie«, rief Franz, dessen Haar sich sträubte, »Sie haben meinen Vater getötet?«

»Ja«, machte der Greis und sah ihn fest an.

Franz fiel kraftlos in einen Sessel. Villefort öffnete die Tür und entfloh. Er hätte den Greis ermorden können.

## ALI TEBELIN

Nach einem Besuch bei Danglars hatte der Graf von Monte Christo Albert von Morcerf eingeladen, ein Stündchen mit ihm zu plaudern. Sobald sie in der Wohnung des Grafen waren, ließ der Graf Tee und zwei türkische Pfeifen bringen. Während sie rauchten, erklangen plötzlich Töne, die denen einer Gitarre ähnlich waren.

»Was ist das?« fragte Albert.

»Das ist die Guzla Haidees«, erwiderte der Graf.

»Haidee, welch reizender Name! Wer ist sie?«

»Sie ist meine Sklavin.«

»Scherzen Sie nicht? Gibt es wirklich noch Sklavinnen?«

»Sie sehen es!«

»Sklavin des Grafen von Monte Christo! Das ist eine hervorragende Stellung in Frankreich. Nach der Art zu urteilen, wie Sie das Geld ausgeben, werden Sie fünfhunderttausend Franken im Jahr für sie aufwenden.«

»Fünfhunderttausend Franken! Das arme Kind hat mehr als das besessen. Sie war von Schätzen umgeben, neben denen die Schätze aus ›Tausendundeiner Nacht‹ sehr wenig sind.«

»Sie ist also eine Prinzessin?«

»Ja; kennen Sie die Geschichte des Paschas von Janina?«

»Ali Tebelin? Gewiß, denn in seinem Dienst hat mein Vater sich ein Vermögen erworben.«

»Haidee ist die Tochter Alis und der schönen Vasiliki.«

»Und wie ist sie Ihre Sklavin geworden?«

»Als ich eines Tages über den Markt von Konstantinopel ging, habe ich sie gekauft.«

»Darf ich Sie darum bitten, mich ihr vorzustellen?«

»Gern; aber unter zwei Bedingungen: Sie dürfen niemand erzählen, daß Sie sie kennengelernt haben, und Sie dürfen ihr nicht sagen, daß Ihr Vater dem ihren gedient hat.«

»Gern«, sagte Morcerf, »ich schwöre es.«

Der Graf ließ Haidee benachrichtigen und ging dann mit Albert in ihre Gemächer.

Haidee empfing sie mit großen, erstaunten Augen; es war das erstemal, daß ein anderer Mann als Monte Christo bei ihr eintrat. Sie saß mit gekreuzten Beinen auf einem Sofa, ihr Instrument lag neben ihr. Sie sah reizend aus.

Sie erhob sich und küßte Monte Christo die Hand.

»Wen bringst du mir?« fragte sie auf griechisch.

»Einen Freund, den Grafen Albert. Denselben, den ich in Rom aus den Händen der Räuber befreit habe.«

Das junge Mädchen wandte sich zu Albert.

»Seien Sie mir willkommen, Freund, der mit meinem Herrn kommt«, sagte sie auf italienisch. »Ali, bring Kaffee und Pfeifen.«

Die Herren nahmen Platz.

Albert wandte sich an Haidee.

»In welchem Alter hat das gnädige Fräulein Griechenland verlassen?« fragte er.

»Ich war fünf Jahre alt«, erwiderte Haidee.

»Graf«, sagte Morcerf leise zu Monte Christo, »Sie sollten dem Fräulein gestatten, uns etwas aus ihrem Leben zu erzählen. Sie haben mir verboten, meinen Vater vor ihr zu erwähnen, aber vielleicht wird sie von ihm sprechen, und Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich sein würde, seinen Namen aus einem so schönen Munde zu hören.«

Monte Christo wandte sich an Haidee und sagte ihr auf griechisch:  
»Erzähle uns das Schicksal deines Vaters, aber erwähne den Namen  
des Verräters nicht, noch den Verrat.«

Haidee begann:

»Wir wohnten in einem Schloß in Janina. Ich sehe mich noch unter dem Schatten der Sykomoren am Ufer eines Sees. Mein Vater saß auf Kissen, an einen Baumstamm gelehnt, während meine Mutter Vasiliki, das heißt die Königliche, zu seinen Füßen lag. Ich spielte mit seinem langen weißen Bart und dem Dolch mit dem diamantenen Griff, der in seinem Gürtel steckte. Von Zeit zu Zeit trat ein Albaner an ihn heran und sagte ihm einige Worte, auf die er antwortete: ›Tötet ihn!‹ oder ›Laßt ihn leben!‹

Eines Abends, ich war vier Jahre alt, wurde ich von meiner Mutter geweckt. Sie trug mich auf meinem Kissen hinweg, und ich sah, daß ihre Augen voll Tränen waren. Sie stieg mit mir die Treppen hinunter. Vor uns drängten sich in größter Hast alle Frauen meiner Mutter, die Kästen, Säcke, Schmuckstücke, Börsen voll Gold trugen. Hinter den Frauen kam eine Garde von zwanzig Mann, die mit langen Gewehren und Pistolen bewaffnet war. Zuletzt ging mein Vater, prachtvoll gekleidet, mit seinem Lieblingsdiener Selim. Er trieb uns zur Eile an. Mein Vater war ein berühmter Mann, den Europa unter dem Namen Ali Tebelin, Pascha von Janina, gekannt hat und vor dem die Türken gezittert haben.

Wir waren am Fuß der Treppe angekommen und befanden uns am Ufer des Sees. Mein Vater, meine Mutter, Selim und ich bestiegen mit den Frauen eine Barke, und diese fuhr auf ein Häuschen in der Mitte des Sees zu. Die Palikaren folgten uns später.

Unsre Barke eilte wie der Wind.

›Weshalb fahren wir so schnell?‹ fragte ich meine Mutter.

›Still, mein Kind‹, erwiderte sie, ›wir sind auf der Flucht.‹

So war es in der Tat. Man hat mir nachher erzählt, daß die Garnison des Schlosses Janina ...«

Hier sah das junge Mädchen Monte Christo an, der sie nicht aus den Augen ließ. Sie fuhr langsam fort wie jemand, der etwas erfindet oder etwas unterdrückt:

»... des langen Dienstes müde, sich mit dem Seraskier Kurschid vereinigt hatte, den der Sultan geschickt hatte, um sich meines Vaters zu bemächtigen. Mein Vater faßte daraufhin den Entschluß, sich in das Asyl im See, das er lange vorbereitet hatte, zurückzuziehen, nachdem er vorher einen fränkischen Offizier, der sein volles Vertrauen hatte, zum Sultan geschickt hatte.«

»Und dieser Offizier«, fragte Albert, »erinnern Sie sich seines Namens?«

Monte Christo warf dem jungen Mädchen einen raschen Blick zu, was Albert nicht bemerkte.

»Nein«, sagte sie, »ich erinnere mich nicht. Aber vielleicht wird er mir später einfallen, dann werde ich ihn nennen.«

»Wir ruderten also auf das Häuschen zu«, fuhr sie fort. »Es bestand nur aus einem Erd- und einem Obergeschoß. Aber darunter befand sich ein unterirdisches Gewölbe, wo meine Mutter und ich und unsere Frauen untergebracht wurden, und wo auf einem Haufen sechzigtausend Beutel und zweihundert Fässer lagen. In den Beuteln waren fünfundzwanzig Millionen in Gold und in den Fässern dreißigtausend Pfund Pulver.

Neben diesen Fässern stand Selim, der Lieblingsdiener meines Vaters, Tag und Nacht mit einer brennenden Lunte in der Hand. Er hatte den Befehl, bei dem ersten Zeichen meines Vaters alles in die Luft zu sprengen: Haus, Wachen, Pascha, Frauen und Gold.

Ich erinnere mich, daß unsre Sklaven, die wußten, was ihnen drohte, Tag und Nacht weinten und beteten. Ich könnte nicht sagen, wie lange wir in dieser Lage blieben; ich wußte damals noch nicht, was Zeit war. Eines Morgens ließ uns mein Vater, der sich oben auf der Terrasse aufhielt, rufen. Er war ruhig, aber bleicher als gewöhnlich.

›Vasiliki‹, sagte er, ›heute kommt der Firman, der Erlaß des Großherrs, und damit entscheidet sich unser Schicksal. Wird uns vollständige Begnadigung gewährt, so kehren wir im Triumph nach Janina zurück; ist die Nachricht schlecht, so fliehen wir diese Nacht.‹

›Aber wenn die Wachen uns nicht fliehen lassen?‹ fragte meine Mutter.

›Darüber kannst du beruhigt sein‹, erwiderte mein Vater lächelnd, ›Selim und seine Lunte bürgen mir für sie. Sie wünschen meinen Tod, aber nicht um den Preis, mit mir zu sterben.‹

Meine Mutter antwortete nur mit einem Seufzer auf diesen Trost, der meinem Vater nicht aus dem Herzen zu kommen schien.

Plötzlich machte mein Vater eine heftige Bewegung und setzte sein Fernrohr an die Augen. ›Eine Barke ... zwei ... drei ... vier ...‹, sagte er.

Er ergriff seine Pistolen und lud sie.

›Vasiliki‹, sagte er zitternd, ›in einer halben Stunde werden wir die Antwort des erhabenen Kaisers wissen, geh mit Haidee in das unterirdische Gewölbe.‹

Er beugte sich zu mir nieder und küßte mich. Es war der letzte Kuß meines Vaters. Als wir die Terrasse verließen, sahen wir die Barken, die auf dem See immer größer wurden.

Mein Vater ging in das Innere des Hauses, wo zwanzig Palikaren, im Getäfel verborgen, das Herannahen der Barken beobachteten und ihre langen Gewehre bereithielten. Patronen lagen in großer Anzahl auf dem Boden. Mein Vater sah auf die Uhr und ging unruhig hin und her.

Meine Mutter und ich kamen unten an. Selim war auf seinem Posten. Er lächelte uns traurig zu. Wir setzten uns neben ihn. Meine Mutter, die Christin war, betete. Selim wiederholte von Zeit zu Zeit die geheiligten Worte: ›Gott ist groß.‹

Meine Mutter näherte sich der Treppe und horchte.

›Sie kommen‹, sagte sie, ›hoffentlich bringen sie uns Frieden und Leben.‹

›Was fürchtest du, Herrin?‹ sagte Selim, ›wenn sie nicht den Frieden bringen, geben wir ihnen den Tod.‹

›Selim‹, sagte meine Mutter leise, ›was ist der Befehl des Herrn?‹

›Schickt er mir seinen Dolch, so heißt das, daß der Sultan ihn nicht in Gnaden annehmen will, und dann lege ich die Lunte an das Pulverfaß; schickt er mir seinen Ring, so hat ihm der Sultan verziehen, und ich liefere das Pulvermagazin aus.‹

Plötzlich hörten wir ein lautes Geschrei. Wir horchten; es waren Freudenrufe. Unsre Palikaren riefen den Namen des Franken, der nach Konstantinopel geschickt worden war. Es war offenbar, daß er die Antwort des erhabenen Kaisers überbracht hatte und daß sie günstig war.

Plötzlich kam jemand die Treppe herunter, und ein Schatten zeigte sich am Eingang des Gewölbes.

›Wer bist du?‹ rief Selim. ›Wer du auch seist, wage dich keinen Schritt weiter vorwärts.‹

›Preis sei dem Sultan‹, sagte der Schatten. ›Ali Tebelin ist begnadigt, und nicht nur sein Leben ist gesichert, sondern er erhält auch sein Vermögen und seine Güter zurück.‹

Meine Mutter stieß einen Freudenruf aus und drückte mich an ihr Herz.

›Halt!‹ sagte Selim zu ihr, da er sah, daß sie dem Ausgang zueilte, ›du weißt, daß ich auf den Ring warten muß.‹

›Das ist wahr‹, sagte meine Mutter.

Unterdessen hatten wir den Mann, der die Nachricht gebracht hatte, erkannt. Es war ein Freund.

Selim hatte ihn ebenfalls erkannt. Aber er kannte nur das eine: gehorchen.

›In wessen Namen kommst du?‹ fragte er.

›Ich komme im Namen unsres Herrn, Ali Tebelin‹, sagte der Bote.  
›Ich bringe dir seinen Ring.‹

Dabei erhob er seine Hand über den Kopf. Aber es war zu dunkel, als daß Selim aus dieser Entfernung den Gegenstand, den er in der Hand hielt, erkennen konnte.

›Ich sehe nicht, was du mir zeigst‹, sagte Selim.

›Komm zu mir‹, sagte der Bote, ›oder ich will zu dir kommen.‹

›Weder das eine noch das andre‹, erwiderte Selim. ›Lege den Gegenstand, den du in der Hand hältst, auf die Stelle, wo du jetzt stehst, und ziehe dich zurück.‹

›Gut‹, sagte der Bote. Er legte den Gegenstand hin und zog sich zurück.

Selim ging, immer mit der brennenden Lunte in der Hand, an den Eingang, beugte sich nieder und hob den Gegenstand auf.

›Der Ring des Herrn‹, sagte er, indem er ihn küßte, ›es ist gut.‹

Er warf die Lunte zu Boden, trat mit den Füßen darauf und löschte sie aus.

Der Bote, der von der Treppe aus zugehört hatte, stieß einen Freudenruf aus und klatschte in die Hände. Auf dieses Zeichen eilten vier Soldaten des Seraskiers Kurschid herbei, und Selim fiel, von fünf Dolchstößen durchbohrt.

Dann stürzten sich die Soldaten auf die Goldbeutel.

Unterdessen hatte meine Mutter mich in die Arme genommen und lief mit mir durch Gänge, die nur sie kannte, und eine Geheimentreppe hinauf bis an eine Tür. Die unteren Säle des Hauses waren von unsern Feinden, den Soldaten Kurschids, erfüllt, die einen fürchterlichen Lärm machten.

In dem Augenblick, als meine Mutter die Tür öffnen wollte, hörten wir die schreckliche Stimme des Paschas.

Meine Mutter blickte durch den Spalt der Tür. Eine kleine Öffnung befand sich zufällig vor mir, und ich sah ebenfalls hindurch.

›Was wollt ihr?‹ sagte mein Vater zu einigen Männern, von denen einer ein mit goldnen Buchstaben bedecktes Papier in der Hand hielt.

›Wir wollen dir den Willen Seiner Majestät mitteilen‹, sagte dieser. ›Siehst du diesen Firman?‹

›Ich sehe ihn‹, sagte mein Vater.

›Nun gut, lies, er verlangt deinen Kopf.‹

Mein Vater stieß ein fürchterliches Lachen aus. Er schoß seine Pistolen ab und tötete zwei Mann.

Die Palikaren, die um meinen Vater herum mit dem Gesicht auf dem Boden lagen, erhoben sich und gaben Feuer. Das Zimmer füllte sich mit Lärm, Feuer und Rauch.

In demselben Augenblick begann das Feuer von der andern Seite, und die Kugeln durchschlugen die Bretter der Tür.

›Selim‹, rief mein Vater, ›tu deine Pflicht!‹

›Selim ist tot‹, erwiderte eine Stimme, die aus der Tiefe des Hauses zu kommen schien, ›und du, Ali, bist verloren.‹

In demselben Augenblick ertönte ein dumpfer Knall, und Stücke des Fußbodens flogen umher.

Die Soldaten Kurschids schossen durch den Boden. Einige Palikaren fielen.

Mein Vater schrie auf und riß eine ganze Diele los.

Aber durch diese Öffnung flogen zwanzig Kugeln ins Zimmer, und die Flamme, die wie aus einem Krater hervorschoß, ergriff die Teppiche.

Zwei Schüsse trafen meinen Vater tödlich. Er blieb aufrecht stehen, an ein Fenster geklammert. Meine Mutter rüttelte an der Tür, um mit ihm zu sterben, aber die Tür war verschlossen.

Um meinen Vater herum wanden sich die Palikaren im Todeskampf. Plötzlich gab der ganze Boden nach. Mein Vater fiel auf ein Knie. Im selben Augenblick streckten sich zwanzig Arme aus, mit Säbeln, Pistolen, Dolchen bewaffnet, zwanzig Stöße trafen seinen Körper, und mein Vater verschwand in einem Feuerwirbel, als ob die Hölle sich unter seinen Füßen geöffnet hätte.

Ich fühlte, wie meine Mutter mich zur Erde gleiten ließ; sie war ohnmächtig zusammengesunken. Ich sah und hörte eine Weile nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich mit meiner Mutter vor dem Seraskier.

›Töte mich‹, sagte sie, ›aber schone die Ehre der Witwe Alis.‹

›Nicht an mich hast du dich zu wenden, sondern an deinen neuen Herrn‹, sagte Kurschid.

›Wer ist es?‹

›Dieser hier.‹

Und Kurschid zeigte auf einen der Männer, der am meisten die Schuld am Tode meines Vaters trug.«

›Sie wurden also das Eigentum dieses Mannes?‹ unterbrach Albert die Erzählung.

›Nein‹, sagte Haidee, ›er wagte es nicht, uns zu behalten. Er verkaufte uns an Sklavenhändler, die nach Konstantinopel reisten. Wir durchquerten Griechenland und kamen halb tot an dem kaiserlichen Tor an, das von Neugierigen umlagert war. Sie traten beiseite, um uns hindurchzulassen. Meine Mutter folgte mit den Augen der Richtung ihrer Blicke. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, zeigte mit der Hand in die Höhe und fiel zu Boden.

Auf dem Tor war ein Menschenkopf zu sehen, und darunter stand:

*›Dies ist der Kopf Ali Tebelins, des Paschas von Janina.‹*

Ich versuchte weinend, meine Mutter aufzurichten; sie war tot.

Ich wurde auf den Markt geführt. Ein reicher Armenier kaufte mich, ließ mich erziehen und unterrichten, und als ich dreizehn Jahre alt war, verkaufte er mich dem Sultan Mahmud.«

›Von dem ich sie für einen kostbaren Smaragd erstand‹, sagte Monte Christo.

»Oh, du bist gut, Herr«, sagte Haidee, indem sie ihm die Hand küßte, »und ich bin glücklich, dir zu gehören.«

Albert war ganz betäubt von dem, was er gehört hatte.

»Trinken Sie Ihren Kaffee aus«, sagte der Graf zu ihm, »die Geschichte ist zu Ende.«

## DIE LIMONADE

Nachdem das Protokoll über den Tod seines Vaters verlesen worden war, hatte Franz das Zimmer Noirtiers wankenden Schritts und gänzlich fassungslos verlassen. Sogar Valentine hatte sich des Mitleids mit ihm nicht erwehren können. Zwei Stunden darauf hatte Villefort folgenden Brief erhalten:

*»Nach dem, was heute morgen enthüllt worden ist, kann Herr Noirtier von Villefort nicht annehmen, daß eine Verbindung zwischen seiner Familie und der des Herrn Franz von Epinay möglich sei. Herr Franz von Epinay muß mit Entsetzen daran denken, daß Herr von Villefort, der die heute morgen enthüllten Ereignisse zu kennen schien, ihm davon nichts mitgeteilt hat.«*

Hätte in diesem Augenblick jemand den gänzlich fassungslosen Staatsanwalt gesehen, er wäre fest davon überzeugt gewesen, daß der Staatsanwalt nicht vorhergesehen hatte, was kommen würde; Villefort hätte es in der Tat niemals für möglich gehalten, daß sein Vater so rücksichtslos sein könnte, eine derartige Geschichte zu enthüllen. Noirtier, dem wenig an der Meinung seines Sohnes lag, hatte sich nie herbeigelassen, ihn über den wahren Verlauf der Dinge aufzuklären, und Villefort hatte stets geglaubt, daß der General ermordet worden sei.

Dieser Brief von einem bis dahin so ehrerbietigen jungen Mann war ein tödlicher Schlag für den Stolz eines Mannes wie Villefort.

Seiner Frau sagte er nur, daß infolge einer Auseinandersetzung zwischen ihm, seinem Vater und Herrn von Epinay die Heirat Valentines und des jungen Mannes aufgegeben worden sei. Frau von Villefort ihrerseits erklärte den Zeugen und dem Advokaten, denen man im Augenblick nicht gut die Wahrheit enthüllen konnte, daß Herr Noirtier einen Schlaganfall gehabt habe und die Unterzeichnung deshalb auf einige Tage verschoben werden müsse.

Die Anwesenden sahen sich erstaunt an und zogen sich zurück, ohne ein Wort zu sagen.

Valentine, die glücklich war, obwohl sie das Vernommene erschreckt hatte, hatte den schwachen Greis, der so mit einem Schlag die Kette zerrissen hatte, die sie schon für unlöslich gehalten hatte, umarmt und ihm gedankt und war dann durch die kleine Tür in den Garten gegangen.

Maximilian, der beim Begräbnis gewesen war und Herrn von Epinay zusammen mit Herrn von Villefort den Kirchhof hatte verlassen sehen, war ihnen gefolgt und hatte Franz in das Haus eintreten sehen. Er ahnte, was vorgehen werde, und hatte sich in den Hof begeben; er war auf alles gefaßt und überzeugt, daß Valentine im ersten freien Augenblick zu ihm eilen werde.

Er hatte sich nicht getäuscht; beim ersten Blick, den er auf das junge Mädchen warf, wurde er ruhig.

»Gerettet!« sagte Valentine.

»Gerettet!« wiederholte Morrel, der an solch ein Glück kaum glauben konnte. »Aber durch wen denn?«

»Durch meinen Großvater! Oh, hab ihn recht lieb, Maximilian!« Morrel schwor, den Greis von ganzer Seele zu lieben, und in der Tat, er liebte ihn in diesem Augenblick nicht nur, sondern betete ihn an wie einen Gott.

Auf seine Frage, wie das zugegangen sei, wollte Valentine ihm zuerst alles berichten, dann aber dachte sie daran, daß hier ein Geheimnis mit im Spiele war, das ihrem Großvater nicht allein angehörte, und sagte: »Ich werde dir später alles erzählen.«

»Aber wann?«

»Wenn ich deine Frau bin.«

Morrel gab sich damit zufrieden. Jedoch wollte er sich nicht eher zurückziehen, als bis er das Versprechen erhalten hatte, daß er Valentine am nächsten Abend sehen werde.

Valentine versprach, was er wollte. Alles war in ihren Augen verändert, und jetzt war es ihr weniger schwer zu glauben, daß sie Maximilian heiraten würde, als es ihr vor einer Stunde gewesen war, nicht zu glauben, daß sie Franz heiraten würde.

Währenddessen hatte sich Frau von Villefort zu Herrn Noirtier hinaufbegeben. Dieser empfing sie so finster und streng, wie er ihr gegenüber immer war.

»Ich habe nicht nötig«, sagte sie, »Ihnen zu sagen, daß die Verbindung zwischen Valentine und Herrn von Epinay abgebrochen ist, da dieser Bruch hier stattgefunden hat.«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Aber was Sie nicht wissen«, fuhr sie fort, »ist, daß ich stets gegen diese Heirat gewesen bin.«

Noirtier sah seine Schwiegertochter an wie jemand, der eine Erklärung erwartet.

»Jetzt, wo diese Heirat, mit der Sie nicht einverstanden waren, aufgegeben ist, tue ich bei Ihnen einen Schritt, den weder mein Mann noch Valentine tun können.«

Die Augen Noirtiers fragten, was das für ein Schritt sei.

»Ich komme, um Sie zu bitten«, fuhr Frau von Villefort fort, »als die einzige, die ein Recht dazu hat, denn ich bin die einzige, die keinen Nutzen davon hat; ich komme, um Sie zu bitten, Ihrer Enkelin, ich will nicht sagen, Ihre Liebe – die hat sie ja immer behalten –, aber Ihr Vermögen wiederzugeben.«

Die Augen Noirtiers blieben einen Augenblick ungewiß; er suchte jedenfalls nach den Beweggründen dieses Schrittes und fand sie nicht.

»Kann ich hoffen«, fragte Frau von Villefort, »daß Ihre Absichten mit der Bitte, die ich ausgesprochen habe, übereinstimmen?«

»Ja«, bekundete Noirtier.

»Dann ziehe ich mich dankbar und zugleich glücklich zurück.« Und indem sie Herrn Noirtier eine Verbeugung machte, entfernte sie sich.

In der Tat ließ Noirtier am andern Tag den Notar kommen; das erste Testament wurde zerrissen und ein andres ausgefertigt, in dem er sein ganzes Vermögen Valentine vermachte, unter der Bedingung, daß sie nicht von ihm getrennt würde.

Einige Personen berechneten dann, daß Fräulein von Villefort als Erbin des Marquis und der Marquise von Saint-Méran und ihres Großvaters Noirtier eines Tages über ungefähr dreihunderttausend Livres Rente verfügen werde.

Am folgenden Tag erschien Barrois, der alte Diener des Herrn Noirtier, bei Morrel und bestellte, daß sein Herr ihn bitten lasse, sofort zu ihm zu kommen. Maximilian eilte mit dem Diener zu dem Villefortschen Haus. Barrois ließ ihn durch die Nebentür eintreten, und bald darauf kam Valentine.

Das junge Mädchen war in den Trauerkleidern zum Entzücken schön. Der Traum wurde so süß, daß Morrel von der Unterhaltung mit Noirtier ganz gern abgesehen hätte, aber es dauerte nicht lange, so wurde der Greis in seinem Stuhl ins Zimmer gefahren.

Noirtier nahm mit wohlwollendem Blick den Dank des jungen Mannes für sein wunderbares Dazwischentreten, das sie, Valentine und ihn, vor der Verzweiflung gerettet habe, entgegen, dann sah er seine Enkelin an, die schüchtern neben Morrel saß.

»Ich soll also sagen, was du mir aufgetragen hast?« fragte sie.

»Ja«, bekundete Noirtier.

»Maximilian«, sagte Valentine zu dem jungen Mann, der kein Auge von ihr ließ, »Großpapa hat mir tausenderlei gesagt, das ich Ihnen mitteilen soll; heute hat er Sie holen lassen, damit ich es Ihnen, ohne ein Wort daran zu ändern, wiederhole. Großpapa will

dieses Haus verlassen; Barrois befaßt sich damit, ihm eine passende Wohnung zu suchen.«

»Aber Sie«, sagte Morrel, »Sie, die Sie ihm so teuer und notwendig sind?«

»Ich«, fuhr das junge Mädchen fort, »werde Großpapa nicht verlassen, das ist zwischen ihm und mir abgemacht; meine Wohnung wird die seine sein. Entweder gibt nun mein Vater seine Einwilligung dazu, daß ich zu Großpapa ziehe, oder er schlägt es ab; im ersten Falle verlasse ich sofort das Haus, im andern warte ich, bis ich in zehn Monaten mündig sein werde. Dann bin ich frei, habe ein unabhängiges Vermögen und ...«

»Und ...?« fragte Morrel.

»Und werde mit der Einwilligung Großpapas das Versprechen, das ich Ihnen gegeben habe, halten.«

Valentine sprach die letzten Worte so leise, daß Morrel sie nicht hätte verstehen können, wäre er nicht mit ganzer Seele bei dem Gespräch gewesen.

»Habe ich alles so wiedergegeben, wie du es wünschst, Großpapa?« fragte Valentine den Greis.

»Ja«, bekundete dieser.

»Bin ich einmal bei meinem Großpapa«, fuhr Valentine fort, »so können Sie mich in seiner Gegenwart besuchen. Wenn dieses Band, das unsre Herzen zu knüpfen angefangen haben, sich weiter als glückverheißend bewährt, so können Sie bei mir um meine Hand anhalten, ich werde darauf warten.«

»Oh, was habe ich denn getan, um so viel Glück zu verdienen?«

»Bis dahin«, fuhr das junge Mädchen ernst fort, »werden wir die Schicklichkeit, selbst den Willen meiner Eltern achten, vorausgesetzt, daß dieser Wille nicht darauf ausgeht, uns für immer zu trennen; um es kurz in einem Wort zu wiederholen: Wir werden warten.«

»Und ich schwöre Ihnen, Herr Noirtier«, sagte Morrel, »daß ich die Opfer, die dieses Wort mir auferlegt, erfüllen will, nicht mit dem Gefühl der Entsagung, sondern mit Freuden.«

»Also«, fuhr Valentine mit einem zärtlichen Blick fort, »keine Unklugheiten mehr, mein Freund; stellen Sie nicht diejenige bloß, die von heute ab sich als bestimmt betrachtet, Ihren Namen rein und würdig zu tragen.«

Morrel legte die Hand aufs Herz.

Noirtier betrachtete beide voll Zärtlichkeit.

Barrois, der im Hintergrund geblieben war, wie jemand, vor dem man nichts zu verbergen hat, lächelte, indem er sich den Schweiß von der kahlen Stirn wischte.

»Oh, wie warm dem guten Barrois ist!« sagte Valentine.

»Ach, ich bin aber auch schön gelaufen, gnädiges Fräulein«, sagte Barrois. »Freilich muß ich Herrn Morrel Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß er noch schneller gelaufen ist als ich.«

Noirtier deutete mit dem Auge auf einen Teller, auf dem eine Karaffe mit Limonade und ein Glas standen. Noirtier hatte vor einer halben Stunde einen Teil des Inhalts der Karaffe bereits getrunken.

»Da, nimm das, Barrois«, sagte das junge Mädchen, »denn ich sehe, wie verlangend du die Karaffe ansiehst.«

»Allerdings, ich verschmachte beinahe«, antwortete Barrois, »und ich trinke gern ein Glas Limonade auf Ihr Wohl.«

»Trink nur«, entgegnete Valentine, »und komm gleich zurück.«

Barrois nahm den Teller und war kaum im Korridor, so sah man ihn durch die Tür, die er vergessen hatte zu schließen, den Kopf hintenüberneigen, um das Glas, das Valentine gefüllt hatte, zu leeren.

Valentine und Morrel verabschiedeten sich von Herrn Noirtier, als man die Glocke auf der Treppe des Herrn von Villefort klingeln hörte. Das war das Zeichen eines Besuchs. Valentine sah auf die Uhr.

»Es ist Mittag«, sagte sie, »heute ist Sonnabend, Großpapa, das ist jedenfalls der Doktor.«

Noirtier bejahte.

»Er wird hierherkommen; Maximilian muß gehen, nicht wahr, Großpapa?«

»Ja«, antwortete der Greis.

»Barrois!« rief Valentine; »Barrois, komm!«

»Ich komme, gnädiges Fräulein«, rief der alte Diener:

»Barrois wird Sie bis zur Tür bringen«, sagte Valentine zu Morrel; »und nun, Herr Offizier, seien Sie dessen eingedenk, daß Großpapa Ihnen empfiehlt, keinen Schritt zu wagen, der unser Glück in Frage stellen könnte.«

»Ich habe versprochen zu warten«, antwortete Morrel, »und ich werde warten.«

In diesem Augenblick trat Barrois ein.

»Herr Doktor d'Avrigny«, sagte er taumelnd.

»Nun, was hast du denn, Barrois?« fragte Valentine.

Der Alte antwortete nicht; er sah seinen Herrn mit wirren Augen an, während er mit der zusammengekrampften Hand eine Stütze suchte.

»Er wird fallen!« rief Morrel.

Barrois war plötzlich von einem Zittern befallen worden, das ständig zunahm; seine Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft. Noirtier sah seinen Diener mit einem Blick größter Unruhe an. Barrois tat einige Schritte auf seinen Herrn zu.

»Ach, mein Gott, mein Gott!« sagte er. »Was habe ich denn ...? Ich leide ... ich sehe nichts mehr. Mein Kopf brennt wie von tausend Feuerstrahlen. Oh, rühren Sie mich nicht an, rühren Sie mich nicht an!«

Die Augen traten ihm aus dem Kopf und blickten wirr, sein Kopf beugte sich hintenüber, während der übrige Körper starr wurde. Valentine stieß erschrocken einen Schrei aus; Morrel nahm sie in die Arme, wie um sie gegen eine unbekannte Gefahr zu verteidigen.

»Herr d'Avrigny, Herr d'Avrigny«, rief Valentine mit erstickerter Stimme; »kommen Sie zu Hilfe!«

Barrois drehte sich um sich selbst, machte ein paar Schritte, stolperte und fiel zu den Füßen Noirtiers nieder, auf dessen Knie er seine Hand stützte, indem er rief: »Mein Herr, mein lieber Herr!«

In diesem Augenblick erschien Herr von Villefort, der das Rufen gehört hatte, auf der Schwelle. Morrel ließ das halb ohnmächtige Mädchen los, sprang in eine Ecke und verschwand fast hinter einem Vorhang; sein Blick haftete entsetzt auf dem im Todeskampf liegenden Diener.

Noirtier war mit Ungeduld und Schrecken erfüllt; seine Seele sprang dem armen Alten, der mehr sein Freund als sein Diener war, zu Hilfe. Man sah den innern Kampf sich auf seiner Stirn ausdrücken, die Adern schwellen ihm, und um die Augen herum zuckte es.

Barrois lag da mit verzerrtem Gesicht, blutunterlaufenen Augen und zurückgeworfenem Kopf; seine Hände schlugen den Boden, während seine Beine so steif waren, daß es schien, sie würden eher brechen als sich beugen lassen. Ein leichter Schaum trat ihm vor den Mund, und er keuchte schmerzlich.

Villefort hatte Morrel nicht gesehen. Bei dem Anblick des Bildes vor ihm wurde sein Gesicht bleich, und die Haare auf seinem Kopf richteten sich auf.

»Doktor, Doktor!« rief er, zur Tür eilend. »Kommen Sie, kommen Sie!«

»Mama, Mama!« rief Valentine. »Kommen Sie schnell und bringen Sie Ihr Salzfläschchen mit!«

»Was gibt es denn?« fragte Frau von Villefort mit ruhiger Stimme.

»Oh, kommen Sie, kommen Sie!«

»Aber wo ist denn der Doktor?« rief Villefort. »Wo bleibt er?«

Frau von Villefort kam langsam herunter; man hörte die Dielen unter ihren Tritten knarren. In der einen Hand hielt sie ein Taschentuch, mit dem sie sich das Gesicht wischte, in der andern ein Fläschchen mit englischen Salzen. Ihr erster Blick, als sie ins Zimmer trat, galt Noirtier, dessen Gesicht, von der unter diesen Umständen natürlichen Erregung abgesehen, von unveränderter Gesundheit zeugte;

ihr zweiter Blick fiel auf den Sterbenden. Sie wurde blaß und blickte von dem Diener wieder auf den Herrn zurück.

»Aber um Gottes willen, wo ist denn der Doktor?« fragte Herr von Villefort. »Er ist zu Ihnen gegangen. Sie sehen, Barrois hat einen Schlaganfall; ein Aderlaß wird ihn retten.«

»Hat er etwas gegessen?« fragte Frau von Villefort, ohne auf die Frage zu antworten.

»Er hat nicht gefrühstückt« sagte Valentine, »aber er ist sehr schnell gegangen, um einen Auftrag für Großpapa zu besorgen. Bei seiner Rückkehr hat er ein Glas Limonade getrunken.«

»Ah!« entgegnete Frau von Villefort. »Warum keinen Wein? Limonade ist nicht gut.«

»Es war die Limonade aus Großpapas Karaffe; der arme Barrois hatte Durst und hat getrunken, was er gefunden hat.«

Frau von Villefort zitterte. Noirtier ließ den Blick nicht von ihr. »Er hat einen so kurzen Hals«, sagte sie.

»Ich frage Sie, wo ist Herr d'Avrigny?« sagte Villefort. »Um des Himmels willen, antworten Sie!«

»Er ist bei Eduard, der ein wenig unwohl ist«, antwortete Frau von Villefort, die nicht länger ausweichen konnte.

Villefort eilte zur Treppe, um selbst den Arzt zu holen.

»Da«, sagte Frau von Villefort, indem sie Valentine das Fläschchen reichte; »der Doktor wird ihn jedenfalls zur Ader lassen. Ich gehe wieder nach oben, denn ich kann kein Blut sehen.« Sie folgte ihrem Mann.

Morrel kam aus seinem dunklen Winkel hervor, wo ihn bei der Aufregung niemand gesehen hatte.

»Gehen Sie schnell, Maximilian«, sagte Valentine, »und warten Sie, bis ich Sie rufe. Gehen Sie!«

Morrel befragte Noirtier durch eine Bewegung. Noirtier, der seine Kaltblütigkeit bewahrt hatte, machte das Zeichen der Bejahung. Der junge Mann drückte Valentines Hand ans Herz und entfernte

sich durch den Nebengang. Zu derselben Zeit traten Villefort und der Doktor durch die gegenüberliegende Tür ein.

Barrois begann wieder zu sich zu kommen; die Krise war vorüber, er stöhnte und erhob sich auf ein Knie. D'Avrigny und Villefort trugen ihn auf ein Sofa.

»Lassen Sie Wasser und Äther bringen, Herr von Villefort«, sagte der Arzt. »Haben Sie welchen im Hause?«

»Ja.«

»Lassen Sie schnell Terpentinöl und Brechpulver besorgen. Und jetzt bitte ich, daß sich alle entfernen.«

»Ich auch?« fragte Valentine schüchtern.

»Ja, Sie vor allem«, sagte der Doktor grob.

Valentine sah ihn erstaunt an, küßte ihren Großvater auf die Stirn und ging. Der Doktor schloß mit finsterner Miene die Tür hinter ihr.

»Da, sehen Sie, Doktor, er kommt wieder zu sich; es war nur ein unbedeutender Anfall.«

Herr d'Avrigny lächelte finster. »Wie fühlen Sie sich, Barrois?« fragte er.

»Etwas besser, Herr Doktor.«

»Können Sie dieses Glas austrinken?«

»Ich will's versuchen; aber rühren Sie mich nicht an.«

»Warum nicht?«

»Weil mir ist, als ob der Anfall sich sofort wiederholen würde, wenn Sie mich auch nur mit den Fingerspitzen berührten.«

»Trinken Sie.«

Barrois nahm das Glas, setzte es an seine violetten Lippen und leerte es ungefähr bis zur Hälfte.

»Wo haben Sie Schmerzen?« fragte der Doktor.

»Überall; mir ist's, als ob es mich überall zerkrampfte.«

»Wird es Ihnen schwarz vor den Augen?«

»Ja.«

»Haben Sie Ohrensausen?«

»Schreckliches.«

»Wann haben Sie das bekommen?«

»Eben erst.«

»Schnell?«

»Wie der Blitz.«

»Haben Sie gestern oder vorgestern nichts verspürt?«

»Nein.«

»Was haben Sie heute gegessen?«

»Ich habe nichts gegessen, nur ein Glas Limonade des Herrn getrunken«, antwortete Barrois, indem er mit dem Kopf zu Noirtier deutete, der, unbeweglich in seinem Stuhl sitzend, dieser schrecklichen Szene zusah, ohne sich ein Wort oder eine Bewegung entgegen zu lassen.

»Wo ist diese Limonade?« fragte der Doktor lebhaft.

»In der Karaffe unten.«

»Wo unten?«

»In der Küche.«

»Soll ich sie holen, Doktor?« fragte Villefort.

»Nein, bleiben Sie hier und versuchen Sie den Kranken den Rest des Glases trinken zu lassen.«

»Aber die Limonade ...«

»Ich gehe selbst.« Der Doktor lief die Treppe hinunter und hätte beinahe Frau von Villefort umgerannt, die gleichfalls zur Küche ging. Sie stieß einen Schrei aus. D'Avrigny achtete nicht einmal darauf, sprang die letzten drei oder vier Stufen hinab und stürzte in die Küche. Er bemerkte die zu dreiviertel leere Karaffe auf dem Teller, ergriff sie und kehrte damit in das Zimmer im Erdgeschoß zurück. Frau von Villefort stieg langsam die zu ihren Zimmern führende Treppe hinauf.

»Ist dies die Karaffe, die hier war?« fragte d'Avrigny.

»Jawohl, Herr Doktor.«

»Dies ist dieselbe Limonade, die Sie getrunken haben?«

»Ich glaube.«

»Wie hat sie geschmeckt?«

»Bitter.«

Der Doktor goß sich einige Tropfen der Limonade in die Hand, kostete sie und spuckte sie dann in den Kamin.

»Es ist dieselbe«, sagte er. »Und Sie haben auch davon getrunken, Herr Noirtier?«

»Ja«, bekundete der Greis.

»Fanden Sie auch diesen bitteren Geschmack?«

»Ja.«

»Oh, Herr Doktor«, rief Barrois, »es kommt wieder! O Gott, sei mir gnädig!«

Der Doktor eilte zu dem Kranken.

»Das Brechpulver, Villefort, sehen Sie zu, ob es kommt!«

Villefort eilte aus dem Zimmer und rief: »Das Brechpulver, das Brechpulver! Hat man es gebracht?«

Niemand antwortete.

Der größte Schrecken herrschte in dem Hause.

»Wenn ich ein Mittel hätte, ihm die Luft in die Lunge zu blasen«, sagte d'Avrigny, indem er sich umsah, »so könnte man vielleicht der Erstickung vorbeugen. Aber nein, nichts, nichts!«

»Oh, wollen Sie mich so hilflos sterben lassen?« rief Barrois. »Oh, ich sterbe! Ich sterbe!«

»Eine Feder, eine Feder!« rief der Doktor.

Er bemerkte eine auf dem Tisch und versuchte sie dem Kranken, der mitten in seinen Zuckungen vergebliche Versuche machte zu erbrechen, in den Mund einzuführen; aber die Kinnladen waren so fest geschlossen, daß er die Feder nicht hindurchbringen konnte.

Barrois hatte einen noch heftigeren Anfall als das erstemal; er war von dem Sofa auf den Boden gegelitten und streckte krampfhaft die Glieder.

Der Doktor, der ihm nicht helfen konnte, ging zu Noirtier.

»Wie befinden Sie sich?« fragte er schnell und leise. »Gut?«

»Ja.«

»Leicht im Magen oder schwer? Leicht?«

»Ja.«

»Wie wenn Sie die Pille eingenommen haben, die ich Ihnen jeden Sonntag gebe?«

»Ja.«

»Hat Barrois Ihre Limonade gemacht?«

»Ja.«

Ein Seufzer Barrois', ein Gähnen, das die Kinnbacken krachen ließ, erregten die Aufmerksamkeit des Doktors; er eilte zu dem Kranken.

»Barrois«, sagte er, »können Sie sprechen?«

Barrois stammelte einige unverständliche Worte.

»Strengen Sie sich an, mein Freund.«

Barrois öffnete die blutunterlaufenen Augen.

»Wer hat die Limonade gemacht?«

»Ich.«

»Haben Sie sie gleich nach dem Anrichten zu Ihrem Herrn gebracht?«

»Nein.«

»Sie haben sie also irgendwo stehenlassen?«

»In der Küche, weil ich gerufen wurde.«

»Wer hat sie hierhergebracht?«

»Fräulein Valentine.«

D'Avrigny schlug sich vor den Kopf.

»O mein Gott, mein Gott!« murmelte er.

»Herr Doktor, Herr Doktor!« rief Barrois, der den dritten Anfall kommen fühlte.

»Bringt man denn das Brechpulver nicht endlich?« rief der Doktor.

»Hier ist ein Glas schon fertig«, sagte Villefort, indem er eintrat.

»Wer hat es gemacht?«

»Der Apothekergehilfe, der mit mir gekommen ist.«

»Trinken Sie.«

»Unmöglich, es ist zu spät; meine Kehle drückt sich zusammen; ich ersticke. O mein Herz! O mein Kopf ... Oh, welche Hölle ... Muß ich lange so leiden?«

»Nein, mein Freund«, sagte der Doktor, »Sie werden bald nicht mehr leiden.«

»Ah, ich verstehe!« rief der Unglückliche. »Mein Gott, erbarme dich!«

Er stieß einen Schrei aus und sank wie vom Blitz getroffen zurück. D'Avrigny legte ihm die Hand aufs Herz und hielt ihm einen Spiegel vor den Mund.

»Nun?« fragte Villefort.

»Sagen Sie in der Küche, daß schnell Veilchensaft gebracht wird.«

Villefort ging sofort hinunter.

»Erschrecken Sie nicht, Herr Noirtier«, sagte d'Avrigny, »ich bringe den Kranken in ein andres Zimmer, um ihn zur Ader zu lassen; diese Anfälle sind schrecklich anzusehen.«

Er faßte Barrois unter die Arme und zog ihn in ein anstoßendes Zimmer, er kam aber sofort zurück und nahm den Rest der Limonade.

Noirtier schloß das rechte Auge.

»Valentine, nicht wahr, Sie wollen Valentine haben? Ich werde sagen, daß man sie herschickt.«

Villefort kam wieder herauf, d'Avrigny traf ihn im Korridor.

»Nun?« fragte er.

»Kommen Sie«, sagte d'Avrigny und führte ihn in das Zimmer.

»Immer noch ohnmächtig?« fragte der Staatsanwalt.

»Er ist tot.«

Villefort wich drei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte, indem er den Toten mit nicht geheucheltem Mitleid betrachtete: »So schnell gestorben!«

»Ja, sehr schnell, nicht wahr?« sagte d'Avrigny. »Aber das darf Sie nicht wundern, Herr und Frau von Saint-Méran sind ebenso

schnell gestorben. Oh, man stirbt schnell in Ihrem Hause, Herr von Villefort.«

»Was!« rief der Staatsanwalt mit dem Ton des Schreckens und der Bestürzung. »Sie kommen wieder auf diesen entsetzlichen Gedanken zurück?«

»Immer wieder, Herr von Villefort, immer wieder!« sagte d'Avrigny mit Feierlichkeit, »denn er hat mich nicht einen Augenblick verlassen, und damit Sie sich überzeugen, daß ich mich diesmal nicht täusche, so hören Sie mich an, Herr von Villefort.«

Villefort zitterte krampfhaft.

»Es gibt ein Gift, das tötet, fast ohne eine Spur zu hinterlassen; dieses Gift habe ich soeben bei Barrois festgestellt, wie ich es schon bei Frau Saint-Méran festgestellt hatte. Es gibt ein Mittel, das Vorhandensein dieses Giftes nachzuweisen; es stellt die blaue Farbe des durch eine Säure geröteten Lackmuspapiers wieder her und färbt Veilchensirup grün. Lackmuspapier haben wir nicht, aber da kommt der Veilchensaft, den ich bestellt habe.«

In der Tat hörte man Schritte auf dem Korridor; der Doktor öffnete die Tür ein wenig, nahm dem Mädchen ein Glas ab, in dem sich einige Löffel Sirup befanden, und schloß die Tür wieder.

»Sehen Sie«, sagte er zu dem Staatsanwalt, dessen Herz so heftig klopfte, daß man es hätte hören können, »hier in diesem Glas ist Veilchensirup und in dieser Karaffe der Rest der Limonade, von der Ihr Vater und Barrois getrunken haben. Wenn die Limonade rein und unschädlich ist, wird der Sirup seine Farbe nicht verändern; ist sie aber vergiftet, so wird sie grün werden. Geben Sie acht.«

Der Doktor goß langsam einige Tropfen Limonade aus der Karaffe in das Glas, und man sah sofort auf dem Grunde des Glases eine Wolke entstehen; sie nahm zuerst eine blaue Färbung an, dann ein saphirne, darauf eine opalene und schließlich eine smaragdfarbene. Das Experiment ließ keinen Zweifel übrig.

»Der unglückliche Barrois ist mit Bruzin und der Nuß der Ignatia vergiftet worden«, sagte d'Avrigny; »ich bürge jetzt dafür vor Gott und vor den Menschen.«

Villefort sagte nichts; er hob die Arme zum Himmel, warf einen wirren Blick umher und sank in einen Stuhl.

## DIE ANKLAGE

Herr d'Avrigny hatte den Staatsanwalt, der die zweite Leiche in diesem Totenzimmer zu sein schien, wieder zu sich gebracht.

»Oh, der Tod ist in meinem Haus!« rief Villefort.

»Sagen Sie, das Verbrechen«, antwortete der Doktor.

»Herr d'Avrigny!« rief Villefort, »ich kann Ihnen nicht sagen, was in diesem Augenblick alles in mir vorgeht: Entsetzen, Schmerz, Wahnsinn erfüllen mich.«

»Ich glaube Ihnen«, sagte d'Avrigny mit imponierender Ruhe, »aber ich glaube, daß es Zeit ist zu handeln und diesem Sterben Einhalt zu gebieten. Ich meinerseits fühle mich nicht mehr imstande, länger derartige Geheimnisse für mich zu behalten, ohne die Hoffnung zu haben, daß die Verbrechen gesühnt werden.«

Villefort warf einen finstern Blick umher.

»In meinem Haus«, murmelte er, »in meinem Haus!«

»Hören Sie, Herr Staatsanwalt«, sagte d'Avrigny, »seien Sie ein Mann, ehren Sie sich als Vertreter des Gesetzes, und opfern Sie sich.«

»Sie machen mich zittern, Doktor; opfern!«

»Ich habe das Wort ausgesprochen.«

»Sie haben also jemand im Verdacht?«

»Ich habe niemand im Verdacht; der Tod klopft an Ihre Tür, tritt ein, geht, nicht blind, sondern klug, wie er ist, von einem Zimmer zum andern. Nun wohl, ich folge seiner Spur, ich erkenne seinen Weg; ich folge der Weisheit der Alten: Ich taste; denn meine

Freundschaft für Ihre Familie, meine Achtung vor Ihnen sind zwei Binden vor meinen Augen; nun wohl ...!»

»Oh, sprechen Sie, Doktor, ich werde Mut haben«, unterbrach Villefort.

»Wohlan denn, Herr von Villefort, Sie haben in Ihrem Haus, im Schoß Ihrer Familie vielleicht, eins dieser schrecklichen Phänomene, wie jedes Jahrhundert nur eins hervorbringt.«

Villefort stieß einen Schrei aus, faltete die Hände und machte eine beschwörende Bewegung. Aber der Doktor fuhr ohne Mitleid fort: »Suche den, dem das Verbrechen Nutzen bringt, sagt ein Grundsatz der Rechtsgelehrten.«

»Doktor«, rief Villefort, »wie oft ist die Justiz der Menschen nicht durch diese unglücklichen Worte getäuscht worden! Ich weiß nicht, aber mir scheint, daß dieses Verbrechen ...«

»Ah, Sie geben also endlich zu, daß das Verbrechen existiert?«

»Ja, ich erkenne es an. Ich muß es anerkennen; aber mir scheint, daß das Verbrechen mich mehr trifft als die Opfer. Ich vermute irgendein Unheil für mich hinter all diesem Unheil anderer.«

»O Mensch!« murmelte d'Avrigny; »selbstsüchtigstes aller Geschöpfe, der immer glaubt, daß für ihn allein die Erde sich drehe, die Sonne scheine und der Tod mähe! Und diejenigen, die das Leben verloren haben, haben die nichts verloren? Herr von Saint-Méran, Frau von Saint-Méran, Herr Noirtier ...«

»Wie? Mein Vater?«

»Ja, Ihr Vater. Glauben Sie denn, daß man diesem unglücklichen Diener habe zu Leibe gehen wollen? Nein, er ist für einen andern gestorben. Herr Noirtier sollte die Limonade trinken, er hat sie ja auch getrunken, wie von ihm erwartet worden war, der andere hat nur durch Zufall davon genommen, und wenn auch Barrois der ist, den der Tod traf, so war er doch für Herrn Noirtier bestimmt.«

»Aber wie kommt es denn, daß mein Vater dem Gift nicht erlegen ist?«

»Ich habe es Ihnen schon an dem Abend im Garten nach dem Tode der Frau von Saint-Méran gesagt: weil sein Körper sich an dieses Gift gewöhnt hat; weil die für ihn unbedeutende Dosis für jeden andern tödlich war; weil endlich niemand, selbst der Mörder nicht, weiß, daß ich die Lähmung des Herrn Noirtier seit einem Jahr mit Bruzin behandle, während der Mörder wohl weiß und sich durch Experimente überzeugt hat, daß das Bruzin ein starkes Gift ist.«

»Mein Gott, mein Gott!« murmelte Villefort, die Hände ringend.

»Verfolgen Sie den Gang des Verbrechers; er tötete Herrn von Saint-Méran.«

»O Herr Doktor!«

»Ich würde darauf schwören; was man mir von den Symptomen gesagt hat, stimmt zu gut mit dem überein, was ich mit eigenen Augen gesehen habe.«

Villefort gab den Kampf auf; er ächzte.

»Er tötet Herrn von Saint-Méran«, wiederholte der Doktor, »er tötet Frau von Saint-Méran; eine doppelte Erbschaft.«

Villefort wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Hören Sie gut zu.«

»Ach«, stammelte Villefort, »ich verliere nicht ein einziges Wort.«

»Herr Noirtier«, fuhr d'Avrigny unerbittlich fort, »hatte früher Ihre Familie enterbt und sein Vermögen den Armen vermacht; er wird verschont, man erwartet nichts von ihm. Aber kaum hat er sein erstes Testament vernichtet und das zweite gemacht, so sucht man ihn zu treffen, offenbar aus Furcht, daß er noch ein drittes macht. Das Testament ist, glaube ich, gestern gemacht worden. Sie sehen, man hat keine Zeit verloren.«

»O Erbarmen, Herr d'Avrigny!«

»Kein Erbarmen, Herr von Villefort; der Arzt hat eine heilige Mission auf Erden; um sie zu erfüllen, ist er bis zu den Quellen des Lebens und in das geheimnisvolle Dunkel des Todes gestiegen.

Wenn das Verbrechen begangen ist und Gott voll Entsetzen sein Angesicht von dem Verbrecher abwendet, so ist es an dem Arzt zu sagen: Da ist er!«

»Erbarmen für meine Tochter!« murmelte Villefort.

»Sie sehen, Sie sind's, der sie genannt hat, Sie, der Vater!«

»Erbarmen für Valentine! Hören Sie, das ist unmöglich; ich könnte ebensogut mich selbst anklagen. Valentine, ein Herz, rein wie ein Diamant, eine Lilie an Unschuld!«

»Kein Erbarmen, Herr Staatsanwalt; das Verbrechen ist offenbar; Fräulein von Villefort hat selbst die Medikamente eingepackt, die man Herrn von Saint-Méran geschickt hat, und Herr von Saint-Méran ist gestorben. Fräulein von Villefort hat die Arzneigetränke der Frau von Saint-Méran bereitet, und Frau von Saint-Méran ist gestorben. Sie hat aus den Händen Barrois', der fortgeschickt worden ist, die Flasche Limonade genommen, die der Greis gewöhnlich vormittags trinkt, und der Greis ist nur durch ein Wunder dem Tod entgangen. Fräulein von Villefort ist die Schuldige, sie ist die Giftmischerin! Herr Staatsanwalt, ich zeige Fräulein von Villefort bei Ihnen an, tun Sie Ihre Pflicht!«

»Herr Doktor, ich widersetze mich nicht mehr, ich glaube Ihnen; aber seien Sie barmherzig, schonen Sie mein Leben, meine Ehre!«

»Herr von Villefort«, fuhr der Doktor mit wachsendem Nachdruck fort, »es gibt Umstände, wo ich mich nicht mehr um die törichte menschliche Vorsicht kümmern. Hätte Ihre Tochter bloß ein erstes Verbrechen begangen und sähe ich sie ein zweites planen, so würde ich Ihnen sagen: Warnen Sie sie, strafen Sie sie; mag sie den Rest ihres Lebens in irgendeinem Kloster mit Weinen und Beten hinbringen. Hätte sie ein zweites Verbrechen begangen, so würde ich Ihnen sagen: Hier, Herr von Villefort, haben Sie ein Gift, für das kein Gegengift bekannt ist, schnell wirkend, tödlich wie der Blitz, geben Sie ihr dieses Gift, indem Sie dem Herrn ihre Seele empfehlen, und retten Sie so Ihre Ehre und Ihr Leben; denn jetzt kommen Sie an die Reihe. Ich sehe sie Ihrem Bett nahen mit ihrem heuchle-

rischen Lächeln und ihren sanften Worten. Wehe Ihnen, wenn Sie nicht zuerst den Schlag führen! Das würde ich Ihnen sagen, wenn sie zwei Personen getötet hätte; aber sie hat dreimal den Todeskampf mit angesehen, hat neben drei Leichen gekniet – aufs Schafott mit der Giftmischerin, aufs Schafott! Sie sprechen von Ihrer Ehre, tun Sie, was ich Ihnen sage, und die Unsterblichkeit wartet Ihrer.«

Villefort sank in die Knie. »Hören Sie«, sagte er, »ich habe nicht diese Stärke wie Sie, oder vielmehr, wie Sie sie auch nicht haben würden, wenn es sich statt um meine Tochter um die Ihre handelte.«

Der Doktor erblaßte.

»Doktor, jeder Mensch ist geboren zum Leiden und zum Sterben; Doktor, ich werde leiden und den Tod erwarten.«

»Nehmen Sie sich in acht«, sagte Herr d'Avrigny; »er wird langsam sein ... dieser Tod; Sie werden ihn an sich herankommen sehen, nachdem er Ihren Vater, Ihre Frau, Ihren Sohn vielleicht getroffen hat.«

Villefort preßte den Arm des Arztes. »Hören Sie mich«, rief er, »beklagen Sie mich, stehen Sie mir bei ... Nein, meine Tochter ist nicht schuldig ... Schleppen Sie uns vor das Gericht, ich werde immer sagen: Nein, meine Tochter ist nicht schuldig ... es gibt kein Verbrechen in meinem Haus ... Ich will nicht, verstehen Sie, daß ein Verbrechen in meinem Haus sei; denn wenn das Verbrechen irgendwo eintritt, ist es wie der Tod, es kommt nicht allein. Hören Sie, was liegt Ihnen daran, ob ich hingemordet sterbe ...? Sind Sie mein Freund? Sind Sie ein Mensch? Haben Sie ein Herz ...? Nein, Sie sind Arzt ...! Nun denn, ich sage Ihnen: Nein, meine Tochter soll nicht von mir aufs Schafott geschleppt werden ... Ha! Das ist ein Gedanke, der mich verzehrt, der mich treibt, mir gleich einem Wahnsinnigen die Brust zu zerfleischen ... Wenn Sie sich täuschen, Herr Doktor, wenn es jemand anders als meine Tochter wäre! Wenn ich eines Tages bleich wie ein Gespenst vor Sie hinträte und Ihnen sagte: Mörder, du hast meine Tochter getötet ... Sehen Sie,

wenn das geschähe, ich bin ein Christ, Herr d'Avrigny, und dennoch würde ich mich töten!«

»Gut«, sagte der Doktor nach einem Augenblick des Schweigens, »ich werde warten.«

Villefort sah ihn an, als ob er noch an seinen Worten zweifelte.

»Nur«, fuhr Herr d'Avrigny mit langsamer, feierlicher Stimme fort, »wenn irgend jemand in Ihrem Hause krank wird, wenn Sie selbst den Schlag gegen sich geführt fühlen, so rufen Sie mich nicht, denn ich werde nicht mehr kommen. Ich will mit Ihnen das schreckliche Geheimnis teilen, aber ich will nicht, daß Scham und Gewissensbisse in meinem Bewußtsein immer größer werden, wie das Verbrechen und das Unglück in Ihrem Haus immer größer werden wird.«

»Sie wollen mich verlassen, Doktor?«

»Ja, denn ich kann Ihnen nicht weiter folgen und mache nur am Fuße des Schafotts halt. Es wird irgendeine andere Enthüllung kommen, die das Ende dieser schrecklichen Tragödie herbeiführen wird. Leben Sie wohl!«

»Doktor! Ich beschwöre Sie!«

»Die Schrecken, die meine Seele beflecken, machen mir Ihr Haus verhaßt. Leben Sie wohl, Herr von Villefort.«

»Ein Wort, nur noch ein Wort! Sie gehen, und mir bleibt das Entsetzen zu tragen, das Sie durch das, was Sie mir eben enthüllt haben, nur noch vergrößert haben. Aber was wird man von dem plötzlichen Tod dieses armen alten Dieners sagen?«

»Sie haben recht«, sagte Herr d'Avrigny, »begleiten Sie mich.«

Der Doktor ging zuerst, Herr von Villefort folgte ihm; die Dienerschaft stand beunruhigt auf den Korridoren und Treppen, wo der Arzt vorbeikommen mußte.

»Herr von Villefort«, sagte d'Avrigny so laut, daß ihn alle hören konnten, »der arme Barrois hat seit einigen Jahren zuviel im Haus gesessen; er, dessen Lust es war, zu Pferd oder Wagen mit seinem Herrn Europa nach allen Richtungen zu durchstreifen, hat sich in diesem einförmigen Dienst bei seinem an den Stuhl gefesselten

Herrn den Tod geholt. Das Blut ist zu dick geworden; er war stark und hatte einen dicken, kurzen Hals. Er ist plötzlich vom Schlag getroffen worden, und man hat mich zu spät gerufen.«

Leise fügte er hinzu: »Gießen Sie ja das Glas Sirup ins Feuer.« Dann ging er, ohne Villeforts Hand zu berühren und ohne noch ein Wort weiter zu sagen, an der weinenden und klagenden Dienerschaft vorbei aus dem Haus.

An demselben Abend erbat die ganze Dienerschaft ihre Entlassung von Frau von Villefort. Kein Bitten, kein Versprechen einer Lohn-erhöhung konnte sie zurückhalten; sie antworteten auf alles: »Wir wollen gehen, weil der Tod im Haus ist.«

Sie gingen, indem sie ihr lebhaftes Bedauern aussprachen, eine so gute Herrschaft zu verlassen, besonders Fräulein Valentine, die so gut, so wohltätig und sanft sei.

Villefort sah bei diesen Worten seine Tochter an. Valentine weinte.

Sonderbar, mitten in der Bewegung, die ihm diese Tränen verursachten, sah er auch seine Frau an, und es war ihm, als ob ein flüchtiges, finsternes Lächeln um ihre dünnen Lippen spielte.

## MAN SCHREIBT UNS AUS JANINA

Danglars war in seinem Arbeitszimmer mit dem Monatsabschluß beschäftigt, als ihm der Graf von Morcerf gemeldet wurde. Seit einiger Zeit war dies nicht der Augenblick, den man wählen mußte, wenn man den Bankier bei guter Laune antreffen wollte. Beim Anblick seines alten Freundes nahm Danglars seine majestätische Miene an und setzte sich breitpurig in seinem Sessel zurecht.

Der sonst so steife und würdevolle Morcerf gab sich heute Mühe, freundlich und liebenswürdig zu erscheinen. »Baron«, sagte er, »hier bin ich. Seit langem winden wir uns um unser Wort von früher herum ...«

Morcerf erwartete bei diesen Worten das Gesicht des Bankiers sich aufklären zu sehen, aber der Bankier wurde, wenn möglich, noch kälter und starrer.

Morcerf stockte.

»Welches Wort, Herr Graf?« fragte Danglars, als ob er sich vergeblich bemühte zu erraten, was der General sagen wollte.

»Oh«, sagte der Graf, »Sie halten streng auf Form und erinnern mich daran, daß das Zeremoniell beachtet werden muß. Sehr gut. Verzeihen Sie mir. Da ich nur einen Sohn habe und es das erstemal ist, daß ich ihn verheiraten will, so bin ich noch in der Lehrzeit; nun, ich füge mich.«

Und Morcerf erhob sich mit einem gezwungenen Lächeln, machte Danglars eine tiefe Verbeugung und sagte zu ihm: »Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie für meinen Sohn, den Vicomte Albert von

Morcerf, um die Hand Ihrer Tochter, des Fräuleins Eugenie Danglars, zu bitten.«

Aber Danglars, statt diese Worte, wie Morcerf erwartet hatte, mit Freude aufzunehmen, machte ein finsternes Gesicht und sagte, ohne den Grafen, der stehen geblieben war, zum Sitzen einzuladen: »Herr Graf, ehe ich Ihnen antworte, brauche ich Zeit zur Überlegung.«

»Zur Überlegung!« entgegnete Morcerf, mehr und mehr erstaunt. »Haben Sie nicht in den bald acht Jahren, die es her ist, daß wir zum erstenmal von dieser Heirat gesprochen haben, Zeit genug zum Überlegen gehabt?«

»Herr Graf«, sagte Danglars, »es geschehen alle Tage Dinge, die Anlaß geben, sich gefaßte Entschlüsse noch einmal zu überlegen.«

»Wieso?« fragte Morcerf. »Ich verstehe Sie nicht mehr, Baron.«

»Ich will damit sagen, daß seit vierzehn Tagen neue Umstände ...«

»Erlauben Sie«, sagte Morcerf; »spielen wir hier Komödie miteinander?«

»Wieso Komödie?«

»Ja, sprechen wir uns offen aus.«

»Weiter verlange ich nichts.«

»Sie haben Herrn von Monte Christo gesehen?«

»Den sehe ich sehr oft«, sagte Danglars, »es ist einer meiner Freunde.«

»Nun, bei einem der letzten Male, daß Sie ihn gesehen haben, haben Sie ihm gesagt, daß ich diese Heirat entweder vergessen habe oder noch unentschlossen bin.«

»Allerdings.«

»Nun denn, hier bin ich. Ich habe, wie Sie sehen, die Heirat weder vergessen, noch bin ich unentschlossen, da ich komme, Sie aufzufordern, Ihr Versprechen zu halten.«

Danglars antwortete nichts.

»Sind Sie so bald andern Sinns geworden, oder hat Sie meine Bewerbung nur veranlaßt, sich das Vergnügen zu machen, mich zu demütigen?« fuhr Morcerf fort.

Danglars sah ein, daß, wenn er die Unterhaltung in dem angeschlagenen Ton weiter fortsetzte, die Sache unangenehm für ihn werden könnte.

»Herr Graf«, sagte er, »Sie müssen mit Recht von meiner Zurückhaltung überrascht sein, das begreife ich; glauben Sie auch, daß es mir selbst leid tut; aber ich bin durch zwingende Umstände dazu genötigt.«

»Das sind Winkelzüge, mein lieber Herr«, sagte der Graf, »mit denen sich der erste beste zufriedengeben könnte; aber der Graf von Morcerf ist nicht der erste beste, und wenn ein Mann wie ich zu einem andern kommt und ihn an das gegebene Wort erinnert, und dieser letztere bricht sein Wort, so hat er das Recht, daß ihm ein stichhaltiger Grund dafür angegeben wird.«

Danglars war feige, wollte es aber nicht scheinen; der Ton, den Morcerf angenommen hatte, reizte ihn.

»Der gute Grund fehlt mir auch nicht«, antwortete er.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich einen guten Grund habe, daß er aber schwer anzugeben ist.«

»Sie fühlen wohl«, sagte Morcerf, »daß ich mich nicht mit Ihren halben Andeutungen zufriedengeben kann, und eines scheint mir auf alle Fälle klar: daß Sie die Verbindung ablehnen.«

»Nein, ich vertage einfach meine Entscheidung, weiter nichts.«

»Aber Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich in Ihre Launen füge und ruhig und demütig abwarten werde, bis Sie mir Ihre Gnade wieder zuwenden wollen?«

»Nun, Herr Graf, wenn Sie nicht warten können, so betrachten wir unsere Abmachungen als nichtig.«

Der Graf biß sich die Lippen blutig, um seinen Stolz und seine Reizbarkeit zu unterdrücken und nicht heftig zu werden; er sah je-

doch ein, daß er sich unter solchen Umständen nur lächerlich machen würde, und schickte sich deshalb an, den Salon zu verlassen. Er besann sich aber und kam zurück. Statt des verletzten Stolzes vom Augenblick vorher prägte sich eine gewisse Unruhe auf seinem Gesicht aus.

»Hören Sie, mein lieber Danglars«, sagte er, »wir kennen uns seit langen Jahren und sind uns deshalb gegenseitig etwas Rücksicht schuldig. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, und es ist wohl das mindeste, daß ich erfahre, welchem unglücklichen Ereignis mein Sohn den Verlust Ihrer guten Meinung zuzuschreiben hat.«

»Es betrifft durchaus nicht die Persönlichkeit des Vicomte, das ist alles, was ich Ihnen sagen kann«, antwortete Danglars, der wieder hochfahrend wurde, als er sah, daß der Graf seine stolze Haltung änderte.

»Und wessen Persönlichkeit betrifft es denn?« fragte Morcerf, dessen Gesicht bleich wurde, mit erregter Stimme.

Danglars, dem keins dieser Symptome entgangen war, sah ihn dreister an, als sonst seine Gewohnheit war, und erwiderte: »Danken Sie mir, daß ich mich nicht weiter ausspreche.«

Ein nervöses Zittern, jedenfalls die Folge verhaltenen Zorns, ging durch den Körper Morcerfs. »Ich habe das Recht, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen«, sagte er, indem er sich zu beherrschen suchte. »Haben Sie etwas gegen meine Frau? Ist mein Vermögen nicht groß genug? Sind es meine politischen Ansichten ...?«

»Nichts von alledem«, sagte Danglars; »das wäre unverzeihlich, denn ich habe mich gebunden, während ich alles das kannte. Nein, suchen Sie nicht, ich bin wirklich beschämt, Sie diese Gewissensprüfung machen zu lassen. Lassen wir die Sache in der Schwebe, das ist weder ein Bruch noch eine Verpflichtung. Lieber Gott, es drängt uns ja nichts. Meine Tochter ist siebzehn und Ihr Sohn einundzwanzig. Die Zwischenzeit wird Ereignisse herbeiführen; was heute dunkel scheint, ist morgen manchmal ganz klar; in einem Tag fallen manchmal die schwersten Verleumdungen zusammen.«

»Verleumdungen, sagen Sie, mein Herr!« rief Morcerf erbleichend.  
»Man verleumdet mich, mich!«

»Herr Graf, lassen wir die Erklärungen, sage ich.«

»Also soll ich diese Abweisung ruhig hinnehmen?«

»Es ist peinlich für mich, Herr Graf, ja peinlicher als für Sie, denn ich rechnete auf die Ehre dieser Verbindung, und ein solcher Bruch tut der Braut immer mehr Schaden als dem Bräutigam.«

»Schön, sprechen wir nicht mehr davon«, sagte Morcerf und ging, vor Wut an seinen Handschuhen zerrend, aus dem Zimmer.

Danglars hatte bemerkt, daß Morcerf nicht ein einziges Mal zu fragen gewagt hatte, ob es wegen seiner eignen Person wäre, daß Danglars sein Wort zurücknähme.

Als Danglars am folgenden Morgen erwachte, ließ er sich die Zeitungen bringen, nahm den »Impartial« und las das Blatt hastig durch, bis sein Auge auf einem Artikel haften blieb, der mit den Worten begann: »Man schreibt uns aus Janina.«

»Gut«, sagte er, als er den Artikel gelesen hatte, »dieser kleine Artikel über den Obersten Ferdinand wird mich aller Wahrscheinlichkeit nach der Mühe überheben, dem Grafen von Morcerf Erklärungen zu geben.«

Der Artikel lautete:

»Man schreibt uns aus Janina:

Eine bislang unbekannte oder wenigstens nicht öffentlich erwähnte Tatsache ist zu unsrer Kenntnis gelangt. Die Schlösser, die die Stadt verteidigten, sind den Türken von einem französischen Offizier ausgeliefert worden, in den der Wesir Ali Tebelin sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte und der sich Ferdinand nannte.«

An demselben Abend war Herr Andrea Cavalcanti mit frisierem Haar, gewichstem Schnurrbart und weißen Handschuhen auf seinem Phaëton in den Hof des Bankiers in der Chaussée-d'Antin eingefahren. Nachdem er sich zehn Minuten im Salon unterhalten hatte, fand er Gelegenheit, Danglars in eine Fensternische zu führen, wo er ihm nach einer geschickten Einleitung die Qualen seines

Lebens seit der Abreise seines edlen Vaters auseinandersetzte. Seit der Abreise hätte er, wie er sagte, in der Familie des Bankiers, wo man ihn so gütig wie einen Sohn aufgenommen hätte, alle Garantien des Glücks gefunden, die ein junger Mann immer mehr als die Launen der Leidenschaft suchen müsse; was die Leidenschaft selbst betreffe, so hätte er das Glück gehabt, ihr in den schönen Augen Fräulein Danglars' zu begegnen.

Danglars hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu; er erwartete diese Erklärung seit zwei oder drei Tagen, und als sie endlich kam, erheiterte sich sein Auge ebensosehr, wie es sich beim Anhören Morcerfs verfinstert hatte. Indessen wollte er den Antrag des jungen Mannes nicht annehmen, ohne diesem einige Bemerkungen zu machen.

»Herr Andrea«, sagte er, »sind Sie nicht noch etwas jung, um ans Heiraten zu denken?«

»O nein, Herr Baron, wenigstens finde ich das nicht«, antwortete Cavalcanti; »in Italien heiratet man in der vornehmen Welt in der Regel jung; das ist eine vernünftige Sitte. Das Leben ist so wechselvoll, daß man das Glück ergreifen muß, sobald es in unsern Bereich kommt.«

»Aber dann, angenommen, daß Ihr Antrag, der mich ehrt, die Zustimmung meiner Frau und Tochter findet, mit wem werden wir die materielle Seite der Heirat erörtern? Das ist, scheint mir, eine wichtige Angelegenheit, über die die Väter allein für das Glück ihrer Kinder passend verhandeln können.«

»Herr Baron«, antwortete Cavalcanti, »mein Vater ist ein kluger Mann. Er hat die Möglichkeit, daß ich beabsichtigte, mich in Frankreich niederzulassen, vorausgesehen und mir bei seiner Abreise außer meinen Legitimationspapieren einen Brief hinterlassen, in dem er mir für den Fall, daß meine Wahl seine Billigung findet, vom Tag meiner Hochzeit an hundertfünfzigtausend Livres Rente zusichert. Das ist, soweit ich beurteilen kann, der vierte Teil des Einkommens meines Vaters.«

»Ich meinerseits«, sagte Danglars, »habe immer die Absicht gehabt, meiner Tochter bei der Heirat fünfhunderttausend Franken zu geben; sie ist außerdem meine einzige Erbin.«

»Nun wohl«, sagte Andrea, »Sie sehen, es steht alles gut, vorausgesetzt, daß mein Antrag von der Frau Baronin und Fräulein Eugenie nicht zurückgewiesen wird. Wir hätten also hundertfünfsiebzigttausend Livres Rente. Wenn ich nun von meinem Vater verlange, daß er mir statt der Rente das Kapital gibt, was allerdings nicht leicht zu erreichen, aber immerhin doch möglich sein wird, so würden Sie uns diese zwei oder drei Millionen nutzbringend anlegen, und zwei bis drei Millionen können in geschickten Händen immer zehn Prozent Rente abwerfen.«

»Ich nehme Kapitalien immer nur zu vier, selbst zu dreieinhalb Prozent an«, entgegnete der Bankier. »Aber von meinem Schwiegersohn würde ich zu fünf annehmen, und wir würden uns in den Gewinn teilen.«

»Nun wohl, das ist ja famos, Schwiegervater«, sagte Cavalcanti. Er besann sich aber sofort und setzte hinzu: »O Verzeihung, Herr Baron, Sie sehen, die bloße Hoffnung macht mich toll; und nun erst die Wirklichkeit!«

»Aber es ist doch jedenfalls ein Teil Ihres Vermögens vorhanden, den Ihr Vater Ihnen nicht vorenthalten kann«, sagte Danglars.

»Welchen Teil meinen Sie?« fragte der junge Mann.

»Denjenigen, der die Erbschaft Ihrer Mutter ausmacht.«

»Ja, gewiß, die Erbschaft meiner Mutter, Oliva Corsinari.«

»Und auf wieviel kann sich der belaufen?«

»Wahrhaftig«, antwortete Andrea, »ich versichere Ihnen, daß ich mich nie darum gekümmert habe, aber ich denke, auf zwei Millionen wenigstens.«

Danglars empfand eine freudige Beklemmung, wie sie der Geizige fühlt, der einen verlorenen Schatz wiederfindet, oder der Ertrinkende, der wieder festen Boden unter den Füßen fühlt.

»Nun, Herr Baron«, sagte Andrea, »kann ich hoffen ...«

»Herr Andrea«, entgegnete Danglars, »hoffen Sie und glauben Sie, daß, wenn nicht von Ihrer Seite ein Hindernis den Lauf der Angelegenheit aufhält, sie beschlossene Sache ist. Aber«, fügte er nachdenklich hinzu, »wie kommt es, daß der Herr Graf von Monte Christo, Ihr Beschützer in der Pariser Welt, nicht mitgekommen ist, um diese Werbung anzubringen?«

Andrea errötete unmerklich. »Ich komme von dem Grafen«, sagte er; »er ist unbestritten ein liebenswürdiger Mensch, aber auch ein unbegreiflicher Sonderling; er hat meine Absicht sehr gebilligt, mir sogar gesagt, daß er nicht glaube, daß mein Vater einen Augenblick Anstand nehmen würde, mir das Kapital statt der Rente zu geben, und er hat mir seinen Einfluß zugesagt, um mir beizustehen, es von meinem Vater zu erlangen; aber er hat mir erklärt, daß er persönlich nie die Verantwortlichkeit einer Werbung übernommen habe, noch je übernehmen werde. Ich muß ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er hinzugefügt hat, wenn er jemals diesen Widerwillen beklagt habe, so sei es dieses Mal der Fall, da er die geplante Verbindung für glücklich und passend halte. Wenn er übrigens auch von sich aus nichts unternehmen will, so hat er sich doch vorbehalten, Ihnen zu antworten, wenn Sie mit ihm sprächen.«

»Ah, sehr gut.«

»Jetzt«, sagte Andrea mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, »habe ich das Gespräch mit dem Schwiegervater beendet und wende mich an den Bankier.«

»Was wünschen Sie von ihm? Lassen Sie sehen«, entgegnete Danglars, seinerseits lächelnd.

»Übermorgen habe ich etwa viertausend Franken bei Ihnen zu erheben, aber der Graf hat eingesehen, daß der nächste Monat vielleicht größere Ausgaben mit sich bringt, für die mein kleines Jungeselleneinkommen nicht genügen dürfte, und hier ist ein Wechsel von zwanzigtausend Franken, den er mir, ich will nicht sagen, gegeben, sondern angeboten hat. Er ist, wie Sie sehen, von ihm unterschrieben. Sind Sie einverstanden?«

»Bringen Sie mir eine Million von denen, und ich nehme sie Ihnen ab«, sagte Danglars, indem er den Wechsel einsteckte. »Bestimmen Sie mir die Zeit für morgen, und mein Kommissar wird mit einer Quittung über vierundzwanzigtausend Franken bei Ihnen vorsprechen.«

»Um zehn Uhr früh, wenn ich bitten darf; je eher, je lieber; ich möchte morgen aufs Land gehen.«

»Gut, um zehn Uhr früh. Immer noch im ›Hotel des Princes?‹«

»Ja.«

Mit einer Pünktlichkeit, die dem Bankier Ehre machte, waren am andern Morgen die vierundzwanzigtausend Franken bei dem jungen Mann. Cavalcanti ließ zweihundert Franken für Caderousse zurück und ging fort. Sein Hauptzweck war dabei, seinen gefährlichen Freund zu vermeiden. Er kam denn auch erst spät abends wieder heim.

Kaum aber hatte er den Hof des Hotels betreten, als er den Portier vor sich sah, der ihn mit der Mütze in der Hand erwartete.

»Exzellenz«, sagte er, »der Mann ist dagewesen.«

»Welcher Mann?« fragte Andrea nachlässig, als ob er ihn vergessen hätte.

»Der, dem Eure Exzellenz die kleine Rente ausgesetzt haben.«

»Ah, richtig«, entgegnete Andrea, »der alte Diener meines Vaters. Nun? Haben Sie ihm die zweihundert Franken gegeben?«

»Ja, Exzellenz, aber er hat sie nicht annehmen wollen.«

Andrea wurde blaß.

»Wie, er hat sie nicht annehmen wollen?« fragte er mit leicht erregter Stimme.

»Nein, er wollte mit Eurer Exzellenz sprechen, auch als ich ihm sagte, daß Sie nicht zu Hause seien. Endlich hat er sich überzeugen lassen und mir diesen Brief gegeben, den er versiegelt mitgebracht hatte.«

»Lassen Sie sehen«, sagte Andrea. Dann trat er an die Laterne seines Phaätens und las:

*»Du weißt, wo ich wohne; ich erwarte dich morgen früh um neun Uhr.«*

Cavalcanti verließ bald darauf, mit der Livree seines Dieners verkleidet, das Hotel wieder. Er hatte dem Diener erzählt, er hätte ein Liebesabenteuer vor, zu dem er die Verkleidung brauchte. Er übernachtete in einem Gasthaus in der Vorstadt und suchte am nächsten Morgen um neun Uhr Caderousse auf.

»Laß sehen«, sagte Caderousse im Verlauf des Gesprächs, »kannst du mir fünfzehntausend Franken verschaffen ...? Doch nein, das ist nicht genug, ich brauche dreißigtausend Franken, um in gesicherte Verhältnisse zu kommen und als anständiger Mensch zu leben.«

»Nein«, sagte Andrea, »das kann ich nicht.«

»Dann zeige mir wenigstens einen Weg, diese dreißigtausend Franken zu erhalten. Du brauchst selbst nichts zu tun, nur mir freie Hand zu lassen.«

»Gut, ich werde sehen«, sagte Andrea.

»Aber inzwischen erhöhst du meine Rente auf fünfhundert Franken den Monat.«

»Du sollst deine fünfhundert Franken haben«, sagte Andrea, »aber es fällt mir schwer.«

»Pah«, sagte Caderousse, »wo der Graf dir so viel Geld zur Verfügung stellt.«

»Übrigens«, meinte Cavalcanti, »ich glaube, daß ich meinen Vater wiedergefunden habe.«

»Deinen wahren Vater?«

»Ja. Nicht den Vater Cavalcanti.«

»Und dieser Vater ist ...?«

»Der Graf von Monte Christo.«

»Im Ernst?«

»Ja, so erklärt sich alles. Er kann mich nicht offen anerkennen, wie es scheint, aber er läßt mich durch Herrn Cavalcanti anerken-

nen, dem er fünfzigtausend Franken dafür gibt. Er hinterläßt mir fünfhunderttausend Franken in seinem Testament. Er hat es mir gezeigt.«

»Dein Vater ist also sehr reich?«

»Er weiß gar nicht, wieviel er besitzt.«

Caderousse dachte einen Augenblick nach.

»Ich möchte sein Haus gern einmal sehen«, sagte er dann.

»Es ist prachtvoll«, antwortete Andrea.

»Wohnt er nicht in der Avenue des Champs-Élysées?«

»Nummer dreißig.«

»Ah«, sagte Caderousse, »Nummer dreißig also! Aber wie ist das Haus gebaut?«

»Ich müßte Papier und Tinte haben, um eine Zeichnung zu machen.«

Caderousse brachte Papier und Tinte.

»Hier«, sagte er, »zeichne mir das alles auf, mein Sohn.«

Andrea nahm mit einem unmerklichen Lächeln die Feder und machte eine Zeichnung vom Garten, vom Hof und vom Haus.

»Dein Vater ist oft abwesend?« fragte Caderousse.

»Zwei- oder dreimal wöchentlich geht er nach Auteuil, wo er ein Haus hat. Morgen will er den ganzen Tag und die Nacht dort bleiben.«

»Bist du dessen sicher?«

»Er hat mich zum Diner in Auteuil eingeladen.«

Beim Abschied versprach Cavalcanti, beim Portier seines Hotels fünfhundert Franken zu hinterlassen. Sobald er gegangen war, machte sich Caderousse daran, die Zeichnung genau zu studieren.

»Dieser teure Benedetto«, sagte er, »ich glaube, daß er nicht böse sein wird zu erben, und derjenige, der den Zeitpunkt beschleunigen wird, an dem er seine fünfhunderttausend Franken erhebt, wird nicht sein schlechtester Freund sein.«

## DER EINBRUCH

Am nächsten Tag begab sich der Graf von Monte Christo mit Ali und einigen Dienern und mit Pferden, die er prüfen wollte, nach Auteuil. Was ihn besonders zu dieser Reise bestimmt hatte, war die Ankunft Bertuccios, der aus der Normandie zurückgekehrt war und Nachrichten von dem Haus und der Korvette brachte. Das Haus war vollständig hergerichtet, und die vor acht Tagen angekommene Korvette lag in einer kleinen Bucht, wo sie sich mit ihrer aus sechs Mann bestehenden Besatzung nach Erfüllung aller Formalitäten schon wieder bereithielt, in See zu stechen.

Der Graf lobte den Eifer Bertuccios und hieß ihn, sich auf eine baldige Abreise vorbereiten, da sein Aufenthalt in Frankreich nur noch etwa vier Wochen dauern werde.

»Jetzt«, sagte er, »kann es vielleicht nötig sein, daß ich in einer Nacht von Paris nach Tréport reise; ich muß achtmal Pferde zum Wechseln auf dem Weg haben, so daß ich fünfzig Meilen in zehn Stunden schaffe.«

»Eure Exzellenz hatten diesen Wunsch bereits ausgesprochen«, antwortete Bertuccio, »und die Pferde sind bereit. Ich habe sie gekauft und an den bequemsten Plätzen eingestellt, das heißt in Dörfern, wo gewöhnlich niemand haltmacht.«

»Gut«, sagte Monte Christo, »ich bleibe ein oder zwei Tage hier, richten Sie sich darauf ein.«

Als Bertuccio hinausging, um alles Nötige anzuordnen, öffnete Baptistin die Tür; er brachte einen Brief auf einem silbernen Teller.

»Was haben Sie hier zu tun?« fragte der Graf, als er ihn ganz mit Staub bedeckt sah, »ich habe Sie doch nicht herbestellt.«

Baptistin trat, ohne zu antworten, auf den Grafen zu, reichte ihm den Brief und sagte: »Wichtig und dringend.«

Der Graf öffnete den Brief und las:

*»Herr von Monte Christo wird hierdurch benachrichtigt, daß diese Nacht jemand in sein Haus in den Champs-Élysées eindringen wird, um sich der Papiere zu bemächtigen, die mutmaßlich in dem Schreibtisch des Ankleidezimmers eingeschlossen sind. Man weiß, daß der Herr Graf tapfer ist, und er wird sicher nicht veranlassen, daß die Polizei einschreitet, was andernfalls denjenigen, der diese Mitteilung macht, sehr bloßstellen könnte. Der Herr Graf wird sich selbst Gerechtigkeit verschaffen können, indem er sich entweder in dem anstoßenden Schlafzimmer oder in dem Ankleidezimmer selbst versteckt. Viele Leute und in die Augen fallende Vorsichtsmaßregeln würden sicher den Missetäter fernhalten und den Herrn Grafen eine Gelegenheit verfehlen lassen, einen Feind kennenzulernen, den der Schreiber dieses Briefes zufällig entdeckt hat; und wenn dieses erste Unternehmen mißglückte und der Missetäter ein neues ausführen sollte, wäre der Schreiber dieser Zeilen vielleicht nicht in der Lage, seine Warnung zu wiederholen.«*

Im ersten Augenblick glaubte der Graf, das Ganze wäre eine Spitzbubenlist; er sollte vor einer kleinen Gefahr gewarnt werden, damit er sich einer größern aussetzte; er wollte deshalb den Brief zur Polizei schicken, aber plötzlich kam ihm der Gedanke, daß es wirklich ein Feind sein könnte, den er allein zu erkennen vermöchte und den er vielleicht sogar für seine Zwecke verwenden könnte, wie Fiesco den Mohren, der ihn ermorden wollte. Der Graf war ein Charakter voll Kühnheit und Kraft und gewohnt, vor nichts zurückzuschrecken.

Sie wollen mir nicht meine Papiere stehlen, sondern mich töten! sagte er sich. Es sind keine Diebe, sondern Mörder. Die Polizei soll sich nicht in meine Privatangelegenheiten mischen!

Er rief Baptistin.

»Sie kehren nach Paris zurück und bringen die ganze Dienerschaft hierher zu mir, Baptistin«, sagte er; »ich brauche sie jetzt alle hier.«

»Soll denn niemand im Haus bleiben, Herr Graf?« fragte Baptistin.

»Doch, der Hausmeister.«

»Es ist aber weit von seinem Häuschen bis zum Haus.«

»Nun?«

»Man könnte die ganze Wohnung ausräumen, ohne daß er das geringste Geräusch hörte.«

»Wer könnte das?«

»Einbrecher.«

»Sie sind ein Dummkopf, Baptistin; wenn Räuber die ganze Wohnung ausräumten, würden sie mir nicht so viel Unannehmlichkeiten bereiten wie eine schlechte Bedienung.«

Baptistin verneigte sich.

»Sie verstehen mich«, fuhr der Graf fort, »Sie bringen die Dienerschaft sämtlich vom ersten bis zum letzten hierher. Alles bleibt aber in seinem gewöhnlichen Zustand; Sie schließen bloß die Läden des Erdgeschosses.«

»Und die des ersten Stocks?«

»Sie wissen doch, daß die nie geschlossen werden. Gehen Sie.«

Der Graf ließ sagen, daß er allein zu Hause speisen und nur von Ali bedient sein wolle.

Er aß wenig, wie gewöhnlich, und nach dem Essen gab er Ali ein Zeichen, ihm zu folgen; er verließ das Haus durch eine kleine Pforte, ging nach dem Bois du Boulogne, als ob er einen Spaziergang machte, schlug dann den Weg nach Paris ein und befand sich bei Einbruch der Dunkelheit vor seinem Hause in den Champs-Élysées. Alles war

dunkel, nur in dem Häuschen des Hausmeisters, das etwa vierzig Schritt vom Haus entfernt lag, brannte ein schwaches Licht.

Monte Christo lehnte sich an einen Baum und musterte mit dem Auge, das sich so selten täuschte, die doppelte Allee, die Passanten und die benachbarten Straßen, um zu sehen, ob nicht jemand auf der Lauer stände. Nach zehn Minuten war er überzeugt, daß ihn niemand beobachtete. Er eilte mit Ali an den Nebeneingang, trat schnell ein und gelangte über die Dienertreppe, zu der er den Schlüssel bei sich hatte, in sein Schlafzimmer, ohne einen einzigen Fenstervorhang zu bewegen und ohne daß selbst der Hausmeister ahnte, daß der Hausherr zurückgekommen war.

Er gab Ali ein Zeichen, im Schlafzimmer zu bleiben, und trat in das Ankleidezimmer. Er sah sich um, es war alles wie gewöhnlich; der Schreibtisch war an seinem Platz, und der Schlüssel steckte darin; er schloß zweimal ab, nahm den Schlüssel an sich, entfernte dann von der Schlafzimmertür die doppelte Schließklappe des Riegels und trat wieder ins Ankleidezimmer.

Während dieser Zeit legte Ali die Waffen, die der Graf zu bringen befohlen hatte, auf den Tisch; es waren ein kurzer Karabiner und ein Paar Doppelpistolen. So bewaffnet, hielt der Graf, der ein ausgezeichneter Schütze war, das Leben von fünf Personen in seiner Hand.

Es war halb zehn Uhr; der Graf und Ali aßen in der Hast ein Stück Brot und tranken ein Glas spanischen Wein; dann schob Monte Christo eines der beweglichen Wandbretter zurück, die ihm gestatteten, von einem Zimmer in das andre zu sehen. Die Waffen lagen in seinem Bereich, und Ali, der neben ihm stand, hielt eine jener kleinen arabischen Äxte in der Hand, die seit den Kreuzzügen ihre Form nicht verändert haben.

Durch eines der Fenster konnte er auf die Straße hinabsehen.

So vergingen zwei Stunden; es herrschte die tiefste Dunkelheit, und doch vermochte Ali dank einer natürlichen Gabe und der Graf

dank einer Fähigkeit, die er sich angeeignet hatte, die geringste Bewegung der Bäume im Hof zu unterscheiden.

Das Licht in dem Häuschen des Hausmeisters war längst erloschen.

Es war anzunehmen, daß der Angriff, wenn wirklich einer geplant war, von der Treppe des Erdgeschosses aus und nicht durch ein Fenster stattfände. Monte Christo war der Meinung, daß man es auf sein Leben und nicht auf sein Geld abgesehen habe. Man würde also den Angriff auf sein Schlafzimmer richten und entweder über die Nebentreppe oder durch das Fenster im Ankleidezimmer den Weg nehmen. Er stellte Ali vor die Tür zur Treppe und fuhr fort, das Ankleidezimmer zu beobachten.

Es schlug in der Stadt drei Viertel zwölf. Als der dritte Schlag verhallte, glaubte der Graf ein leises Geräusch vom Ankleidezimmer her zu vernehmen; diesem ersten Geräusch folgte ein zweites, dann ein drittes; beim vierten wußte der Graf, woran er war. Eine feste und geübte Hand war dabei, mit einem Diamanten eine Scheibe auszuschnitten.

Der Graf fühlte sein Herz schneller schlagen; er gab Ali ein Zeichen. Dieser, der begriff, daß die Gefahr von dem Ankleidezimmer her komme, tat einen Schritt, um sich seinem Herrn zu nähern.

Monte Christo war begierig zu erfahren, mit was für Feinden und mit wie vielen er es zu tun habe. Das Fenster, an dem gearbeitet wurde, befand sich der Öffnung, durch die der Graf in das Ankleidezimmer sah, gegenüber. Der Graf sah einen Schatten sich abzeichnen, dann wurde eine der Scheiben ganz undurchsichtig, als ob von außen ein Stück Papier daran geklebt würde; gleich darauf knackte die Scheibe, ohne zu fallen. Durch die entstandene Öffnung kam ein Arm und suchte nach dem Fenstergriff; eine Sekunde darauf öffnete sich das Fenster, und ein Mann trat ein. Der Mann war allein.

Ein wagehalsiger Schuft! sagte der Graf zu sich selbst.

In diesem Augenblick fühlte er, daß Ali leicht seine Schulter berührte; er wandte sich um; Ali zeigte zum Fenster des Zimmers, in dem sie waren und das nach der Straße hinausging. Monte Christo ging drei Schritte auf das Fenster zu; er kannte die Sinnesschärfe seines treuen Dieners. In der Tat sah er einen andern Mann, der sich von einer Tür löste, auf einen Prellstein stieg und sich bemühte zu sehen, was bei dem Grafen vorging.

»Gut«, sagte er, »es sind ihrer zwei; der eine arbeitet, der andere steht Posten.«

Er gab Ali ein Zeichen, den Mann auf der Straße nicht aus den Augen zu verlieren, und trat wieder an die Öffnung. Der Eingestiegene tastete mit vorgehaltenen Armen im Zimmer umher. Endlich schien er sich über alles im klaren zu sein; das Zimmer hatte zwei Türen; an beiden schob er die Riegel vor.

Als er sich der Tür des Schlafzimmers näherte, glaubte Monte Christo, daß er eintreten würde, und machte eine von den Pistolen fertig; aber er hörte nur den Riegel vorschieben.

Der Mann zog etwas aus der Tasche, das er auf einen kleinen Tisch stellte; dann ging er auf den Schreibtisch zu, betastete ihn an der Stelle des Schlosses und bemerkte, daß gegen seine Erwartung der Schlüssel abgezogen war. Gleich darauf hörte man ein Klirren wie von einem Bund Dietriche.

Ah, sagte sich Monte Christo mit einem Lächeln der Enttäuschung, es ist nur ein Dieb!

Aber der Mann fand in der Dunkelheit nicht den passenden Dietrich. Nun nahm er den Gegenstand, den er auf den Tisch gestellt hatte, ließ eine Feder spielen, und sofort fiel ein bleicher Lichtstrahl auf seine Hände und sein Gesicht.

»Ah«, sagte plötzlich Monte Christo, indem er überrascht zurückfuhr, »es ist ...«

Ali erhob seine Axt.

»Rühr dich nicht«, flüsterte Monte Christo ihm zu, »laß die Axt in Ruhe, wir brauchen hier keine Waffen mehr.«

Dann fügte er mit noch leiserer Stimme einige Worte hinzu, denn der Ausruf, so schwach er gewesen war, war doch von dem Einbrecher gehört worden, der zusammengefahren und in gebeugter Haltung stehengeblieben war. Ali entfernte sich auf den Zehen und holte von der Wand des Alkovens einen langen Priesterrock und einen dreieckigen Hut. Unterdessen zog Monte Christo schnell Rock, Weste und Hemd aus, und man konnte in dem Lichtstrahl, der durch den Spalt in der Tür des Zimmers fiel, einen feinen Stahlpanzer erkennen, den er auf der Brust trug. Dieser Panzer verschwand im nächsten Augenblick unter einem langen Priesterkleid, ebenso das Haar unter einer Perücke mit Tonsur; der Graf setzte dann den dreieckigen Hut auf und war in einen Abbé verwandelt.

Unterdessen hatte der Einbrecher, da er kein Geräusch weiter hörte, sich wieder aufgerichtet und war wieder an den Schreibtisch getreten, dessen Schloß unter seinem Dietrich zu knacken begann.

»Gut«, murmelte der Graf, der wußte, daß er sich auf dieses Geheimschloß verlassen konnte, »da hast du einige Minuten zu tun.« Damit ging er ans Fenster.

Der Mann, der vorhin auf den Prellstein gestiegen war, ging auf und ab, aber statt auf die Vorübergehenden achtzugeben, schien er sich nur um das zu kümmern, was bei dem Grafen vorging, und er bemühte sich fortwährend, im Vorbeigehen Blicke in das Zimmer zu werfen.

Monte Christo schlug sich plötzlich vor die Stirn, und ein Lachen umspielte seine Lippen. Er näherte sich Ali. »Bleib hier im Dunkeln versteckt«, sagte er leise, »und was du auch hörst und was sich auch ereigne, tritt nicht ein und zeig dich nicht eher, als bis ich dich beim Namen rufe.«

Darauf nahm Monte Christo aus einem Schrank eine brennende Kerze und öffnete leise die Tür, wobei er das Licht sein Gesicht bescheinen ließ. Die Tür machte so wenig Geräusch, daß der am Schloß arbeitende Einbrecher es nicht hörte. Aber zu seinem Erstauen sah er plötzlich das Zimmer hell werden und wandte sich um.

»Ei, guten Abend, lieber Herr Caderousse«, sagte Monte Christo; »was, zum Teufel, haben Sie denn um diese Stunde hier zu tun?«

»Der Abbé Busoni!« rief Caderousse. Er war derartig über diese seltsame Erscheinung, die bei verschlossenen Türen ins Zimmer gekommen war, erstaunt, daß er seine Dietriche fallen ließ und wie erstarrt dastand.

Der Graf trat zwischen Caderousse und das Fenster und schnitt dem erschreckten Räuber so den einzigen Weg zur Flucht ab.

»Der Abbé Busoni!« wiederholte Caderousse, indem er den Grafen bestürzt ansah.

»Nun, gewiß, der Abbé Busoni, er selbst in eigener Person«, erwiderte Monte Christo, »und es freut mich, daß Sie mich wiedererkennen, mein lieber Herr Caderousse; das beweist, daß wir ein gutes Gedächtnis haben, denn wenn ich mich nicht irre, sind es bald zehn Jahre her, daß wir uns gesehen haben.«

Diese Ruhe und Ironie jagten Caderousse noch größeren Schrecken ein.

»Wir wollen also den Grafen von Monte Christo bestehlen?« fuhr der angebliche Abbé fort.

»Herr Abbé«, murmelte Caderousse, indem er versuchte, das Fenster zu erreichen, das ihm der Graf unerbittlich versperrte. »Herr Abbé, ich weiß nicht ... ich bitte Sie zu glauben ... ich schwöre Ihnen ...«

»Eine eingedrückte Fensterscheibe«, fuhr der Graf fort, »eine Blendlaterne, ein Bund Dietriche, ein halb erbrochener Schreibtisch, das ist doch klar genug.«

Caderousse blickte verzweifelt umher.

»Na, ich sehe, daß Sie noch immer derselbe sind, Herr Mörder.«

»Herr Abbé, da Sie alles wissen, so wissen Sie auch, daß ich es nicht war, sondern meine Frau; das ist gerichtlich festgestellt, da ich nur auf die Galeeren geschickt worden bin.«

»Sie haben also Ihre Zeit abgesehen, da ich Sie wieder auf dem besten Wege dahin finde?«

»Nein, Herr Abbé, ich bin durch jemand befreit worden.«  
»Dieser Jemand hat der Gesellschaft aber einen schönen Dienst geleistet«, sagte der Graf spöttisch.  
»Oh«, sagte Caderousse, »ich hatte ja versprochen ...«  
»Ein böser Rückfall ... das wird Sie, wenn ich mich nicht irre, aufs Schafott bringen.«  
»Herr Abbé, ich folge einem Drang ...«  
»Das sagen alle Verbrecher.«  
»Die Not ...«  
»Schweigen Sie doch«, sagte Busoni verächtlich, »die Not kann dahin bringen, zu betteln und ein Brot zu stehlen, aber nicht dahin, in einem Haus, das man für unbewohnt hält, einen Schreibtisch zu erbrechen. Und als Sie den Juwelier Joannes töteten, der Ihnen fünf- undvierzigtausend Franken für den Diamanten bezahlt hatte, den ich Ihnen gegeben hatte, geschah das auch aus Not?«  
»Verzeihung, Herr Abbé«, sagte Caderousse; »Sie haben mich schon einmal gerettet, retten Sie mich zum zweitenmal!«  
»Ich habe wenig Lust dazu.«  
»Sind Sie allein, Herr Abbé«, fragte Caderousse, indem er die Hände faltete, »oder haben Sie da Gendarmen, die bereit sind, mich festzunehmen?«  
»Ich bin ganz allein«, sagte der Abbé, »und ich will noch einmal Mitleid mit Ihnen haben und Sie laufen lassen, auf die Gefahr hin, daß meine Schwäche weiteres Unglück herbeiführt.«  
»Oh, Herr Abbé!« rief Caderousse, indem er Monte Christo einen Schritt näher trat. »Sie sind wirklich mein Retter.«  
»Sie behaupten, daß man Sie aus dem Bagno befreit habe?«  
»Ja, so wahr ich Caderousse heiße, Herr Abbé!«  
»Wer denn?«  
»Ein Engländer.«  
»Wie hieß er?«  
»Lord Wilmore.«  
»Den kenne ich; ich werde also erfahren, ob Sie lügen.«

»Herr Abbé, ich sage die reine Wahrheit.«  
»Dieser Engländer hatte also Interesse an Ihnen?«  
»Nicht an mir, sondern an einem jungen Korsen, der mein Ket-  
tengenosse war.«  
»Wie hieß er?«  
»Benedetto.«  
»Das ist ein Taufname.«  
»Einen andern hatte er nicht, er war ein gefundenes Kind.«  
»Dann ist dieser junge Mann also mit Ihnen entwichen?«  
»Ja.«  
»Auf welche Weise?«  
»Wir arbeiteten in Saint-Mandrier bei Toulon. Kennen Sie Saint-  
Mandrier?«  
»Jawohl.«  
»Während die andern Mittagspause hielten, gingen wir ein wenig  
abseits, sägten unsre Ketten mit einer Feile durch, die wir von dem  
Engländer erhalten hatten, und retteten uns durch Schwimmen.«  
»Und was ist aus dem Benedetto geworden?«  
»Ich weiß es nicht.«  
»Das müssen Sie doch wissen.«  
»Nein, wahrhaftig nicht. Wir haben uns bei Hyères getrennt.« Und  
um seiner Beteuerung mehr Gewicht zu geben, tat Caderousse noch  
einen Schritt auf den Abbé zu, der ruhig stehenblieb.  
»Sie lügen!« sagte der Abbé.  
»Herr Abbé ...!«  
»Sie lügen! Dieser Mensch ist noch Ihr Freund, und Sie bedienen  
sich seiner vielleicht als Helfer?«  
»Oh, Herr Abbé ...!«  
»Wie haben Sie gelebt, seitdem Sie Toulon verlassen haben? Ant-  
worten Sie!«  
»Wie ich gekonnt habe.«  
»Sie lügen!« wiederholte der Abbé zum drittenmal und mit noch  
größerem Nachdruck.

Caderousse sah den Grafen entsetzt an.

»Sie haben von dem Gelde gelebt, das er Ihnen gegeben hat«, fuhr dieser fort.

»Nun ja, es ist wahr«, sagte Caderousse; »Benedetto ist der Sohn eines vornehmen Herrn geworden.«

»Wie kann er der Sohn eines vornehmen Herrn sein?«

»Ein natürlicher Sohn.«

»Und wie heißt dieser vornehme Herr?«

»Der Graf von Monte Christo, derselbe, in dessen Haus wir sind.«

»Benedetto der Sohn des Grafen?« sagte Monte Christo seinerseits erstaunt.

»Man muß es doch wohl glauben, da ihm der Graf einen falschen Vater besorgt hat, ihm viertausend Franken monatlich gibt und ihm testamentarisch fünfhunderttausend Franken hinterläßt.«

»So, so«, sagte der falsche Abbé, der zu verstehen anfing. »Und welchen Namen führt inzwischen der junge Mann?«

»Er nennt sich Andrea Cavalcanti.«

»Dann ist es also der junge Mann, den mein Freund, der Graf von Monte Christo, bei sich empfängt und der Fräulein Danglars heiraten soll?«

»Ganz recht.«

»Und das geben Sie zu, Elender! Sie, der sie sein Leben und seine Schande kennen?«

»Warum soll ich einem Kameraden bei seinem Glück im Wege stehen?« entgegnete Caderousse.

»Da haben Sie recht, es ist nicht Ihre Sache, Herrn Danglars zu warnen, sondern die meine.«

»Tun Sie das nicht, Herr Abbé.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie uns damit um unser Brot bringen würden.«

»Und Sie glauben, daß ich mich zum Mitschuldigen zweier Verbrecher wie Sie machen werde?«

»Herr Abbé!« sagte Caderousse, wieder näher tretend.

»Ich werde alles sagen.«

»Wem?«

»Herrn Danglars.«

»Sakrament!« rief Caderousse, indem er ein offenes Messer aus seiner Weste zog und damit nach der Brust des Grafen stieß. »Du sagst nichts, Abbé!«

Zu seinem größten Erstaunen prallte der Dolch ab. Im selben Augenblick erfaßte der Graf mit der Linken das Handgelenk des Mörders und drehte es so kräftig herum, daß Caderousse das Messer aus der Hand fiel und er vor Schmerzen aufschrie. Aber der Graf ließ nicht nach, bis er den Arm so verrenkt hatte, daß Caderousse erst auf die Knie und dann mit dem Gesicht auf den Boden stürzte. Der Graf setzte ihm dann den Fuß auf den Kopf und sagte: »Ich weiß nicht, was mich davon abhält, dir den Schädel zu zertreten, Bösewicht!«

»O Gnade! Gnade!« heulte Caderousse.

Der Graf zog seinen Fuß zurück. »Steh auf!« sagte er. Caderousse erhob sich.

»Himmel, welche Faust Sie haben, Herr Abbé!« sagte Caderousse, indem er sich den Arm rieb.

»Schweig! Gott gibt mir die Kraft, ein wildes Tier wie dich zu bändigen; ich handle im Namen Gottes, erinnere dich daran, Elender, und wenn ich dich jetzt schonen, geschieht es wiederum, um den Plänen Gottes zu dienen.«

Caderousse stöhnte vor Schmerzen.

»Nimm diese Feder und dieses Papier und schreib, was ich dir diktieren werde.«

»Ich kann nicht schreiben, Herr Abbé.«

»Du lügst; nimm diese Feder und schreib!«

Caderousse konnte dem überlegenen Willen des Grafen nicht widerstehen. Er setzte sich und schrieb nach dem Diktat des Grafen:

*»Mein Herr, der Mann, den Sie bei sich empfangen und dem Sie Ihre Tochter zur Frau bestimmt haben, ist ein früherer Galeerensträfling, der mit mir aus dem Bagno von Toulon entsprungen ist; er trug die Nummer neunundfünfzig und ich die Nummer achtundfünfzig.*

*Er nannte sich Benedetto, aber er weiß seinen wirklichen Namen selbst nicht, da er seine Eltern nie gekannt hat.«*

»Unterschreib!« fuhr der Graf fort.

»Aber wollen Sie mich denn ins Verderben stürzen?«

»Wenn ich das wollte, so würde ich dich zur ersten Wache schleppen; von dem Zeitpunkt ab, da das Papier an seine Adresse abgeliefert wird, wirst du nichts mehr zu fürchten haben; unterschreib also.«

Caderousse unterschrieb.

»Die Adresse: Herrn Baron Danglars, Bankier, Rue de la Chaussée-d'Antin.«

Caderousse schrieb die Adresse.

Der Abbé nahm das Papier.

»Gut, jetzt geh«, sagte er.

»Auf welchem Wege?«

»Auf dem du gekommen bist.«

»Ich soll durch dieses Fenster steigen?«

»Du bist ja auch hereingestiegen.«

»Sie führen etwas gegen mich im Schilde, Herr Abbé?«

»Dummkopf, was soll ich gegen dich im Schilde führen?«

»Warum wollen Sie mir nicht die Tür öffnen?«

»Wozu den Hausmeister wecken?«

»Herr Abbé, sagen Sie mir, daß Sie nicht meinen Tod wollen.«

»Ich will, was Gott will.«

»Aber schwören Sie mir, daß Sie mir nichts tun, während ich hinuntersteige.«

»Dummkopf und Feigling du!«

»Was wollen Sie mit mir machen?«

»Das frage ich dich. Ich habe versucht, dich zu einem glücklichen Menschen zu machen, und habe nur einen Mörder aus dir gemacht!«

»Herr Abbé, unternehmen Sie einen letzten Versuch.«

»Gut«, entgegnete der Graf. »Höre denn, du weißt, daß ich ein Mann von Wort bin!«

»Ja«, antwortete Caderousse.

»Wenn du wohlbehalten nach Hause kommst, so verlaß Paris, verlaß Frankreich. Überall, wo du sein wirst, werde ich dir, wenn du dich anständig führst, eine kleine Pension zukommen lassen. Wenn du wohlbehalten nach Hause kommst«, fügte der Abbé hinzu, während Caderousse erbehte, »werde ich glauben, daß Gott dir verzeihen hat, und werde dir auch verzeihen.«

»So wahr ich ein Christ bin«, stammelte Caderousse, »Sie jagen mir Todesangst ein.«

»Fort jetzt!« sagte der Graf und zeigte zum Fenster.

Caderousse, der durch das Versprechen wenig beruhigt war, stieg aus dem Fenster, setzte den Fuß auf die Leiter und machte dann zitternd halt.

»Steig hinunter«, sagte der Abbé, indem er die Arme kreuzte.

Caderousse begann einzusehen, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, und stieg hinunter. Nun näherte sich der Graf mit der Kerze, so daß man von der Straße aus den Mann sehen konnte, der aus dem Fenster kletterte, während ihm ein anderer leuchtete.

»Was machen Sie denn, Herr Abbé?« sagte Caderousse. »Wenn eine Patrouille vorüberkäme ...«

Damit blies er die Kerze aus und stieg weiter hinunter; aber erst, als er den Boden unter den Füßen fühlte, war er genügend beruhigt.

Monte Christo trat in sein Schlafzimmer und warf einen Blick über den Garten zur Straße; er sah zuerst, wie Caderousse einen Umweg im Garten machte und dann seine Leiter am Ende der Mauer ansetzte, um an einer andern Stelle als der, wo er hereingeklettert war, den Garten zu verlassen. Als er dann seinen Blick auf

die Straße richtete, sah er den wartenden Mann zu der Stelle laufen, wo Caderousse übersteigen wollte.

Caderousse stieg langsam die Leiter hinauf und spähte über die Mauer auf die Straße. Kein Mensch war zu sehen und kein Geräusch zu hören. In der Stadt schlug es ein Uhr.

Caderousse setzte sich rittlings auf die Mauer, zog die Leiter an sich und setzte sie an der Straßenseite wieder an; dann begann er an der Leiter hinabzugleiten. Als er aber einmal im Gleiten war, konnte er nicht mehr anhalten. Er sah einen Mann aus dem Schatten hervorspringen, sah einen Arm sich heben, ehe er sich bereitmachen konnte, sich zu verteidigen, und dieser Arm traf ihn so furchtbar im Rücken, daß er die Leiter losließ und »Hilfe!« rief. Ein zweiter Stoß traf ihn fast gleich darauf in die Seite, und mit dem Ruf »Mörder!« sank er zusammen.

Sein Gegner faßte ihn bei den Haaren und versetzte ihm einen dritten Stich in die Brust. Caderousse wollte wieder rufen, aber er brachte nur ein Stöhnen hervor, während das Blut aus seinen drei Wunden strömte.

Als der Mörder wahrte, daß Caderousse nicht mehr schrie, hob er den Kopf an den Haaren empor. Caderousses Augen waren geschlossen, der Mund verzerrt. Der Mörder hielt ihn für tot, ließ den Kopf zurückfallen und verschwand.

Als Caderousse merkte, daß jener sich entfernte, richtete er sich auf einem Ellbogen auf und rief mit größter Anstrengung: »Hilfe! Mörder! Ich sterbe, ich sterbe! Zu Hilfe, Herr Abbé, zu Hilfe!«

Der Schrei drang durch die dunkle Nacht. Die Tür der Nebentreppe öffnete sich, dann die kleine Gartentür, und Ali und sein Herr eilten mit Lichtern herbei.

## DIE HAND GOTTES

Caderousse fuhr fort zu jammern: »Herr Abbé, Hilfe, Hilfe!«

»Was ist los?« fragte Monte Christo.

»Hilfe!« wiederholte Caderousse. »Man hat mich niedergestochen.«

»Wir sind hier; Mut!«

»Oh, mit mir ist's aus. Sie kommen zu spät; ich sterbe. Oh, welche Stiche! Welches Blut!« Caderousse wurde bewußtlos.

Ali und sein Herr trugen den Verwundeten in ein Zimmer. Auf Monte Christos Geheiß entkleidete Ali den Ohnmächtigen, und die drei furchtbaren Wunden wurden sichtbar.

Ali sah seinen Herrn an.

»Hole den Staatsanwalt, Herrn von Villefort, der Faubourg Saint-Honoré wohnt, und wecke im Vorbeigehen den Hausmeister, damit er einen Arzt rufe.«

Ali gehorchte und ließ den falschen Abbé mit dem noch immer bewußtlosen Caderousse allein. Als der Unglückliche die Augen öffnete, sah ihn der Graf, der einige Schritte von ihm entfernt saß, mit einem düsteren Ausdruck des Mitleids an, und seine Lippen schienen ein Gebet zu murmeln.

»Einen Arzt, Herr Abbé, einen Arzt!« sagte Caderousse.

»Es wird schon einer geholt«, antwortete der Abbé.

»Ich weiß, daß er mich nicht retten kann, aber er kann mir vielleicht Kraft geben, und ich will Zeit haben, meine Aussage zu machen.«

»Worüber?«

»Über meinen Mörder.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ob ich ihn kenne! Es ist Benedetto.«

»Der junge Korse?«

»Ja, derselbe.«

»Ihr Genosse?«

»Ja. Nachdem er mir den Plan vom Haus des Grafen gegeben hatte, jedenfalls in der Hoffnung, daß ich den Grafen töten werde und daß er ihn beerben wird oder daß der Graf mich töten wird und er mich auf diese Weise los sein würde, hat er mir auf der Straße aufgelauert und mich überfallen.«

»Ich habe auch nach dem Staatsanwalt geschickt.«

»Er wird zu spät kommen«, sagte Caderousse, »ich verblute.«

»Warten Sie«, sagte Monte Christo. Er ging aus dem Zimmer und kehrte nach fünf Minuten mit einem Fläschchen zurück. Der Sterbende hielt seine starren Augen unverwandt auf die Tür gerichtet.

»Beeilen Sie sich, Herr Abbé, beeilen Sie sich«, sagte er, »ich fühle, daß ich wieder ohnmächtig werde.«

Monte Christo trat an ihn heran und goß ihm aus dem Fläschchen drei oder vier Tropfen auf die violetten Lippen. Caderousse stieß einen Seufzer aus.

»Oh«, sagte er, »Sie geben mir das Leben ein; mehr ... mehr ...«

»Zwei Tropfen mehr würden Sie töten«, antwortete der Abbé.

»Wenn doch jemand käme, vor dem ich den Elenden anklagen könnte!«

»Soll ich Ihre Aussage niederschreiben? Sie unterzeichnen sie dann.«

»Ja ... ja ...«, sagte Caderousse, dessen Augen bei dem Gedanken an diese Rache glänzten.

Monte Christo schrieb: »Ich sterbe, ermordet von dem Korsen Benedetto, meinem Kettengenossen von Toulon unter Nr. 59.«

»Schnell, schnell«, sagte Caderousse, »ich kann sonst nicht mehr unterzeichnen!«

Monte Christo reichte ihm die Feder; Caderousse raffte alle seine Kraft zusammen, unterschrieb und sank auf das Bett zurück. Nach einer Pause sagte er: »Sie werden das übrige erzählen, Herr Abbé; Sie werden sagen, daß er sich Andrea Cavalcanti nennen läßt, im ›Hotel des Princes‹ wohnt und ... O mein Gott, mein Gott, ich sterbe!«

Caderousse wurde zum zweitenmal ohnmächtig. Der Abbé ließ ihn den Geruch des Fläschchens einatmen, und der Verwundete öffnete die Augen wieder. Sein Verlangen nach Rache hatte ihn nicht verlassen.

»Sie werden das alles sagen, nicht wahr, Herr Abbé?«

»Ja, und noch vieles dazu.«

»Was werden Sie sagen?«

»Daß er Ihnen den Plan des Hauses jedenfalls in der Hoffnung gegeben hat, daß der Graf Sie töten würde; daß er den Grafen durch einen Brief benachrichtigt hat, den ich erhalten habe, da der Graf abwesend ist, und daß ich wach geblieben bin, um Sie zu erwarten.«

»Und er kommt aufs Schafott, versprechen Sie mir das? Diese Hoffnung wird mir den Tod leichter machen.«

»Ich werde sagen«, fuhr der Graf fort, »daß er Ihnen nachgegangen ist, daß er die ganze Zeit aufgepaßt und sich schnell hinter der Mauer versteckt hat, als er Sie hat fortgehen sehen.«

»Haben Sie denn das alles gesehen?«

»Erinnern Sie sich meiner Worte: ›Wenn du wohlbehalten nach Hause kommst, werde ich glauben, daß Gott dir verzeihen hat, und ich werde dir auch verzeihen.««

»Und Sie haben mich nicht gewarnt?« rief Caderousse, indem er versuchte, sich auf dem Ellbogen aufzurichten. »Sie wußten, daß ich beim Verlassen des Hauses getötet werden würde, und haben mich nicht gewarnt?«

»Nein, denn ich habe in der Hand Benedettos die Gerechtigkeit Gottes gesehen, und ich hätte geglaubt, eine Sünde zu begehen, wenn ich mich den Absichten der Vorsehung widersetzt hätte.«

»Die Gerechtigkeit Gottes! Sprechen Sie mir nicht davon, Herr Abbé! Wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gäbe, so wissen Sie besser als irgend jemand, daß es Leute gibt, die bestraft werden würden, und doch gehen sie straflos aus.«

»Geduld!« sagte der Abbé in einem Ton, der den Sterbenden erbeben machte. »Geduld!«

Caderousse betrachtete ihn mit Erstaunen.

»Und dann«, sagte der Abbé, »ist Gott voll Barmherzigkeit für alle, wie er es für dich gewesen ist; er ist erst Vater und dann Richter.«

»Sie glauben also an Gott, Sie?« fragte Caderousse.

»Wenn ich so unglücklich gewesen wäre, es bis jetzt nicht zu tun«, entgegnete Monte Christo, »so würde ich bei deinem Anblick an ihn glauben.«

Caderousse hob die geballten Hände zum Himmel.

»Höre«, sagte der Abbé, indem er die Hand über den Verwundeten ausstreckte, wie um ihm Glauben zu befehlen, »höre, was dieser Gott, den du in deinem letzten Augenblick nicht anerkennen willst, für dich getan hat: Er hat dir Gesundheit, Kraft, eine gesicherte Arbeit, Freunde, kurz, alles gegeben, um deine natürlichen Wünsche zu befriedigen und in der Ruhe des Gewissens ein glückliches Leben zu führen. Anstatt diese Gaben des Herrn, die so selten in ihrer Fülle geboten werden, auszunützen, was hast du getan? Du hast dich dem Nichtstun, dem Trunk ergeben und in der Trunkenheit einen deiner besten Freunde verraten.«

»Hilfe!« rief Caderousse. »Ich brauche keinen Priester, sondern einen Arzt; vielleicht bin ich nicht tödlich verwundet, vielleicht kann man mich retten.«

»Du bist so schwer verwundet, daß du ohne die drei Tropfen, die ich dir gegeben habe, den Geist schon aufgegeben hättest. Höre also!«

»Oh«, murmelte Caderousse. »Sie sind ein sonderbarer Priester, der die Sterbenden zur Verzweiflung bringt, statt sie zu trösten.«

»Höre«, fuhr der Abbé fort, »als du deinen Freund verraten hattest, hat Gott angefangen, dich zu warnen, du bist in Not geraten und hast Hunger gelitten; du hattest die Hälfte deines Lebens vergeudet und statt zu arbeiten andre beneidet, und du dachtest schon ans Verbrechen, indem du dir selbst einreden wolltest, daß dich die Not dazu trieb. Da hat dir Gott durch mich mitten in deinem Elend ein Vermögen geschickt. Aber dieses unerwartete Vermögen genügte dir, der du nie etwas besaßest, in demselben Augenblick, wo es dein war, nicht mehr. Du wolltest es verdoppeln. Auf welche Weise? Durch einen Mord. Du hast es verdoppelt, und da hat Gott es dir genommen, indem er dich vor das Gericht der Menschen brachte.«

»Ich habe den Händler nicht töten wollen«, sagte Caderousse, »meine Frau war's.«

»Ja«, entgegnete Monte Christo, »der gerechte Gott hätte dir den Tod gegeben, aber der immer barmherzige Gott ließ zu, daß deine Richter von deinen Worten gerührt wurden und dich am Leben ließen.«

»Ha, um mich auf Lebenszeit ins Bagno zu schicken; eine schöne Gnade!«

»Elender, damals sahst du es doch als Gnade an; dein feiges Herz, das vor dem Tode zitterte, klopfte vor Freude bei der Ankündigung lebenslänglicher Schande, denn du sagtest dir: Das Bagno hat eine Tür, das Grab nicht. Und du hattest recht, denn diese Tür hat sich dir auf unerhoffte Weise geöffnet. Ein Engländer, der das Gelübde getan hatte, zwei Menschen aus der Schande zu retten, besucht Toulon, seine Wahl fällt auf dich und deinen Genossen, zum zweitenmal wird dir ein unverhofftes Glück zuteil, du findest Geld und Ruhe wieder, konntest ein Leben beginnen wie alle Menschen, da aber versuchst du Gott zum drittenmal. Du hattest nicht genug, obgleich du mehr hattest, als du je besessen, und begingst ein drittes

Verbrechen ohne Grund, ohne Entschuldigung. Gottes Langmut war erschöpft, er hat dich gestraft.«

Caderousse wurde zusehends schwächer.

»Zu trinken«, sagte er; »ich habe Durst ... ich brenne!«

Monte Christo gab ihm ein Glas Wasser.

»Und der elende Benedetto«, sagte Caderousse, indem er das Glas zurückgab; »er wird entkommen.«

»Niemand wird entkommen, ich sage es dir, Caderousse ... Benedetto wird bestraft werden.«

»Dann werden Sie auch bestraft werden«, sagte Caderousse; »denn Sie haben Ihre Pflicht als Priester nicht getan ... Sie hätten Benedetto daran hindern müssen, mich zu töten.«

»Ich!« erwiderte der Graf mit einem Lächeln, das den Sterbenden erschauern machte, »ich Benedetto hindern, dich zu töten, in dem Augenblick, wo dein Messer von dem Kettenpanzer, der meine Brust bedeckte, abprallte ...! Ja, wenn ich dich demütig und reuig gefunden hätte, hätte ich Benedetto vielleicht daran gehindert, dich zu töten, aber ich fand dich stolz und blutdürstig und habe den Willen Gottes sich erfüllen lassen.«

»Ich glaube nicht an Gott«, heulte Caderousse, »du glaubst auch nicht an ihn ... du lügst ... du lügst!«

»Schweig!« entgegnete der Abbé, »denn du treibst den letzten Tropfen Blut aus deinem Körper heraus ... Ha, du glaubst nicht an Gott und stirbst von ihm getroffen ...! Ha, du glaubst nicht an Gott, und Gott, der doch nur ein Gebet, ein Wort, eine Träne verlangt, um zu vergeben ... Gott, der den Dolch des Mörders so hätte lenken können, daß du auf der Stelle dahingefahren wärest, hat dir eine Viertelstunde Zeit gelassen, um zu bereuen ... Geh in dich, Unglücklicher, und bereue!«

»Nein«, sagte Caderousse, »nein, ich bereue nicht: Es gibt keinen Gott, es gibt keine Vorsehung, es gibt nur den Zufall.«

»Es gibt eine Vorsehung, es gibt einen Gott«, antwortete Monte Christo, »und der Beweis ist, daß du da liegst, voll Verzweiflung und

Gott leugnend, und daß ich aufrecht vor dir stehe, reich, glücklich, gesund, und die Hände vor diesem Gott falte, an den du nicht glauben möchtest und im Grunde des Herzens doch glaubst.«

»Aber wer sind Sie denn?« fragte Caderousse, indem er seine sterbenden Augen auf den Grafen heftete.

»Sieh mich genau an«, sagte der Graf, indem er die Kerze nahm und vor sein Gesicht hielt.

»Nun, der Abbé ... der Abbé Busoni ...«

Monte Christo nahm die Perücke ab und ließ sein schwarzes Haar herunterfallen.

»Oh«, sagte Caderousse erschrocken, »wären nicht diese schwarzen Haare, so würde ich sagen, Sie seien der Engländer, Lord Wilmore.«

»Ich bin weder der Abbé Busoni noch Lord Wilmore«, entgegnete Monte Christo; »blicke weiter zurück, blicke in deine ersten Erinnerungen.«

Es lag in diesen Worten des Grafen etwas, wodurch die erschöpften Sinne des Elenden ein letztes Mal angeregt wurden.

»Oh, in der Tat«, sagte er, »mir ist, als ob ich Sie schon früher gesehen und gekannt hätte.«

»Ja, Caderousse, du hast mich gesehen, hast mich gekannt.«

»Aber wer sind Sie? Und warum, wenn Sie mich gekannt haben, lassen Sie mich sterben?«

»Weil dich nichts mehr retten kann, Caderousse, weil deine Wunden tödlich sind. Hättest du gerettet werden können, so hätte ich darin nochmals die Barmherzigkeit des Herrn gesehen und versucht, das schwöre ich dir beim Grabe meines Vaters, dich dem Leben und der Reue wiederzugeben.«

»Beim Grabe deines Vaters!« sagte Caderousse, dessen Leben noch einmal aufflackerte, indem er sich aufrichtete, um den Mann, der ihm diesen allen Menschen heiligen Schwur getan hatte, in größerer Nähe zu sehen. »Wer bist du denn?«

Der Graf hatte den Todeskampf verfolgt und erkannte, daß dies das letzte Aufrufen des Lebens war; er trat dicht an den Sterbenden heran, betrachtete ihn mit ruhigem und zugleich traurigem Blick und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich bin ...«

Seine kaum geöffneten Lippen sprachen so leise einen Namen aus, als ob er selbst sich fürchtete, ihn zu hören.

Caderousse wollte sich erheben, aber er fiel mit geschlossenen Augen, einen letzten Seufzer ausstoßend, hintenüber. Das Blut hörte auf, aus den Wunden zu fließen – er war tot.

»*Einer!*« sagte geheimnisvoll der Graf, die Augen auf die Leiche gerichtet.

Zehn Minuten darauf trafen der Arzt und der Staatsanwalt ein und wurden von dem Abbé Busoni empfangen, der neben dem Toten betete.

## IN DER PAIRSKAMMER

Vierzehn Tage lang war in Paris nur von diesem Einbruch bei dem Grafen die Rede. Der Sterbende hatte eine Erklärung unterschrieben, in der Benedetto als der Mörder bezeichnet wurde. Die Polizei gab sich die größte Mühe, den Mörder ausfindig zu machen.

Das Messer Caderousses, die Blendlaterne, die Dietriche und die Kleider, bis auf die Weste, die nicht aufzufinden war, wurden beim Gericht niedergelegt; die Leiche wurde zum Leichenhaus gebracht.

Der Graf antwortete allen, daß dieser Vorfall sich zugetragen habe, während er in seinem Haus in Auteuil war, und daß er deshalb nur das davon wisse, was ihm der Abbé Busoni erzählt hatte, der ihn an jenem Abend gerade gebeten habe, die Nacht in seinem Haus zubringen zu dürfen, um einige wertvolle Bücher seiner Bibliothek durchzusehen.

Bertuccio allein erblaßte jedesmal, wenn der Name Benedetto in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde, aber niemand hatte Grund, darauf zu achten.

Villefort, der herbeigerufen worden war, um das Verbrechen festzustellen, hatte die Sache für sich in Anspruch genommen und führte die Untersuchung mit jenem leidenschaftlichen Eifer, den er bei allen Verbrechen, bei denen er als Ankläger bestimmt war, an den Tag legte.

Aber es waren schon drei Wochen verflossen, ohne daß die eifrigsten Nachforschungen irgendein Ergebnis zutage gefördert hätten,

und man begann in der Gesellschaft den Einbruch bei dem Grafen und die Ermordung des Diebes durch seinen Spießgesellen zu vergessen, um sich mit der bevorstehenden Heirat des Fräulein Danglars mit dem Grafen Andrea Cavalcanti zu beschäftigen.

Diese Heirat war jetzt beschlossene Sache, der junge Mann wurde bei dem Bankier als künftiger Schwiegersohn empfangen.

Man hatte an den Vater Cavalcanti nach Parma geschrieben; der Alte hatte seine volle Zustimmung zu der Heirat gegeben, hatte sehr bedauert, daß sein Dienst ihn hindere, die Stadt zu verlassen, und hatte erklärt, daß er bereit sei, seinem Sohn ein Kapital von drei Millionen zu geben.

Man war übereingekommen, daß dieses Geld bei Danglars angelegt werden sollte, der damit arbeiten wollte. Manche Leute hatten allerdings versucht, den jungen Mann zu warnen; sie bezweifelten die Vermögensverhältnisse seines zukünftigen Schwiegervaters, der seit einiger Zeit wiederholt Verluste an der Börse erlitten habe; aber der junge Mann hatte mit wirklich edlem Vertrauen alle diese Ratschläge zurückgewiesen und war rücksichtsvoll genug gewesen, dem Baron gegenüber kein Wort davon zu erwähnen.

Eines Morgens erschien in einem für offiziös geltenden Blatte folgende Notiz:

»Der französische Offizier im Dienst Ali Paschas von Janina, von dem vor drei Wochen in der Zeitung ›L'Impartial‹ die Rede war und der nicht allein den Türken die Schlösser von Janina auslieferte, sondern ihnen auch seinen Wohltäter verkaufte, nannte sich zu jener Zeit allerdings Ferdinand, wie das Blatt sagte, hat aber seitdem seinem Taufnamen einen Adelstitel beigefügt.

Er nennt sich heute Graf von Morcerf und ist Mitglied der Pairskammer.«

Infolge dieser Notiz war die Kammer der Pairs in großer Erregung. Alle waren vor der für die Sitzung anberaumten Stunde gekommen und unterhielten sich über die Zeitungsmeldung, die eines der bekanntesten Mitglieder der Kammer bloßstellte.

Man las leise den Artikel vor und machte seine Bemerkungen dazu. Der Graf von Morcerf war unter seinen Kollegen nicht beliebt; wie alle Emporkömmlinge hatte er ein übermäßig stolzes Wesen zur Schau tragen müssen, um sich in seinem Rang zu behaupten. Die vornehmen Aristokraten lachten über ihn, die Talente wollten nichts von ihm wissen, und die Männer von ehrlich verdientem Ruf verachteten ihn.

Der Graf von Morcerf war der einzige, der von nichts wußte; er las nicht das Blatt, in dem der Artikel stand, und hatte den Morgen damit zugebracht, Briefe zu schreiben und ein Pferd zu prüfen. Sein Sohn Albert war vor einigen Tagen mit dem Grafen Monte Christo nach dessen Gut in der Normandie gereist.

Der Graf von Morcerf trat also um seine gewohnte Stunde mit erhobenem Haupt und stolzem Gang in den Sitzungssaal, ohne das Zögern der Saaldiener und die halben Grüße seiner Kollegen zu bemerken. Die Sitzung war schon seit mehr als einer halben Stunde eröffnet.

Obgleich sein Auftreten sich nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, so erschien er doch allen noch stolzer als gewöhnlich, und seine Anwesenheit bei dieser Gelegenheit schien dieser Versammlung, die so eifersüchtig über ihre Ehre wachte, so herausfordernd, daß alle sie für unpassend, manche sogar für eine Beleidigung hielten. Es war augenscheinlich, daß die ganze Kammer vor Begierde brannte, die Debatte zu eröffnen. Man sah die Zeitung in allen Händen; aber jeder zögerte, den Angriff zu beginnen. Endlich bestieg einer der ehrenwerten Pairs, ein erklärter Feind des Grafen von Morcerf, die Tribüne mit einer Feierlichkeit, die ankündigte, daß der erwartete Augenblick gekommen sei. Tiefe Stille trat ein; Morcerf allein kannte den Grund der Aufmerksamkeit nicht, die man diesmal einem Redner schenkte, um den das Haus sich sonst nicht viel zu kümmern pflegte, wenn er sprach.

Der Graf ließ ruhig die Einleitung hingehen, in der der Redner erklärte, daß er von einer ernsten, heiligen, von einer für die Kammer

lebenswichtigen Sache sprechen wolle, die die ganze Aufmerksamkeit seiner Kollegen erfordere. Bei den ersten Worten von Janina und dem Offizier Ferdinand wurde der Graf von Morcerf so blaß, daß ein Beben durch die Versammlung ging, deren Augen auf ihn gerichtet waren.

Nachdem der Redner den Artikel verlesen hatte, setzte er seine Bedenken auseinander und wie schwierig seine Aufgabe sei; er wolle die Ehre des Grafen von Morcerf, die Ehre der ganzen Versammlung verteidigen, indem er diese Dinge vorbringe. Zum Schluß forderte er dann eine Untersuchung, die die Verleumdung totmache, ehe sie sich noch weiter ausbreite.

Morcerf war so niedergeschmettert von diesem ungeheuren und unerwarteten Schlag, daß er kaum einige Worte stammeln konnte und seine Kollegen fassungslos ansah. Man konnte seine Fassungslosigkeit ebensogut für das Erstaunen eines Unschuldigen wie für das Geständnis eines beschämten Schuldigen ansehen, und so wurde die Stimmung ein wenig günstiger für ihn.

Der Präsident ließ über den Vorschlag einer Untersuchung abstimmen; der Vorschlag wurde angenommen. Der Graf wurde gefragt, wieviel Zeit er brauche, seine Rechtfertigung vorzubereiten.

»Meine Herren Pairs«, antwortete der Graf, der seinen Mut wiedergefunden hatte, »man braucht keine Zeit, um solch einen Angriff, wie ihn unbekannte Feinde, die ohne Zweifel im Dunkel geblieben sind, in diesem Augenblick gegen mich richten, zurückzuschlagen; ich muß auf der Stelle, muß mit einem Donnerschlag auf den Blitzstrahl antworten, der mich einen Augenblick geblendet hat. Oh, daß ich statt solcher Rechtfertigung mein Blut vergießen könnte, um meinen Kollegen zu beweisen, daß ich würdig bin, an ihrer Seite zu sitzen!«

Diese Worte machten einen günstigen Eindruck.

»Ich bitte also darum«, fuhr er fort, »daß die Untersuchung so schnell wie möglich statfinde, und werde der Kammer alle nötigen Belege liefern.«

»Welchen Tag bestimmen Sie?« fragte der Präsident.

»Ich stelle mich von heute an der Kammer zur Verfügung«, antwortete der Graf.

Der Präsident läutete. »Ist die Kammer der Meinung, daß diese Untersuchung heute noch stattfinden soll?«

»Ja«, war die einstimmige Antwort der Versammlung.

Man ernannte eine Kommission von zwölf Mitgliedern, welche die von Morcerf zu liefernden Belege prüfen sollte; die erste Sitzung dieser Kommission wurde auf acht Uhr abends in dem Beratungszimmer der Kammer anberaumt.

Der Abend kam, ganz Paris war aufs höchste gespannt. Punkt acht Uhr war die Kommission versammelt. Mit dem achten Schlag trat Graf Morcerf ein; er hatte einige Papiere in der Hand und zeigte eine ruhige Haltung. Gegen seine Gewohnheit war sein Auftreten einfach; er trug den Rock bis oben hinauf zugeknöpft, wie es die Sitte der verabschiedeten Offiziere ist. Sein Erscheinen machte den besten Eindruck; die Kommission war weit entfernt, übelwollend zu sein, und mehrere Mitglieder traten an den Grafen heran und gaben ihm die Hand.

In diesem Augenblick brachte ein Saaldiener dem Präsidenten einen Brief.

»Sie haben das Wort, Herr Graf von Morcerf«, sagte der Präsident, während er den Brief öffnete.

Der Graf begann seine Verteidigung mit außerordentlicher Beredsamkeit und Geschicklichkeit. Er brachte Belege vor, die bewiesen, daß der Wesir von Janina ihm bis zur letzten Stunde vertraut hatte, da er ihn mit einer Verhandlung über Leben und Tod mit dem Sultan selbst beauftragt hatte. Er zeigte das Abzeichen des Befehlshabers, den Ring, vor, mit dem Ali Pascha gewöhnlich seine Briefe versiegelte und den er ihm gegeben hatte, damit er bei seiner Rückkehr zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zu ihm kommen könne. Leider sei seine Verhandlung erfolglos geblieben, und als er zurückgekehrt sei, um seinen Wohltäter zu verteidigen, sei dieser schon tot gewe-

sen; sterbend aber habe ihm Ali Pascha, so groß sei sein Vertrauen gewesen, seine Lieblingsfrau und seine Tochter anvertraut.

Die Mitglieder der Kommission waren bewegt. Unterdessen warf der Präsident nachlässig einen Blick auf den Brief, den man ihm übergeben hatte; bei den ersten Zeilen aber wurde seine Aufmerksamkeit geweckt; er las den Brief, las ihn nochmals und sah den Grafen von Morcerf an.

»Herr Graf«, sagte er, »Sie haben uns soeben gesagt, daß der Wesir von Janina Ihnen seine Frau und Tochter anvertraut habe?«

»Ja«, antwortete Morcerf, »aber hierbei, wie bei dem ganzen Unternehmen, verfolgte mich das Unglück. Bei meiner Rückkehr waren Vasiliki und ihre Tochter Haidee verschwunden.«

»Kannten Sie sie?«

»Infolge meiner Freundschaft mit dem Pascha und des großen Vertrauens, das er zu meiner Treue hatte, war es mir vergönnt gewesen, sie mehr als zwanzigmal zu sehen.«

»Wissen Sie, was aus ihnen geworden ist?«

»Ich habe gehört, daß sie dem Kummer und vielleicht dem Elend erlegen sind. Ich war nicht reich, lief große Gefahr für mein Leben und konnte zu meinem großen Bedauern keine Nachforschungen nach ihnen anstellen.«

Der Präsident zog unmerklich die Augenbrauen zusammen.

»Meine Herren«, sagte er, »Sie haben die Erklärungen des Herrn Grafen gehört. Herr Graf, können Sie zur Unterstützung Ihrer Angaben irgendeinen Zeugen stellen?«

»Leider nein«, antwortete der Graf, »alle, die den Wesir umgaben und mich an seinem Hof gekannt haben, sind entweder tot oder verschollen; ich bin, so glaube ich wenigstens, der einzige von meinen Landsleuten, der diesen schrecklichen Krieg überlebt hat; ich habe nur die Briefe von Ali Tebelin, die ich Ihnen unterbreitet habe; nur den Ring, das Pfand seines Willens, den ich Ihnen hier zeige; endlich den überzeugendsten Beweis, den ich nach einem anonymen

Angriff liefern kann: das Fehlen jedes Zeugen gegen mein Wort als ehrlicher Mann und die Makellosigkeit meines Soldatenlebens.«

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Versammlung; da nahm der Präsident das Wort.

»Meine Herren«, sagte er, »und Sie, Herr Graf, ich habe soeben einen Brief erhalten, in dem sich uns ein, wie er versichert, sehr wichtiger Zeuge selbst anbietet. Nach dem, was uns der Graf gesagt hat, zweifeln wir nicht, daß dieser Zeuge die vollständige Unschuld unseres Kollegen beweisen wird. Soll der Brief vorgelesen werden, oder sind Sie der Ansicht, daß wir uns nicht damit aufhalten wollen?«

Morcerf erbleichte und zerknitterte die Papiere, die er in den Händen hielt. Die Kommission entschied sich dafür, den Brief zu verlesen; der Graf enthielt sich jeder Äußerung.

Der Brief lautete:

*»Geehrter Herr Präsident!*

*Ich kann der Kommission, die mit der Untersuchung des Verhaltens des Herrn Generalleutnants Grafen von Morcerf in Epirus und Mazedonien beauftragt ist, die genauesten Auskünfte geben.«*

Der Präsident machte eine kurze Pause. Morcerf war bleich. Die Augen des Präsidenten befragten die Versammlung. »Fahren Sie fort!« rief man von allen Seiten. Der Präsident las weiter:

*»Ich war beim Tod Ali Paschas anwesend und weiß, was aus Vasiliki und Haidee geworden ist. Ich halte mich zur Verfügung der Kommission und bitte um die Ehre, gehört zu werden. In dem Augenblick, wo Ihnen dieser Brief übergeben wird, werde ich im Vestibül der Kammer sein.«*

»Und wer ist dieser Zeuge oder vielmehr dieser Feind?« fragte der Graf mit einer Stimme, der man eine tiefe Erregung anmerkte.

»Das werden wir sehen«, antwortete der Präsident. »Stimmt die Kommission dafür, diesen Zeugen anzuhören?«

Die Kommission bejahte. Der Diener an der Tür wurde gerufen.

»Wartet jemand im Vestibül?« fragte ihn der Präsident.

»Ja, eine Dame in Begleitung eines Dieners.«

»Lassen Sie diese Dame eintreten.«

Fünf Minuten darauf erschien der Diener wieder; aller Augen waren zur Tür gerichtet. Dem Diener folgte eine Frau, die ganz in einen großen Schleier gehüllt war.

Auf die Aufforderung des Präsidenten nahm die Frau den Schleier ab. Sie trug griechische Tracht und war von großer Schönheit. Morcerf betrachtete diese Frau voll Überraschung und Schrecken. Der Präsident bot ihr mit der Hand einen Sitz an, aber die junge Frau schüttelte den Kopf und blieb stehen.

»Sie haben sich erboten«, sagte der Präsident, »der Kommission Auskunft über die Angelegenheit von Janina zu geben. Sie gaben an, daß Sie Augenzeugin der Ereignisse gewesen seien.«

»Das war ich in der Tat«, antwortete die Unbekannte mit einer wohlklingenden Stimme voll sanfter Trauer.

»Erlauben Sie mir jedoch die Bemerkung«, fuhr der Präsident fort, »daß Sie damals sehr jung waren.«

»Ich war vier Jahre alt; aber da die Ereignisse für mich von höchster Bedeutung waren, so ist auch nicht die geringste Einzelheit meinem Gedächtnis entfallen.«

»Aber welche Bedeutung hatten denn diese Ereignisse für Sie, und wer sind Sie, daß diese Katastrophe einen so tiefen Eindruck auf Sie gemacht hat?«

»Es handelte sich um Leben oder Tod meines Vaters«, antwortete das junge Mädchen, »und ich bin Haidee, Tochter Ali Tebelins, des Paschas von Janina, und seiner geliebten Frau Vasiliki.«

Diese Worte des jungen Mädchens, das bescheiden und stolz zugleich errötete, brachten eine unbeschreibliche Wirkung auf die Versammlung hervor. Der Graf von Morcerf war so fassungslos, als wenn ein Blitz vor ihm niedergefahren wäre und einen Abgrund zu seinen Füßen geöffnet hätte.

»Madame«, sagte der Präsident, nachdem er sich ehrerbietig verneigt hatte, »gestatten Sie mir eine einfache Frage, die keinen Zweifel ausdrückt und die letzte Frage sein wird: Können Sie das, was Sie sagen, auch beweisen?«

»Das kann ich«, sagte Haidee, indem sie eine duftende Satintasche unter ihrem Schleier hervorzog. »Hier ist mein Geburtsschein, ausgestellt von meinem Vater und von seinen ersten Offizieren unterzeichnet; hier ist mein Taufschein, denn mein Vater hatte eingewilligt, daß ich in dem Glauben meiner Mutter erzogen würde; der Schein ist von dem Großprimas von Mazedonien und Epirus mit seinem Siegel versehen. Hier ist endlich, und das ist jedenfalls das wichtigste, die Akte über den Verkauf meiner Person und meiner Mutter an den armenischen Händler El-Kobbir durch den fränkischen Offizier, der in seinem ehrlosen Abkommen mit der Pforte sich als seinen Beuteanteil die Tochter und die Frau seines Wohltäters vorbehalten hatte, die er für die Summe von tausend Beuteln, das heißt für etwa vierhunderttausend Franken, verkaufte.«

Eine grünliche Blässe überzog die Wangen des Grafen von Morcerf, und seine Augen füllten sich mit Blut. Die Versammlung nahm die furchtbare Beschuldigung mit düsterem Schweigen auf.

Haidee, die vollständig ruhig geblieben war, aber in deren Ruhe eine größere Drohung lag als im Zorn, reichte dem Präsidenten die in arabischer Sprache abgefaßte Verkaufsakte.

Da man vermutet hatte, daß einige der Belege in arabischer, griechischer oder türkischer Sprache abgefaßt sein würden, war der Dolmetscher der Kammer rechtzeitig benachrichtigt worden; man ließ ihn hereinkommen. Einer der Pairs, der das Arabische während des ägyptischen Feldzugs gelernt hatte, verfolgte den Text, während der Dolmetscher laut übersetzte:

*»Ich, El-Kobbir, Sklavenhändler und Lieferant für den Harem des Großherrn, erkläre hiermit, daß ich für Seine Majestät den Sultan von dem fränkischen Grafen von Monte Christo einen Smaragd im Wert von*

*zweitausend Beuteln empfangen habe als Preis für eine dreizehnjährige Christin namens Haidee, anerkannte Tochter des Paschas von Janina Ali Tebelin und dessen Favoritin Vasiliki, welche junge Christin mir vor neun Jahren mit ihrer bei der Ankunft in Konstantinopel gestorbenen Mutter von einem fränkischen Obersten im Dienste des Wesirs Ali Tebelin, namens Ferdinand Mondego, verkauft worden ist.*

*Dieser Verkauf war mir für Rechnung des Großherrn, dessen Beauftragter ich war, gegen die Summe von tausend Beuteln gemacht worden.*

*Geschehen zu Konstantinopel mit Einwilligung des Großherrn im Jahre 1247 des Propheten.*

*Gezeichnet: El-Kobbir.*

*Gegenwärtige Akte wird, um ihr Glaubwürdigkeit und Authentizität zu verleihen, mit dem kaiserlichen Siegel versehen, das anbringen zu lassen der Verkäufer sich verpflichtet.«*

In der Tat sah man neben der Unterschrift das Siegel des Großherrn.

Dieser Verlesung folgte ein unheimliches Schweigen; des Grafen Blick, der wie gebannt auf Haidee ruhte, schien von Feuer und Blut erfüllt.

»Madame«, sagte der Präsident, »kann man nicht den Grafen von Monte Christo befragen, der, wie ich glaube, mit Ihnen gemeinschaftlich in Paris ist?«

»Der Graf von Monte Christo, mein zweiter Vater, ist seit drei Tagen in der Normandie«, antwortete Haidee.

»Wer hat Ihnen aber dann zu diesem Schritt geraten, für den die Versammlung Ihnen dankt und der nach Ihrem Unglück ganz natürlich ist?« fragte der Präsident.

»Mein Herr«, antwortete Haidee, »dieser Schritt ist mir durch meinen Schmerz geraten worden. Wenn ich auch eine Christin bin, so habe ich doch immer – Gott möge es mir verzeihen! – daran gedacht, meinen erlauchten Vater zu rächen. Als ich Frankreichs Boden betrat,

als ich erfuhr, daß der Verräter in Paris lebe, sind meine Augen und Ohren beständig offen geblieben. Ich lebe zurückgezogen im Hause meines edlen Beschützers, und ich lebe so, weil ich die Stille liebe, die mir erlaubt, mich mit meinen Gedanken zu beschäftigen. Aber der Herr Graf von Monte Christo widmet mir väterliche Fürsorge, und nichts, was das Leben der Welt ausmacht, ist mir fremd; nur nehme ich aus der Ferne daran teil. So lese ich alle Zeitungen; und indem ich so das Leben der andern verfolge, habe ich erfahren, was heute morgen in der Pairskammer vorgefallen ist und was heute abend vor sich gehen sollte ... Da habe ich geschrieben.«

»Der Herr Graf von Monte Christo hat also mit Ihrem Schritt nichts zu tun?«

»Er hat keine Ahnung davon, und ich habe sogar nur die eine Furcht, daß er ihn mißbilligt, wenn er davon erfährt. Aber es ist ein schöner Tag für mich«, fuhr das junge Mädchen fort, indem es einen flammenden Blick zum Himmel emporsandte, »an dem ich endlich Gelegenheit finde, meinen Vater zu rächen.«

Der Graf hatte während der ganzen Zeit nicht ein einziges Wort gesprochen.

Seine Kollegen betrachteten ihn und empfanden Mitleid mit dem Manne, dessen Glück von dieser Frau vernichtet worden war. Sein Unglück schrieb sich allmählich in finsternen Zügen auf sein Gesicht.

»Herr Graf von Morcerf«, sagte der Präsident, »erkennen Sie die Dame als die Tochter Ali Tebelins, des Paschas von Janina?«

»Nein«, entgegnete Morcerf, indem er eine Anstrengung machte, um sich zu erheben, »es ist ein von meinen Feinden angezetteltes Komplott.«

Haidee, die den Blick zur Tür gerichtet hatte, als ob sie von dort jemand erwartete, wandte sich plötzlich um und stieß, als sie den Grafen aufrecht dastehen sah, einen schrecklichen Schrei aus.

»Du erkennst mich nicht«, sagte sie; »aber ich erkenne dich. Du bist Ferdinand Mondego, der fränkische Offizier, der die Truppen mei-

nes Vaters instruierte. Du bist's, der die Schlösser von Janina ausgeliefert hat; du bist's, der von seinem Wohltäter nach Konstantinopel geschickt wurde, um direkt mit dem Kaiser über Leben und Tod zu unterhandeln, und der einen falschen Firman mitbrachte, der vollständige Gnade gewährte! Du bist's, der mit diesem Firman den Ring des Paschas erhielt, der dir bei Selim, dem Wächter der Pulverkammer, Gehorsam verschaffen sollte; du bist's, der uns, meine Mutter und mich, an den Händler El-Kobbir verkauft hat! Mörder! Mörder! An deiner Stirn klebt noch das Blut deines Herrn!«

Diese Worte waren mit solch einer Begeisterung der Wahrheit gesprochen, daß aller Blicke sich zur Stirn des Grafen wandten und dieser selbst sich mit der Hand an die Stirn faßte, als ob er dort das noch warme Blut Ali Paschas fühlte.

»Sie erkennen also bestimmt in dem Grafen von Morcerf den Offizier Ferdinand Mondego?«

»Ob ich ihn erkenne!« rief Haidee. »Oh, meine Mutter, du hast mir gesagt: ›Du warst frei, hattest einen Vater, den du liebtest, warst bestimmt, fast eine Königin zu werden. Sieh dir genau diesen Menschen an, der dich zur Sklavin gemacht, der das Haupt deines Vaters auf einen Spieß gesteckt, der uns verkauft, uns ausgeliefert hat! Sieh die große Narbe an seiner rechten Hand; wenn du sein Gesicht vergäbest, würdest du ihn an dieser Hand wiedererkennen, in die die Goldstücke des Händlers El-Kobbir gefallen sind!« – Und ob ich ihn erkenne! Oh, lassen Sie ihn jetzt selbst sagen, ob er mich erkennt!« schloß Haidee.

Jedes dieser Worte war wie ein Säbelhieb auf Morcerf gefallen; bei den letzten Worten verbarg er rasch seine Hand, die in der Tat von einer Wunde verstümmelt war, im Rock und sank in finsterner Verzweiflung in seinen Stuhl zurück.

»Herr Graf von Morcerf«, sagte der Präsident, »lassen Sie sich nicht niederschlagen; die Gerechtigkeit dieses Gerichtshofs ist erhaben und unparteiisch wie die Gottes; sie wird Sie nicht von Ihren Feinden vernichten lassen, ohne Ihnen die Möglichkeit zu geben, sich zu ver-

teidigen. Wollen Sie neue Untersuchungen? Soll ich eine Reise zweier Kammermitglieder nach Janina anordnen? Sprechen Sie!»

Morcerf antwortete nichts. Die Mitglieder der Kommission sahen sich mit einer Art Entsetzen an. Man kannte den energischen und heftigen Charakter des Grafen. Es mußte ein furchtbarer Schlag sein, der ihn so niederwarf, daß er sich nicht verteidigte; man mußte annehmen, daß diesem Schweigen, das einem Schlaf glich, ein Erwachen folgen werde, das wie ein Gewitter sein würde.

»Nun«, fragte ihn der Präsident, »was bestimmen Sie?«

»Nichts«, antwortete der Graf mit dumpfer Stimme, indem er sich erhob.

»Die Tochter Ali Tebelins hat also wirklich die Wahrheit gesprochen?« fragte der Präsident. »Wir haben also in ihr den furchtbaren Zeugen, demgegenüber der Schuldige nicht mehr nein zu antworten wagt? Sie haben also wirklich alles das getan, dessen man Sie anklagt?«

Der Graf warf einen Blick um sich, dessen verzweifelter Ausdruck Tiger gerührt hätte, aber er konnte die Richter nicht entwaffnen; dann richtete er die Augen zur Decke empor, riß mit heftiger Bewegung den Rock auf, der ihn zu ersticken drohte, und ging wie ein Irrsinniger aus dem Saal. Einen Augenblick ertönte sein Schritt unter dem hallenden Gewölbe, dann hörte man seinen Wagen davonrollen.

»Meine Herren«, sagte der Präsident, als es wieder still geworden war, »ist der Graf von Morcerf der Untreue, des Verrats und der Unwürdigkeit überführt?«

»Ja«, antworteten einstimmig sämtliche Mitglieder der Kommission.

Haidee hatte der Sitzung bis zum Schluß beigewohnt; sie hörte das Urteil über den Grafen aussprechen, ohne daß ein Zug ihres Gesichts Freude oder Mitleid ausdrückte.

Dann zog sie den Schleier wieder über das Gesicht, grüßte die Räte und verließ den Saal mit den Schritten einer Königin.

## DIE BESCHIMPFUNG

Albert von Morcerf war an demselben Tag, an dem die Verhandlung in der Pairskammer stattfand, durch den Brief eines Freundes aus der Normandie, wo er sich auf der Besitzung des Grafen von Monte Christo aufhielt, nach Paris zurückgerufen worden und auf der Stelle dahin abgereist.

Er erfuhr, daß Danglars wegen der Affäre in Janina Erkundigungen eingezogen hatte, und war zu dem Bankier gegangen, um ihn zur Rede zu stellen. Dieser hatte ihm gesagt, daß er dem Grafen von Monte Christo gegenüber erwähnt habe, daß ihm immer dunkel geblieben sei, wo das Vermögen des Generals herstamme. Er wisse nur so viel, daß er es in Griechenland erworben habe. Darauf habe ihm der Graf von Monte Christo geraten, nach Janina zu schreiben, und er habe sich doch wohl nach der Vergangenheit des Mannes, der der Schwiegervater seiner Tochter werden sollte, erkundigen können. Er, Danglars, habe dem Grafen von Monte Christo die Antwort, die er aus Janina erhalten hatte, mitgeteilt, die Artikel in den Zeitungen aber nicht veranlaßt.

Albert, der seinen Vater stets für einen Ehrenmann gehalten hatte, war von den Ereignissen wie von einem Donnerschlag getroffen; aber er wollte wenigstens von denen Genugthuung haben, die daran schuld waren, daß diese Dinge in die Öffentlichkeit gezerrt wurden. Umstände, denen er bis dahin keine Beachtung geschenkt hatte, wurden in seiner Erinnerung wieder lebendig. Monte Christo hatte alles gewußt, da er die Tochter Ali Paschas gekauft hatte, und er

hatte Danglars den Rat gegeben, nach Janina zu schreiben. Monte Christo hatte seinem Wunsche, Haidee vorgestellt zu werden, nachgegeben, hatte die Unterhaltung auf den Tod Ali Paschas gebracht und das junge Mädchen veranlaßt, dessen Geschichte zu erzählen. Der Graf hatte einige Worte griechisch gesprochen; jedenfalls hatte er ihr gesagt, daß sie den Namen des französischen Offiziers nicht nennen solle, wie er auch ihn selbst gebeten hatte, den Namen seines Vaters in Gegenwart des jungen Mädchens nicht zu nennen. Endlich hatte er Albert in die Normandie mitgenommen in dem Augenblick, da er wußte, daß der Schlag gegen seinen Vater geführt werden sollte. Es war nicht daran zu zweifeln, alles war Berechnung, und Monte Christo stand jedenfalls im Einvernehmen mit den Feinden seines Vaters.

Albert war mit seinem Freund Beauchamp vor dem Haus Avenue des Champs-Élysées Nr. 30 vorgefahren. Der Graf von Monte Christo war nach Paris zurückgekehrt, befand sich aber im Bad und hatte Baptistin verboten, irgend jemand, es sei, wer es wolle, vorzulassen.

»Aber nach dem Bade?« fragte Albert.

»Wird der gnädige Herr dinieren.«

»Und nach dem Diner?«

»Wird der gnädige Herr eine Stunde schlafen.«

»Und dann?«

»Dann wird er in die Oper gehen.«

»Wissen Sie das gewiß?« fragte Albert.

»Ganz gewiß; der Herr Graf hat seinen Wagen auf Punkt acht Uhr bestellt.«

»Gut«, erwiderte Albert, »weiter wollte ich nichts wissen.« Dann wandte er sich an Beauchamp: »Wenn Sie etwas zu tun haben, tun Sie es sofort; haben Sie für heute abend etwas verabredet, so verschieben Sie es auf morgen. Sie verstehen, ich rechne darauf, daß Sie mit mir zur Oper gehen. Wenn Sie können, bringen Sie Château-Renaud mit.«

Beauchamp versprach Albert, ihn um ein Viertel vor acht Uhr abzuholen. Als Albert wieder nach Hause zurückgekehrt war, schrieb er an Château-Renaud, Debray und Morrel und teilte ihnen den Wunsch mit, sie heute in der Oper zu treffen. Dann suchte er seine Mutter auf, die seit den Ereignissen des vorhergehenden Tages für niemand zu sprechen war; sie lag zu Bett, gebrochen von dem Schmerz über diese öffentliche Demütigung. Sie drückte ihrem Sohn die Hand und brach in Schluchzen aus.

Albert blieb einen Augenblick mit bleichem Gesicht und zusammengezogenen Brauen stumm vor seiner Mutter stehen.

»Mutter«, sagte er, »kennen Sie irgendeinen Feind des Herrn von Morcerf?«

Mercedes fuhr zusammen; sie hatte bemerkt, daß der junge Mann nicht gesagt hatte: meines Vaters.

»Mein Sohn«, sagte sie, »Leute in der Stellung des Grafen haben viele Feinde, die sie nicht kennen. Übrigens weißt du ganz gut, daß die Feinde, die man kennt, nicht die gefährlichsten sind.«

»Ja, das weiß ich, und deshalb bitte ich Sie, Ihren ganzen Scharfsinn anzuwenden. Sie sind eine so kluge Frau, daß Ihnen nichts entgeht.«

»Warum sagst du mir das?«

»Weil Sie zum Beispiel bemerkt haben, daß der Graf von Monte Christo auf unserm Ball nichts hat genießen wollen.«

Mercedes setzte sich in größter Erregung auf.

»Der Graf von Monte Christo!« rief sie. »Und in welcher Beziehung steht das zu deiner Frage?«

»Sie wissen, Mutter, der Graf von Monte Christo ist fast ein Orientale, und die Orientalen genießen nie etwas bei ihren Feinden, um sich volle Freiheit für ihre Rache zu bewahren.«

»Der Graf von Monte Christo unser Feind, sagst du, Albert?« fragte Mercedes, indem sie weißer wurde als ein Laken. »Wer hat dir das gesagt? Warum? Du bist wahnsinnig, Albert. Der Graf von Monte Christo ist sehr zuvorkommend gegen uns; er hat dir das

Leben gerettet; du selbst hast ihn uns vorgestellt. Oh, ich bitte dich, mein Sohn, wenn du solch einen Gedanken hättest, so weise ihn von dir, und wenn ich dir einen Rat geben, ja, ich will noch mehr sagen, wenn ich eine Bitte an dich richten darf, so stelle dich gut mit ihm.«

»Liebe Mutter«, entgegnete der junge Mann mit einem finstern Blick, »Sie haben Ihren Grund dafür, daß Sie mir sagen, mich mit ihm gut zu stellen.«

»Ich!« rief Mercedes errötend.

»Ja, jedenfalls, und nicht wahr, dieser Grund ist, damit dieser Mann davon abgehalten wird, uns Böses zuzufügen?«

Mercedes erschauerte und sah ihren Sohn forschend an. »Du sprichst seltsam«, sagte sie. »Was hat dir denn der Graf getan? Vor drei Tagen warst du mit ihm in der Normandie; vor drei Tagen sahen ich und auch du ihn als deinen besten Freund an.«

Ein spöttisches Lächeln umspielte Alberts Lippen. Mercedes sah dieses Lächeln und erriet alles; aber klug und stark, wie sie war, verbarg sie ihre Unruhe und ihr Zittern.

Albert ließ die Unterhaltung fallen; die Gräfin nahm sie nach einem Augenblick wieder auf.

»Du kamst, um mich zu fragen, wie es mir gehe«, sagte sie; »ich antworte offen, daß ich mich nicht wohl fühle. Du solltest dich hier einrichten, Albert. Du würdest mir Gesellschaft leisten; ich habe es sehr nötig, nicht allein zu sein.«

»Liebe Mutter, ich würde mit großer Freude zu Ihrer Verfügung stehen, wenn mich nicht eine eilige und wichtige Sache zwänge, Sie den ganzen Abend zu verlassen.«

»Gut«, antwortete Mercedes mit einem Seufzer; »geh, Albert, ich will dich nicht zum Sklaven deiner Kindesliebe machen.«

Albert tat, als ob er das nicht hörte, verabschiedete sich von seiner Mutter und ging. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, ließ Mercedes einen vertrauten Diener kommen und befahl ihm, Albert am Abend überallhin zu folgen und ihr sofort über jeden seiner

Schritte zu berichten. Dann ließ sie sich, so krank sie war, von ihrer Kammerjungfer ankleiden, um für alle Fälle bereit zu sein.

Der Auftrag, den Mercedes dem Diener gegeben hatte, war nicht schwierig auszuführen. Albert begab sich in seine Wohnung und kleidete sich wie für eine ernste Feierlichkeit. Zehn Minuten vor acht kam Beauchamp; er hatte Château-Renaud gesehen, der versprochen hatte, sich in seiner Loge neben dem Orchester zu befinden, noch bevor der Vorhang sich öffnete. Beide bestiegen den Wagen Alberts, der, da er keinen Grund hatte zu verbergen, wohin es ging, laut sagte: »In die Oper!«

Die Vorstellung hatte noch nicht begonnen. Château-Renaud war auf seinem Platz, und da er durch Beauchamp von allem unterrichtet war, brauchte ihm Albert keine Erklärung zu geben. Das Vorgehen des Sohnes, der seinen Vater zu rächen suchte, war so natürlich, daß Château-Renaud nicht versuchte ihn davon abzubringen. Er versicherte ihm, daß er zu seiner Verfügung stehe. Debray war noch nicht angekommen, aber Albert wußte, daß er selten eine Vorstellung der Oper verfehlte, und schritt noch in den Gängen auf und ab; er hoffte Monte Christo zu treffen. Die Glocke rief ihn an seinen Platz, und er setzte sich in die Loge zwischen Château-Renaud und Beauchamp. Aber seine Augen verließen nicht die Loge des Grafen, die während des ganzen ersten Aktes leer blieb.

Endlich, als Albert zum hundertstenmal wohl nach der Uhr sah, öffnete sich bei Beginn des zweiten Aktes die Tür der Loge. Monte Christo trat schwarz gekleidet ein und stützte sich auf die Brüstung, um in den Saal zu sehen. Morrel folgte ihm und sah sich nach seiner Schwester und seinem Schwager um; er bemerkte sie in einer Loge des zweiten Ranges und grüßte sie.

Der Graf bemerkte bei seinem Rundblick im Saal ein blasses Gesicht und zwei funkelnde Augen, die seine Blicke zu suchen schienen; er erkannte Albert wohl, aber der Ausdruck, den er auf diesem Gesicht bemerkte, riet ihm jedenfalls, sich den Anschein zu geben, als ob er ihn nicht gesehen habe. Ohne deshalb eine Bewegung

zu machen, die seine Gedanken offenbarte, setzte er sich, zog sein Opernglas aus dem Futteral und sah nach einer andern Seite.

Aber wenn der Graf auch Albert nicht zu sehen schien, verlor er ihn doch nicht aus den Augen, und als der Vorhang nach dem zweiten Akt fiel, folgte sein Blick dem jungen Mann, der, von seinen beiden Freunden begleitet, seine Loge verließ. Der Graf fühlte das Gewitter an sich herankommen, und als er den Schlüssel in seiner Logentür drehen hörte, wußte er, obgleich er in dem Augenblick mit seinem heitersten Gesicht mit Morrel sprach, woran er war. Er hatte sich auf alles gefaßt gemacht.

Die Tür wurde geöffnet. Erst da wandte Monte Christo sich um und bemerkte Albert, blaß und zitternd; hinter ihm standen Beauchamp und Château-Renaud.

»Sieh da!« sagte er mit der wohlwollenden Höflichkeit, die seinen Gruß gewöhnlich von den nichtssagenden Redensarten der Gesellschaft unterschied. »Glücklich angekommen? Guten Abend, Herr von Morcerf.« Und das Gesicht dieses Mannes, der so seltsam Herr seiner selbst war, drückte die größte Herzlichkeit aus. Jetzt erst erinnerte sich Morrel des Briefes, den er von dem Vicomte erhalten hatte und worin dieser ihn ohne weitere Erklärung bat, die Oper zu besuchen; er begriff, daß sich etwas Furchtbares ereignen würde.

»Wir kommen nicht hierher, um heuchlerische Höflichkeiten oder falsche Freundschaftsbekundungen auszutauschen«, sagte der junge Mann, »sondern um eine Erklärung von Ihnen zu fordern, Herr Graf.«

Die Stimme des jungen Mannes zitterte.

»Eine Erklärung in der Oper?« fragte der Graf mit seiner ruhigen Stimme und seinem durchdringenden Blick. »Sowenig vertraut ich auch mit den Pariser Gewohnheiten bin, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß das der Platz wäre, wo man Erklärungen fordert.«

»Wenn sich die Leute aber verleugnen lassen«, antwortete Albert, »wenn man nicht zu ihnen gelangt, weil sie vorschützen, im Bad,

bei Tisch oder im Bett zu sein, so muß man sich da an sie halten, wo man sie findet.«

»Ich bin nicht schwer zu finden«, sagte Monte Christo, »denn noch gestern waren Sie, wenn ich ein gutes Gedächtnis habe, bei mir.«

»Gestern«, entgegnete der junge Mann, »war ich bei Ihnen, weil ich nicht wußte, wer Sie waren.«

Bei diesen Worten hatte Albert seine Stimme erhoben, so daß die Leute in den benachbarten Logen ihn hörten, ebenso die im Gang Vorübergehenden. Die ersteren wandten sich um, und die letzteren blieben hinter Beauchamp und Château-Renaud stehen.

»Wo kommen Sie her, mein Herr?« sagte Monte Christo ohne die geringste erkennbare Erregung. »Sie scheinen nicht bei Sinnen zu sein.«

»Wenn ich Ihre Falschheit erkenne und es mir gelingt, Ihnen begreiflich zu machen, daß ich mich dafür rächen will, so werde ich immer noch vernünftig genug sein«, entgegnete Albert wütend.

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte Monte Christo, »und selbst wenn ich Sie verstehe, sprächen Sie immer noch zu laut. Ich bin hier bei mir, ich allein habe das Recht, hier lauter zu sprechen als die andern. Gehen Sie!« Und Monte Christo wies mit einer befehlenden Bewegung nach der Logentür.

»Oh, ich werde Sie schon herausbringen!« entgegnete Albert, indem er mit den Händen seinen Handschuh zerdrückte, den der Graf nicht aus den Augen ließ.

»Gut«, sagte Monte Christo gleichmütig; »Sie suchen Streit mit mir, das sehe ich; aber einen Rat gebe ich Ihnen, Vicomte, und merken Sie sich den wohl: Es ist eine schlechte Sitte, beim Herausfordern Lärm zu machen. Das paßt nicht für jeden, Herr von Morcerf.«

Bei diesem Namen ging ein Murmeln des Erstaunens durch die Zuhörer dieses Auftritts; seit gestern war der Name Morcerf in aller Munde.

Albert verstand sofort und besser als alle andern die Anspielung und machte eine Bewegung, um dem Grafen seinen Handschuh

ins Gesicht zu werfen; aber Morrel erfaßte seine Hand, während Beauchamp und Château-Renaud in der Besorgnis, daß die Szene über die Grenze einer Herausforderung hinausgehen möchte, ihn von hinten zurückhielten.

Aber Monte Christo streckte, ohne aufzustehen, die Hand aus, nahm dem jungen Mann den feuchten und zerknitterten Handschuh aus der Hand und sagte mit einer furchtbaren Stimme: »Mein Herr, ich nehme Ihren Handschuh als geworfen an und werde ihn um eine Kugel gerollt zurückschicken. Jetzt entfernen Sie sich von hier, oder ich rufe meine Bedienten und lasse Sie hinauswerfen.«

Albert trat zwei Schritte zurück; Morrel benutzte diese Gelegenheit, um die Tür zu schließen.

Monte Christo nahm sein Opernglas und sah sich wieder im Saal um, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Dieser Mann hatte ein Herz von Erz und ein Gesicht von Marmor. Morrel beugte sich zu seinem Ohr.

»Was haben Sie ihm getan?« fragte er.

»Ich? Nichts, persönlich wenigstens nicht«, antwortete Monte Christo.

»Dieser sonderbare Auftritt muß doch einen Grund haben.«

»Das Abenteuer des Grafen von Morcerf hat den armen jungen Mann aufgebracht.«

»Haben Sie damit etwas zu tun?«

»Die Kammer ist durch Haidee von dem Verrat seines Vaters unterrichtet worden.«

»In der Tat«, sagte Morrel, »man hat mir gesagt, daß diese griechische Sklavin, mit der ich Sie manchmal hier in der Oper gesehen habe, die Tochter Ali Paschas sei, aber ich habe es nicht glauben wollen.«

»Es ist indessen die Wahrheit.«

»Oh, dann verstehe ich; diese Szene war gut überlegt.«

»Wieso?«

»Albert hat mich schriftlich gebeten, heute abend in die Oper zu kommen; ich sollte also Zeuge der Beleidigung sein, die er Ihnen antun wollte.«

»Wahrscheinlich«, entgegnete Monte Christo mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

»Aber was werden Sie mit ihm tun?«

»Mit wem?«

»Mit Albert.«

»Mit Albert? So wahr Sie hier sind und ich Ihnen die Hand drücke, werde ich ihn morgen vor zehn Uhr morgens töten.«

Morrel nahm die Hand Monte Christos und erschauerte, als er diese kalte und ruhige Hand fühlte.

»Oh, Graf«, sagte er, »sein Vater liebt ihn so sehr!«

»Sagen Sie mir das nicht«, rief Monte Christo, der zum erstenmal an diesem Abend zornig zu werden schien, »ich würde ihn leiden machen!«

Morrel ließ bestürzt die Hand Monte Christos fallen, »Graf, Graf!« sagte er.

»Mein lieber Maximilian«, unterbrach ihn der Graf, »hören Sie, wie schön Duprez singt: ›Oh, Mathilde, Abgott meiner Seele!‹ Sehen Sie, ich habe Duprez in Neapel entdeckt und ihm zuerst applaudiert. – Bravo, bravo!«

Morrel sah ein, daß weitere Worte unnütz waren, und wartete. Der Vorhang fiel. Man klopfte an die Tür.

»Herein!« sagte Monte Christo, ohne daß seine Stimme die geringste Erregung verriet. Beauchamp erschien.

»Guten Abend, Herr Beauchamp«, sagte Monte Christo, als ob er den Journalisten heute zum erstenmal sähe; »setzen Sie sich.«

Beauchamp grüßte, trat ein und setzte sich. »Herr Graf«, sagte er, »ich begleitete vorhin, wie Sie gesehen haben, Herrn von Morcerf.«

»Das will sagen«, entgegnete Monte Christo lachend, »daß Sie wahrscheinlich zusammen diniert haben. Es freut mich, Herr Beauchamp, zu sehen, daß Sie nüchterner sind als er.«

»Herr Graf«, antwortete Beauchamp, »ich gestehe, daß es unrecht von Albert war, sich hinreißen zu lassen, und ich komme, um für meine Person um Entschuldigung zu bitten. Jetzt, da ich mich entschuldigt habe, verstehen Sie wohl, wenn ich Sie als Ehrenmann bitte, mir einige Erklärungen über Ihre Beziehungen zu den Leuten von Janina zu geben; dann werde ich zwei Worte über diese junge Griechin hinzufügen.«

Monte Christo machte mit den Lippen und den Augen eine Bewegung, die Stillschweigen heischte. »Nun«, sagte er lachend, »da sind alle meine Hoffnungen zerstört.«

»Wieso?« fragte Beauchamp.

»Erst lassen Sie es sich angelegen sein, mir den Ruf eines Sonderlings zu verschaffen, dann auf einmal behandeln Sie mich wie jeden andern gewöhnlichen Menschen und verlangen Erklärungen von mir. Gehen Sie doch, Herr Beauchamp, Sie scherzen.«

»Aber es gibt Umstände«, entgegnete Beauchamp mit Stolz, »wo die Rechtlichkeit gebietet ....«

»Herr Beauchamp«, unterbrach ihn der seltsame Mann, »dem Grafen von Monte Christo befiehlt der Graf von Monte Christo. Also kein Wort von alledem, wenn ich bitten darf. Ich tue, was ich will, Herr Beauchamp, und glauben Sie mir, das ist immer sehr gut getan.«

»Herr Graf«, antwortete der junge Mann, »mit solcher Münze bezahlt man anständige Leute nicht; es bedarf Bürgschaften der Ehre.«

»Mein Herr, ich bin eine lebende Bürgschaft«, entgegnete Monte Christo gelassen, aber in seinen Augen flammten drohende Blitze. »Wir haben beide in unsern Adern Blut, das wir zu vergießen Lust haben; das ist unsre gegenseitige Bürgschaft. Bringen Sie dem Vicomte

diese Antwort und sagen Sie ihm, daß ich morgen vor zehn Uhr sein Blut gesehen haben werde.«

»Es bleibt mir also nur übrig, die Bedingungen des Zweikampfes festzulegen«, sagte Beauchamp.

»Die sind mir vollständig gleichgültig«, entgegnete Monte Christo; »es war also überflüssig, daß Sie mich wegen solch einer Kleinigkeit im Theater störten. Sagen Sie dem Herrn, der Sie geschickt hat, daß ich ihm, um bis zum Ende ein Sonderling zu sein, obgleich ich der Beleidigte bin, die Wahl der Waffen überlasse und alles annehmen werde; alles, verstehen Sie? Selbst den Kampf durchs Los, was stets dumm ist. Aber bei mir ist es etwas andres: Ich bin sicher, daß ich gewinne.«

»Sicher, daß Sie gewinnen?« wiederholte Beauchamp erstaunt.

»Nun, gewiß«, entgegnete Monte Christo, indem er leicht die Schultern zuckte. »Ohne das würde ich mich nicht mit Herrn von Morcerf schlagen. Ich werde ihn töten, es muß sein und wird sein. Lassen Sie mich heute abend die Waffe und die Zeit wissen.«

»Auf Pistolen, um acht Uhr morgens im Gehölz von Vincennes«, sagte Beauchamp, der nicht wußte, ob er es mit einem Prahler oder einem übernatürlichen Wesen zu tun hatte.

»Gut, mein Herr«, entgegnete Monte Christo. »Jetzt, da alles geregelt ist, lassen Sie mich, bitte, die Vorstellung hören und sagen Sie Ihrem Freund Albert, daß er heute abend nicht wiederkomme; er würde sich mit seinen geschmacklosen Auftritten nur in schlechtes Licht setzen. Lassen Sie ihn nach Hause gehen und schlafen.«

Beauchamp entfernte sich erstaunt.

»Jetzt«, sagte Monte Christo, indem er sich zu Morrel wandte, »rechne ich auf Sie, nicht wahr?«

»Gewiß«, entgegnete Morrel, »Sie können über mich verfügen, Graf; indessen ...«

»Was?«

»Es wäre wichtig, daß ich den wahren Grund erführe ...«

»Das heißt, Sie schlagen es mir ab?«

»Nein.«

»Der wahre Grund?« sagte der Graf. »Dieser junge Mann selbst kennt ihn nicht. Nur ich kenne ihn und Gott kennt ihn; aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Morrel, daß Gott, der ihn kennt, für uns sein wird.«

»Das genügt«, entgegnete Morrel. »Wer ist Ihr zweiter Zeuge?«

»Ich kenne in Paris niemand, dem ich diese Ehre antun will, als Sie und Ihren Schwager Emanuel. Glauben Sie, daß er mir diesen Dienst erweisen wird?«

»Ich bürgе Ihnen für ihn wie für mich.«

»Gut, weiter ist nichts nötig. Morgen früh um sieben Uhr in meiner Wohnung, nicht wahr?«

»Wir werden dort sein.«

»Pst! Der Vorhang geht auf, lassen Sie uns zuhören. Ich pflege nie eine Note von dieser Musik zu verlieren; eine herrliche Oper, dieser ›Wilhelm Tell!«

## DIE NACHT

Der Graf von Monte Christo wartete nach seiner Gewohnheit, bis Duprez sein berühmtes »Folge mir!« gesungen hatte; dann erhob er sich und ging. Vor der Tür verabschiedete er sich ruhig und lächelnd von Morrel, stieg in seinen Wagen und war fünf Minuten darauf zu Hause. Als er eintrat, sagte er zu Ali:

»Ali, die Pistolen mit den Elfenbeinkolben!«

Ali brachte seinem Herrn den Kasten, und Monte Christo, der dabei war, sein Leben aufs Spiel zu setzen, prüfte sie sorgfältig. Es waren besonders gearbeitete Pistolen, die der Graf sich hatte machen lassen, um in seinen Gemächern nach der Scheibe zu schießen. Ein Zündhütchen genügte, um die Kugel aus dem Lauf zu treiben; im Nebenzimmer war schon nichts mehr davon zu hören.

Er suchte eben sein Ziel auf einer kleinen Blechplatte, die ihm als Scheibe diente, da wurde die Tür seines Arbeitszimmers geöffnet und Baptistin trat ein. Aber ehe er noch den Mund geöffnet hatte, bemerkte der Graf durch die offen gebliebene Tür im Halbdunkel des Nebenzimmers eine verschleierte Dame, die Baptistin gefolgt war. Die Dame hatte die Pistole in der Hand des Grafen und zwei Säbel auf einem Tisch bemerkt; mit einer schnellen Bewegung trat sie ins Zimmer. Baptistin befragte seinen Herrn mit dem Blick; der Graf machte ein Zeichen, Baptistin ging und schloß die Tür hinter sich.

»Wer sind Sie, meine Gnädige?« fragte der Graf die Verschleierte.

Die Unbekannte warf einen Blick umher, wie um sich zu vergewissern, daß sie allein waren, dann neigte sie sich, als ob sie hätte niederknien wollen, faltete die Hände und sagte mit dem Ausdruck der Verzweiflung: »Edmund, Sie werden meinen Sohn nicht töten!«

»Welchen Namen haben Sie da ausgesprochen, Frau von Morcerf?« fragte der Graf.

»Den Ihren!« rief sie, indem sie ihren Schleier zurückwarf, »den Ihren, den vielleicht ich allein nicht vergessen habe. Edmund, nicht Frau von Morcerf kommt zu Ihnen, sondern Mercedes.«

»Mercedes ist tot, gnädige Frau«, sagte Monte Christo, »und ich kenne niemand dieses Namens mehr.«

»Mercedes lebt, und Mercedes erinnert sich, denn sie allein hat Sie erkannt, als sie Sie gesehen hat, ja schon vorher, als sie nur Ihre Stimme gehört hat, und seit dieser Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt, überwacht Sie und fürchtet Sie, und sie für ihre Person braucht nicht die Hand zu suchen, die den Streich gegen Herrn von Morcerf geführt hat.«

»Ferdinand wollen Sie sagen, gnädige Frau«, entgegnete Monte Christo mit bitterer Ironie; »da wir einmal dabei sind, unsre Namen wieder hervorzusuchen, so wollen wir sie auch alle hervorsuchen.«

Monte Christo hatte den Namen Ferdinand mit solch einem Ausdruck des Hasses ausgesprochen, daß Mercedes einen Schreckensschauer durch ihren Körper rieseln fühlte.

»Sie sehen, Edmund, daß ich mich nicht getäuscht habe«, rief Mercedes, »und daß ich recht habe, Ihnen zu sagen: Schonen Sie meinen Sohn!«

»Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich Ihrem Sohn etwas tun wollte?«

»Niemand, aber einer Mutter ist es gegeben, das Kommende vor auszusehen. Ich habe alles erraten, bin ihm heute abend in die Oper gefolgt und habe, in einer Parterreloge verborgen, alles gesehen.«

»Wenn Sie alles gesehen haben, so haben Sie also gesehen, daß der Sohn Ferdinands mich öffentlich beschimpft hat?« sagte Monte Christo mit schrecklicher Ruhe.

»Oh, Barmherzigkeit!«

»Sie haben gesehen«, fuhr der Graf fort, »daß er mir seinen Handschuh ins Gesicht geworfen hätte, wenn einer meiner Freunde, Herr Morrel, ihm nicht den Arm festgehalten hätte.«

»Hören Sie mich an. Mein Sohn hat Sie gleichfalls durchschaut; er schreibt Ihnen das Unglück zu, das seinen Vater getroffen hat.«

»Gnädige Frau«, sagte Monte Christo, »Sie verwechseln die Begriffe; nicht ein Unglück hat Herrn Morcerf getroffen, sondern die Strafe.«

»Und warum wollen Sie der Vollstrecker sein?« rief Mercedes. »Was geht Sie Janina und sein Wesir an? Welches Unrecht hat Ferdinand Mondego Ihnen getan, als er Ali Tebelin verriet?«

»Ganz recht, das ist eine Angelegenheit zwischen dem fränkischen Offizier und der Tochter Vasilikis und geht mich nichts an«, antwortete Monte Christo, »und wenn ich geschworen habe, mich zu rächen, so galt es weder dem fränkischen Offizier noch dem Grafen von Morcerf: Es galt dem Fischer Ferdinand, dem Gatten der Katalonierin Mercedes.«

»Oh«, rief die Gräfin, »welche schreckliche Rache für eine Schuld, die das Verhängnis mich hat begehen lassen! Denn ich bin die Schuldige, Edmund, und wenn Sie an jemand Rache zu nehmen haben, so bin ich's, der die Kraft gefehlt hat, ihre Verlassenheit zu ertragen, während Sie abwesend waren.«

»Aber warum war ich abwesend«, fragte Monte Christo, »warum waren Sie verlassen?«

»Weil man Sie gefangenhielt, Edmund.«

»Und warum war ich gefangen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Mercedes.

»Nein, Sie wissen es nicht; ich hoffe es wenigstens. Nun wohl, ich will es Ihnen sagen. Ich wurde ins Gefängnis geworfen, weil einen

Tag vor unsrer festgesetzten Hochzeit in der Laube der ›Réserve‹ ein Mann namens Danglars diesen Brief geschrieben hatte, den der Fischer Ferdinand auf die Post gab.«

Monte Christo ging an einen Schreibtisch, zog eine Schublade heraus und entnahm ihr ein vergilbtes Papier. Er hielt die verblaßten Schriftzüge Mercedes vor die Augen. Es war der Brief Danglars' an den Staatsanwalt, den Monte Christo, als er unter der Maske eines Beauftragten des Hauses Thomson und French Herrn von Boville zweihunderttausend Franken ausgezahlt hatte, den Akten über Edmund Dantès entnommen hatte.

Mercedes las den Brief mit Entsetzen.

»Oh, mein Gott!« sagte sie, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr. »Und dieser Brief ...«

»Ich habe ihn mit zweihunderttausend Franken bezahlt«, entgegnete Monte Christo; »aber das ist noch billig, da er es mir heute ermöglicht, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen.«

»Und die Folge dieses Briefes?«

»Sie wissen es, es war meine Festnahme; aber Sie wissen nicht, wie lange meine Gefangenschaft gedauert hat; wissen nicht, daß ich vierzehn Jahre eine Viertelmeile von Ihnen entfernt in einem Verlies des Schlosses If zugebracht habe; wissen nicht, daß ich jeden Tag dieser vierzehn Jahre das Rachegeübde erneuert habe, das ich am ersten Tag getan hatte; und dennoch wußte ich nicht, daß Sie Ferdinand geheiratet hatten und daß mein Vater Hungers gestorben war!«

»Gerechter Gott!« rief Mercedes wankend.

»Aber das erfuhr ich, als ich nach vierzehn Jahren aus dem Gefängnis kam, und da habe ich bei der lebenden Mercedes und meinem toten Vater geschworen, mich an Ferdinand zu rächen, und ich räche mich.«

»Und Sie sind sicher, daß der unglückliche Ferdinand dies getan hat?«

»Bei meiner Seele, er hat es getan. Übrigens, ist es nicht viel schlimmer, daß er als französischer Staatsangehöriger zu den Engländern

übergegangen ist, daß er als geborener Spanier gegen die Spanier gekämpft hat, daß er als Söldling Alis diesen verraten und ermordet hat? Was ist solchen Dingen gegenüber der Brief, den Sie eben gelesen haben? Eine kleine Verleumdung aus Liebe, die, das begreife ich, die Frau, die diesen Mann geheiratet hat, vergeben muß, die aber der Geliebte nicht vergibt, der sie heiraten wollte. Nun wohl, die Franzosen haben sich nicht an dem Verräter gerächt, die Spanier haben ihn nicht füsiliert, und der im Grabe ruhende Ali hat ihn unbestraft gelassen; aber ich, der Verratene, Gemordete, ins Grab Geworfene, ich bin aus dem Grab herausgestiegen und bin es Gott schuldig, mich zu rächen; er sendet mich dazu her, und hier bin ich.«

Die arme Frau ließ ihren Kopf zwischen die Hände sinken; sie fiel auf die Knie.

»Verzeihen Sie, Edmund«, sagte sie, »verzeihen Sie meinerwegen, die ich Sie noch liebe.«

Die Würde der Gattin gebot dem Ausbruch der Liebenden Halt. Ihre Stirn neigte sich fast bis auf den Teppich. Der Graf eilte auf sie zu und hob sie auf. Sie sank auf einen Stuhl und betrachtete durch ihre Tränen das männliche Gesicht Monte Christos, auf dem Schmerz und Haß sich drohend ausprägten.

»Ich sollte dieses verwünschte Geschlecht nicht zertreten«, sagte er, »sollte Gott nicht gehorchen, der mich zu seiner Bestrafung dem Leben wiedergegeben hat! Unmöglich, unmöglich!«

»Edmund«, sagte die arme Mutter, die kein Mittel unversucht lassen wollte, »wenn ich Sie Edmund nenne, warum nennen Sie mich nicht Mercedes?«

»Mercedes«, wiederholte Monte Christo, »Mercedes! Wohlan denn, ja, Sie haben recht, dieser Name ist mir noch süß auszusprechen. O Mercedes, ich habe Ihren Namen ausgesprochen mit den Seufzern der Schwermut, mit dem Stöhnen des Schmerzes, mit dem Röcheln der Verzweiflung; ich habe ihn ausgesprochen, starr vor Kälte, zusammengekauert auf dem Stroh, habe ihn ausgesprochen, während

ich mich, von Hitze verzehrt, auf den Fliesen meines Kerkers wälzte. Mercedes, ich muß mich rächen; denn vierzehn Jahre habe ich gelitten, geweint, geflucht; jetzt, Mercedes, muß ich mich rächen.«

Der Graf rief seine Erinnerungen zu Hilfe, um sich in seinem Haß zu bestärken und davor zu bewahren, den Bitten der Frau, die er so sehr geliebt hatte, nachzugeben.

»Rächen Sie sich, Edmund«, rief die arme Mutter; »rächen Sie sich an dem Schuldigen, an ihm, an mir, aber nicht an meinem Sohn!«

»Die Heilige Schrift sagt«, antwortete Monte Christo: »Die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Da Gott diese Worte seinem Propheten diktiert hat, warum sollte ich besser sein als Gott?«

»Weil Gott über Zeit und Ewigkeit verfügt, der Mensch aber nicht.«

Monte Christo stieß einen Seufzer aus, der einem Aufschrei glich, und faßte sich mit beiden Händen ins Haar.

»Edmund«, fuhr Mercedes fort, indem sie die Arme nach dem Grafen ausstreckte, »Edmund, seit ich Sie kenne, habe ich Ihren Namen angebetet, Ihr Andenken hochgehalten. Edmund, mein Freund, löschen Sie das edle und reine Bild, das ich von Ihnen im Herzen trage, nicht aus. Edmund, wenn Sie wüßten, wie viele Gebete ich für Sie zu Gott gesandt habe, solange ich Sie noch unter den Lebenden glaubte und seitdem ich Sie für tot hielt, ja, für tot! Ich glaubte Ihre Leiche im Grund irgendeines finsternen Turmes begraben oder in einen jener Abgründe gestürzt, in die die Gefängniswärter die gestorbenen Gefangenen hinabrollen lassen, und ich weinte! Was konnte ich für Sie tun als beten oder weinen? Hören Sie mich an: Zehn Jahre lang habe ich jede Nacht denselben Traum gehabt. Man hat erzählt, daß Sie hätten fliehen wollen, daß Sie die Stelle eines anderen Gefangenen eingenommen hätten, in das Grabtuch eines Toten gekrochen seien und daß man Sie dann von den Felsen des Schlosses If herabgeworfen habe; erst der Schrei, den Sie beim Aufprall auf die Felsen ausgestoßen haben, soll Ihren Totengräbern,

die nun Ihre Henker geworden waren, die Verwechslung offenbar gemacht haben. Nun wohl, Edmund, ich schwöre Ihnen bei dem Haupte des Sohnes, für den ich Sie anflehe: Zehn Jahre lang habe ich jede Nacht Menschen gesehen, die etwas Unförmiges auf der Höhe eines Felsens hin und her schwenkten; zehn Jahre lang habe ich jede Nacht einen fürchterlichen Schrei gehört und bin zitternd und vor Schreck erstarrt erwacht. Und auch ich, Edmund, glauben Sie mir, so schuldig ich war, auch ich habe viel gelitten!«

»Ist Ihr Vater gestorben, während Sie fern von ihm waren?« rief Monte Christo. »Haben Sie das Weib, das Sie liebten, Ihrem Nebenbuhler die Hand reichen sehen, während Sie in der Tiefe des Verlieses schmachteten ...«

»Nein«, unterbrach ihn Mercedes; »aber ich habe den Mann, den ich liebte, bereit gesehen, der Mörder meines Sohnes zu werden!«

Mercedes sprach diese Worte mit einem so tiefen Schmerz, mit einem so verzweifelten Ton aus, daß ein Schluchzen die Kehle des Grafen zerriß. Der Löwe war gebändigt, der Rächer war besiegt.

»Was fordern Sie?« sagte er. »Daß Ihr Sohn lebe? Gut denn, er wird leben!«

Mercedes stieß einen Schrei aus, der dem Grafen die Tränen in die Augen trieb. »Oh«, rief sie, indem sie die Hand des Grafen ergriff und an die Lippen führte, »oh, Dank, Dank, Edmund! Du bist so, wie ich dich immer geträumt, dich immer geliebt habe. Oh, jetzt kann ich es sagen!«

»Um so mehr«, antwortete Monte Christo, »als der arme Edmund nicht mehr lange Zeit hat, von Ihnen geliebt zu werden. Der Tote wird ins Grab zurückkehren, das Gespenst wieder in der Nacht verschwinden.«

»Was sagen Sie, Edmund?«

»Ich sage, daß ich sterben muß, da Sie es befehlen, Mercedes.«

»Sterben! Wer sagt das? Woher kommen Ihnen diese Todesgedanken?«

»Sie nehmen doch nicht an, daß ich nach dieser öffentlichen Beleidigung vor dem ganzen Theater, vor Ihren Freunden und den Freunden Ihres Sohnes, nach dieser Herausforderung durch ein Kind, das sich mit meiner Verzeihung wie mit einem Siege brüsten wird ... Sie nehmen nicht an, sage ich, daß ich nach alledem noch einen Augenblick das Verlangen habe zu leben. Nach Ihnen, Mercedes, habe ich am meisten mich selbst geliebt, das heißt meine Würde, diese Kraft, die mich andern Männern überlegen machte; diese Kraft war mein Leben. Sie brechen sie mit einem Wort. Ich sterbe.«

»Aber das Duell wird nicht stattfinden, Edmund, da Sie verzeihen.«

»Es wird stattfinden«, sagte Monte Christo feierlich; »nur wird statt des Blutes Ihres Sohnes, das die Erde tränken sollte, das meine fließen.«

Mercedes schrie laut auf und eilte auf Monte Christo zu; plötzlich aber hielt sie inne. »Edmund«, sagte sie, »es gibt einen Gott über uns, da Sie leben, da ich Sie wiedergesehen habe, und ich verlasse mich auf ihn mit ganzem Herzen. Indem ich auf seinen Beistand warte, baue ich auf Ihr Wort. Sie haben gesagt, mein Sohn solle leben; er wird leben, nicht wahr?«

»Er wird leben, ja«, entgegnete Monte Christo, erstaunt, daß Mercedes das Opfer, das er ihr brachte, ohne weitere Worte annahm.

Mercedes reichte ihm die Hand. »Edmund«, sagte sie, die Augen voller Tränen, »wie schön, wie edel ist das, was Sie getan haben; wie erhaben es ist, daß Sie Mitleid mit einer Armen gehabt haben. Ach, ich bin durch den Kummer noch mehr gealtert als durch die Jahre und kann meinen Edmund nicht einmal mehr durch ein Lächeln, durch einen Blick an die Mercedes von früher erinnern. Edmund, ich habe Ihnen gesagt, daß auch ich viel gelitten habe; ich wiederhole es Ihnen, es ist sehr traurig, sein Leben hingehen zu sehen, ohne sich einer einzigen Freude zu erinnern, ohne eine einzige Hoffnung zu bewahren; aber dies beweist, das mit dem Leben hier auf Erden

nicht alles zu Ende ist. Nein, es ist nicht alles zu Ende, ich fühle es an dem, was mir noch im Herzen bleibt. Oh, ich wiederhole es Ihnen, Edmund, es ist schön, es ist erhaben zu verzeihen, wie Sie es getan haben!«

»Sie sagen das, Mercedes; und was würden Sie erst sagen, wenn Sie die Größe des Opfers kennten, das ich Ihnen bringe! Aber Sie können sich keine Vorstellung von dem machen, was ich verliere, indem ich in diesem Augenblick das Leben verliere.«

In den Blicken Mercedes' lag Erstaunen, Bewunderung und Dankbarkeit. Monte Christo stützte seinen Kopf auf die brennenden Hände, als ob sein Kopf das Gewicht seiner Gedanken nicht mehr allein zu tragen vermöchte.

»Edmund«, sagte Mercedes, »ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen.« Der Graf lächelte bitter. »Edmund«, fuhr sie fort, »Sie werden sehen, daß, wenn auch meine Stirn bleich ist, meine Augen erloschen sind, meine Schönheit dahin ist, das Herz doch immer dasselbe ist ...! Leben Sie denn wohl, Edmund; ich habe den Himmel um nichts mehr zu bitten ... Ich habe Sie so edel und groß wie früher wiedergesehen. Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen. Leben Sie wohl, Edmund!«

Der Graf antwortete nicht.

Mercedes öffnete die Tür und war verschwunden, ehe er aus den schmerzlichen Gedanken, in die ihn der Verlust seiner Rache hatte versinken lassen, wieder zu sich gekommen war.

Es schlug ein Uhr, als das Geräusch des Wagens, der Frau von Morcerf davonführte, den Grafen von Monte Christo den Kopf erheben ließ.

»Ich Tor«, sagte er, »daß ich mir an dem Tag, da ich beschloß, mich zu rächen, nicht das Herz aus der Brust gerissen habe!«

## AUF DER WALSTATT

Als Mercedes gegangen war, wurde es wieder dunkel um Monte Christo; sein wacher Geist erschlaffte wie der Körper nach einer großen Anstrengung.

Oh, sagte er sich, während die Lampen und Kerzen traurig herabbrannten und die Diener mit Ungeduld im Vorzimmer warteten, da stürzt das Gebäude, das ich mit so viel Mühe und Sorgen langsam aufgebaut habe, mit einem Schlag zusammen! Nicht den Verlust des Daseins bedaure ich, denn was ist der Tod? Ruhe und Frieden. Nein, nicht das Leben bedaure ich, sondern das Fehlschlagen meiner Pläne. Die Vorsehung, die ich *für sie* glaubte, war also *gegen sie*; Gott wollte also nicht, daß sie ausgeführt würden!

Und alles dies, fuhr er fort, weil mein Herz, das ich tot glaubte, nur betäubt war, weil es wieder erweckt worden ist durch die Stimme einer Frau! Und doch ist es unmöglich, daß diese Frau, deren Herz so edel ist, die Absicht hat, mich töten zu lassen; ihre Mutterliebe kann sie unmöglich so weit verblenden. Nein, sie wird sich irgendeine rührende Szene ausgedacht haben, wird sich zwischen die Säbel werfen, und das wird, so erhaben ihr Auftritt hier war, draußen lächerlich sein!

Die Röte des Stolzes stieg dem Grafen ins Gesicht.

Und die Lächerlichkeit wird auf mich zurückfallen ... Ich lächerlich! Oh, lieber sterben! Ich bin es der Ehre meines Andenkens schuldig, daß die Welt erfährt, daß ich aus freiem Willen meinen

schon zum Treffen erhobenen Arm habe sinken und mich selbst habe treffen lassen!

Er ergriff eine Feder, nahm aus dem geheimen Fach seines Schreibtisches ein Papier, das nichts anderes war als sein schon bei seiner Ankunft in Paris gemachtes Testament, und schrieb eine Art Kodizill, in dem er die Umstände seines Todes klarlegte.

»Ich tue dies, mein Gott«, sagte er, den Blick nach oben richtend, »ebenso sehr für deine Ehre als für die meine. Seit zehn Jahren habe ich mich als den Sendboten deiner Rache betrachtet, und es sollen nicht andere Elende wie dieser Morcerf, es soll nicht ein Danglars, ein Villefort, auch nicht dieser Morcerf selbst, sich einbilden, daß der Zufall sie von ihrem Feinde befreit habe. Sie sollen wissen, daß die Vorsehung, die bereits ihre Bestrafung beschlossen hatte, einzig und allein durch die Macht meines Willens gehemmt worden ist und daß die Züchtigung, die ihnen in dieser Welt erspart geblieben ist, sie in der andern erwartet.«

Unterdessen begann der Tag bleich durch die Fenster zu scheinen; es war fünf Uhr morgens. Plötzlich drang ein leichtes Geräusch an sein Ohr. Er glaubte einen verhaltenen Seufzer gehört zu haben. Er blickte sich um, es war niemand im Zimmer. Das Geräusch wiederholte sich ziemlich deutlich. Monte Christo stand auf und öffnete vorsichtig die Tür des Salons. In einem Lehnstuhl, das schöne Haupt zurückgeneigt, saß Haidee, die sich vor die Tür gesetzt hatte, so daß er sie beim Herauskommen sehen mußte, aber vom Schlaf überwältigt worden war. Monte Christo betrachtete sie mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Bedauern. Mercedes hat sich erinnert, daß sie einen Sohn hat, sagte er sich, und ich habe vergessen, daß ich eine Tochter habe! Er schüttelte traurig den Kopf. Arme Haidee! Sie hat mich sehen wollen, sie hat erraten, daß etwas vorging ... Oh, ich kann nicht scheiden, ohne ihr Lebewohl zu sagen, kann nicht sterben, ohne sie jemand anzuvertrauen!

Er ging an seinen Platz zurück und fügte dem vorher Geschriebenen noch folgendes hinzu:

»Ich vermache Maximilian Morrel, Hauptmann der Spahis und Sohn meines früheren Patrons, des Schiffsreeders Pierre Morrel zu Marseille, die Summe von zwanzig Millionen, wovon er einen Teil seiner Schwester Julie und seinem Schwager Emanuel geben wird, falls er nicht glaubt, daß diese Vergrößerung ihres Vermögens ihr Glück beeinträchtigen könne. Diese zwanzig Millionen befinden sich in meiner Grotte auf der Insel Monte Christo, deren Geheimnis Bertuccio bekannt ist.

Wenn sein Herz frei ist und er Haidee, die Tochter Ali Paschas von Janina, heiraten will, die ich mit der Liebe eines Vaters erzogen habe und die für mich die Zärtlichkeit einer Tochter gehabt hat, so wird er, ich will nicht sagen meinen letzten Willen, aber meinen letzten Wunsch erfüllen.

Vorstehendes Testament hat Haidee schon zur Erbin meines übrigen Vermögens gemacht, das in Güterbesitz, englischen, österreichischen und holländischen Anleihen und Mobiliar in meinen verschiedenen Palästen und Häusern besteht und sich nach Abzug dieser zwanzig Millionen und der meinen Dienern ausgesetzten Legate noch auf ungefähr sechzig Millionen beläuft.«

Er beendete die letzte Zeile, als ein Aufschrei ihm die Feder aus der Hand fallen ließ.

»Haidee«, sagte er, »du hast gelesen?«

Das junge Mädchen war durch das Tageslicht erwacht und hatte sich dem Grafen genähert, ohne daß er ihre leichten Schritte auf dem Teppich gehört hatte.

»Oh, Herr«, sagte sie, die Hände faltend, »warum schreibst du so um diese Stunde? Warum vermachst du mir dein ganzes Vermögen? Du verläßt mich also?«

»Ich will eine Reise machen, mein Engel«, entgegnete Monte Christo mit einem Ausdruck unendlicher Schwermut und Zärtlichkeit, »und wenn mir ein Unglück zustieße ...«

Der Graf hielt inne.

»Nun?« fragte das junge Mädchen.

»Nun, wenn mir ein Unglück zustieße, so soll meine Tochter doch glücklich sein.«

Haidee lächelte traurig und schüttelte den Kopf. »Du denkst ans Sterben, Herr?« fragte sie.

»Das ist ein heilsamer Gedanke, mein Kind, wie der Weise sagt«, entgegnete der Graf.

»Nun wohl, wenn du stirbst«, sagte sie, »so vermache dein Vermögen andern, denn wenn du stirbst ... brauche ich nichts mehr.«

Sie nahm das Papier, riß es in Stücke und warf sie ins Zimmer; dann sank sie bewußtlos auf den Teppich. Monte Christo beugte sich zu ihr und hob sie in seinen Armen auf. Als er dieses schöne Gesicht erblaßt, diese schönen Augen geschlossen, diesen schönen Körper leblos sah, kam ihm zum erstenmal der Gedanke, daß sie ihn vielleicht anders als eine Tochter liebe. Ach! sagte er sich mit einem Gefühl trostloser Entmutigung. Ich hätte also noch glücklich sein können!

Er trug Haidee in ihre Gemächer und übergab die noch immer Ohnmächtige den Händen ihrer Frauen. Dann kehrte er in sein Arbeitszimmer zurück und schrieb das zerrissene Testament von neuem nieder. Als er es versiegelt hatte, kamen Maximilian und Emanuel; es war zwanzig Minuten vor der bestimmten Zeit.

»Ich bin vielleicht zu früh hier, Herr Graf«, sagte Morrel; »aber ich gestehe Ihnen, daß ich nicht eine Minute geschlafen habe. Ich mußte Ihre mutige Sicherheit sehen, um wieder ich selbst zu werden.«

Monte Christo konnte diesem Beweis von Freundschaft nicht widerstehen; er reichte dem jungen Mann nicht die Hand, sondern öffnete ihm beide Arme. »Morrel«, sagte er mit bewegter Stimme, »es ist ein schönes Gefühl für mich, von einem Mann wie Sie geliebt zu werden. Guten Tag, Herr Emanuel. Sie kommen also mit mir, Maximilian?«

»Hatten Sie daran gezweifelt?« fragte der junge Hauptmann.

»Wenn ich jedoch unrecht hätte ...«

»Ich habe Sie gestern während des Auftritts mit Albert beobachtet, habe die ganze Nacht daran gedacht, wie sicher und ruhig Sie waren, und ich habe mir gesagt, daß das Recht auf Ihrer Seite sein müsse, wenn noch irgend etwas auf das Gesicht eines Mannes zu geben ist.«

»Aber Albert ist Ihr Freund.«

»Nur ein Bekannter, Graf.«

»Sie haben ihn und mich an demselben Tag kennengelernt?«

»Ja, allerdings; aber daran mußten Sie mich erst wieder erinnern.«

»Ich danke, Morrel.« Der Graf klingelte. »Hier«, sagte er, als Ali gleich darauf erschien, »laß dies zu meinem Notar bringen. Es ist mein Testament, Morrel; wenn ich tot bin, werden Sie Kenntnis davon nehmen.«

»Wie!« rief Morrel. »Sie tot?«

»Muß man nicht jede Möglichkeit vorher erwägen, lieber Freund? Aber was haben Sie gestern noch gemacht, nachdem Sie mich verlassen hatten?«

»Ich war bei Tortoni, wo ich, wie ich erwartet hatte, Beauchamp und Château-Renaud traf. Ich gestehe Ihnen, daß ich sie suchte.«

»Warum, da alles abgemacht war?«

»Hören Sie, Graf, die Sache ist ernst, unvermeidlich.«

»Zweifeln Sie daran?«

»Nein, die Beleidigung war öffentlich, und jeder sprach schon davon. Aber ich hoffte es zu erreichen, daß anstatt der Pistole der Säbel bestimmt werde. Die Pistole ist blind.«

»Ist es Ihnen gelungen?« fragte Monte Christo lebhaft mit unmerklichem Hoffnungsschimmer.

»Nein, denn man weiß, daß Sie ein Meister im Gebrauch des Säbels sind.«

»Pah, wer hat mich verraten?«

»Die Fechtmeister, die von Ihnen geschlagen worden sind.«

»Und Ihr Bemühen war vergeblich?«

»Sie haben es entschieden abgelehnt.«

»Morrel«, sagte der Graf, »haben Sie mich je mit der Pistole schießen sehen?«

»Nein, nie.«

»Nun, wir haben Zeit, geben Sie acht.«

Monte Christo befestigte ein Treff-As an der Blechscheibe, nahm seine Pistolen vom Tisch und schoß in vier Schüssen hintereinander die vier Teile des Kreuzes fort. Bei jedem Schuß zuckte Morrel zusammen; er besah die Kugeln, mit denen Monte Christo geschossen hatte, und sah, daß sie nicht größer waren als Rehposten. »Das ist fürchterlich«, sagte er; »sieh doch, Emanuel!« Dann zu Monte Christo gewandt:

»Graf, um des Himmels willen, töten Sie Albert nicht! Der Unglückliche hat eine Mutter!«

»Ganz recht«, antwortete Monte Christo, »und ich habe keine.« Diese Worte wurden mit einem Ton gesprochen, der Morrel erbeben machte.

»Sie sind der Beleidigte, Graf, und haben den ersten Schuß.«

»So?«

»Darauf habe ich bestanden; wir haben ihnen genug Zugeständnisse gemacht, so daß wir das verlangen konnten.«

»Und wieviel Schritte?«

»Zwanzig.«

Ein schreckliches Lächeln umspielte die Lippen des Grafen.

»Morrel«, sagte er, »vergessen Sie nicht, was Sie soeben gesehen haben.«

»Ich rechne auch nur auf Ihre Erregtheit, um Albert zu retten.«

»Ich erregt?« sagte Monte Christo.

»Oder auf Ihre Hochherzigkeit, mein Freund; da Sie Ihrer Kugel sicher sind, so kann ich Ihnen etwas sagen, was lächerlich wäre, wenn ich es einem andern sagte.«

»Was?«

»Schießen Sie ihn in den Arm, verwunden Sie ihn, aber töten Sie ihn nicht.«

»Morrel, hören Sie noch eins«, sagte der Graf, »ich brauche nicht dazu aufgefordert werden, Herrn von Morcerf zu schonen; er wird ruhig mit seinen Freunden heimkehren, während ich ...«

»Nun, Sie?«

»Mich wird man zurückschaffen.«

»Um Himmels willen!« rief Morrel außer sich.

»Wie ich Ihnen sage, mein lieber Morrel; Herr von Morcerf wird mich töten.«

Morrel sah den Grafen an, als verstände er ihn nicht mehr. »Was ist Ihnen denn seit gestern abend geschehen, Graf?«

»Was Brutus vor der Schlacht bei Philippi geschehen ist: Ich habe eine Erscheinung gesehen, und diese Erscheinung hat mir gesagt, daß ich genug gelebt hätte.«

Maximilian und Emanuel sahen einander an; Monte Christo zog seine Uhr. »Lassen Sie uns aufbrechen«, sagte er, »es ist fünf Minuten nach sieben, und das Duell ist auf Punkt acht Uhr festgesetzt.«

Ein Wagen wartete; Monte Christo bestieg ihn mit seinen beiden Zeugen. Als sie über den Korridor gingen, war Monte Christo stehengeblieben, um an einer Tür zu lauschen. Maximilian und Emanuel waren aus Rücksicht weitergegangen und glaubten ein Schluchzen durch einen Seufzer beantwortet zu hören.

Um acht Uhr waren sie zur Stelle.

»Wir sind die ersten«, sagte Morrel, der aus dem Wagen sah.

»Entschuldigen Sie«, sagte Baptistin, der seinem Herrn mit unaussprechlichem Schrecken gefolgt war, »aber ich glaube da unter den Bäumen einen Wagen zu bemerken.«

Monte Christo sprang leicht aus dem Wagen und reichte Emanuel und Maximilian die Hand, um ihnen beim Aussteigen behilflich zu sein. Maximilian behielt die Hand des Grafen in der seinen. »Oh«, sagte er, »das ist eine Hand, wie ich sie bei einem Mann, dessen Leben auf der Gerechtigkeit seiner Sache ruht, zu fühlen liebe.«

»Dort gehen zwei junge Herren auf und ab, die uns zu erwarten scheinen«, sagte Emanuel.

Monte Christo hielt Morrel einige Schritte hinter seinem Schwager zurück.

»Maximilian«, fragte er ihn, »ist Ihr Herz frei?«

Morrel sah Monte Christo erstaunt an.

»Ich verlange kein Geständnis von Ihnen, lieber Freund, es ist eine einfache Frage; antworten Sie ja oder nein, weiter verlange ich nichts.«

»Ich liebe ein Mädchen, Graf.«

»Lieben Sie es sehr?«

»Mehr als mein Leben.«

»Nun«, sagte Monte Christo, »da schwindet mir wieder eine Hoffnung.« Dann sagte er mit einem Seufzer zu sich selbst: Arme Haidee!

»Wahrhaftig, Graf«, rief Morrel, »wenn ich Sie nicht so gut kennte, würde ich Sie für weniger tapfer halten, als Sie sind!«

»Weil ich an jemand denke, den ich verlassen werde, und weil ich seufze! Gehen Sie, Morrel, versteht ein Soldat sich so schlecht auf Mut? Bedauere ich das Leben? Was liegt mir, der ich zwanzig Jahre zwischen Leben und Sterben zugebracht habe, daran, ob ich lebe oder sterbe? Übrigens seien Sie ruhig, Morrel, diese Schwäche, wenn es eine ist, sollen nur Sie wahrgenommen haben. Ich weiß, daß die Welt ein Salon ist, den man höflich und anständig verlassen muß, das heißt, indem man grüßt und seine Spielschulden bezahlt.«

»So ist es recht«, sagte Morrel. »Haben Sie Ihre Waffen mitgebracht?«

»Ich, wozu? Ich hoffe doch, daß die Herren die ihren bei sich haben.«

»Ich werde mich erkundigen«, sagte Morrel.

»Ja, aber keine Unterhandlungen, Sie verstehen mich?«

»Oh, seien Sie beruhigt!«

Morrel ging auf Beauchamp und Château-Renaud zu, die, als sie ihn kommen sahen, ihm entgegenschritten. Man grüßte sich, wenn nicht freundschaftlich, so doch höflich.

»Verzeihen Sie, meine Herren«, sagte Morrel, »aber ich bemerke Herrn von Morcerf nicht.«

»Er hat uns heute morgen benachrichtigt, daß er uns erst hier treffen werde«, antwortete Château-Renaud.

»Ah!« äußerte Morrel.

Beauchamp zog seine Uhr. »Fünf Minuten nach acht, es ist noch nicht zu spät, Herr Morrel«, sagte er.

»Oh«, antwortete Morrel, »so habe ich es nicht gemeint.«

»Zudem kommt da ein Wagen«, sagte Château-Renaud.

In der Tat sah man einen Wagen, der sich rasch der Stelle näherte, wo die Herren standen.

»Meine Herren«, sagte Morrel, »Sie haben jedenfalls Pistolen mitgebracht? Der Herr Graf von Monte Christo erklärt, auf das Recht, sich der seinen zu bedienen, zu verzichten.«

»Wir haben vorausgesehen, daß der Graf so vornehm handeln würde, Herr Morrel«, antwortete Beauchamp, »und ich habe Waffen mitgebracht. Sie sind neu und noch von niemand benutzt. Wollen Sie sie untersuchen?«

»Oh, Herr Beauchamp«, entgegnete Morrel, sich verneigend, »wenn Sie mir versichern, daß Herr von Morcerf diese Waffen nicht kennt, so genügt mir Ihr Wort.«

»Meine Herren«, sagte Château-Renaud, »in dem Wagen ist nicht Morcerf gekommen, sondern Franz und Debray.«

In der Tat kamen die beiden genannten jungen Leute langsam auf die Gruppe zu.

»Sie hier, meine Herren!« sagte Château-Renaud, indem er beiden die Hand drückte, »und durch welchen Zufall?«

»Weil Albert uns heute morgen hat ersuchen lassen, uns an der Stelle des Zweikampfs einzufinden«, entgegnete Debray.

Beauchamp und Château-Renaud sahen sich erstaunt an.

»Meine Herren«, sagte Morrel, »ich glaube zu verstehen. Gestern nachmittag hat mich Herr von Morcerf brieflich ersucht, in der Oper zu sein.«

»Mich auch«, sagte jeder der andern Herren.

»Er wollte, daß Sie bei der Herausforderung zugegen wären, und nun sollen Sie auch beim Kampf anwesend sein.«

»Ja«, meinten die jungen Leute, »Sie haben wahrscheinlich richtig geraten.«

»Aber bei alledem kommt Albert nicht«, sagte Château-Renaud; »er hat sich schon zehn Minuten verspätet.«

»Da ist er«, sagte Beauchamp; »sehen Sie, er kommt in vollem Galopp angeritten, gefolgt von seinem Diener.«

»Welche Unklugheit, zu Pferde zum Pistolenduell zu kommen!« meinte Château-Renaud. »Ich hatte ihm doch so gute Verhaltensmaßregeln gegeben.«

Albert war bis auf zehn Schritt an die Gruppe herangeritten. Er stieg vom Pferd, warf seinem Diener die Zügel zu und kam herbei.

Er war bleich, seine Augen waren gerötet und geschwollen; man sah ihm an, daß er keine Minute geschlafen hatte. Ein bei ihm ungewöhnlicher trauriger Ernst war auf seinem Gesicht ausgeprägt.

»Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind«, sagte er; »glauben Sie mir, daß ich diesen Beweis Ihrer Freundschaft zu würdigen weiß.«

Morrel war, als sich Morcerf näherte, etwa zehn Schritt zurückgetreten und hielt sich abseits.

»Auch Ihnen, Herr Morrel, danke ich«, sagte Albert. »Treten Sie nur näher, Sie sind hier nicht überflüssig.«

»Sie wissen vielleicht nicht, daß ich der Zeuge des Grafen von Monte Christo bin«, entgegnete Morrel.

»Ich war dessen nicht sicher, ahnte es aber. Um so besser, je mehr Ehrenmänner hier sind, um so befriedigter werde ich sein.«

»Herr Morrel«, sagte Château-Renaud. »Sie können dem Herrn Grafen anzeigen, daß Herr von Morcerf angekommen ist und daß wir uns zu seiner Verfügung halten.«

Morrel wollte gehen, um den Grafen zu benachrichtigen; Beauchamp nahm den Pistolenkasten aus dem Wagen.

»Warten Sie, meine Herren«, sagte Albert, »ich habe dem Herrn Grafen von Monte Christo zwei Worte zu sagen.«

»Privat?« fragte Morrel.

»Nein, in Gegenwart aller.«

Alberts Zeugen sahen sich überrascht an. Franz und Debray wechselten leise einige Worte, und Morrel, über diesen unerwarteten Zwischenfall erfreut, suchte den Grafen auf, der in einem Seitenweg mit Emanuel auf und ab ging.

»Was will er von mir?« fragte Monte Christo.

»Ich weiß nicht, aber er wünscht Sie zu sprechen.«

»Oh«, sagte Monte Christo, »möge er nicht Gott durch irgendeine neue Beleidigung versuchen!«

»Ich glaube nicht, daß das seine Absicht ist«, meinte Morrel.

Der Graf trat mit Maximilian und Emanuel vor; sein ruhiges und heiteres Gesicht stand in seltsamem Gegensatz zu der Fassungslosigkeit Alberts, der sich seinerseits, von den vier jungen Leuten gefolgt, näherte. Drei Schritt voneinander entfernt machten beide Gruppen halt.

»Meine Herren«, sagte Albert, »treten Sie näher; ich wünsche, daß kein Wort von dem, was ich die Ehre haben werde, dem Herrn Grafen von Monte Christo zu sagen, verlorengelange; denn das, was ich ihm sagen werde, soll jedem, dem daran liegt, es zu hören, wiederholt werden, so seltsam meine Rede Ihnen auch erscheinen möge.«

»Ich höre, mein Herr«, sagte der Graf.

»Herr Graf«, fuhr Albert fort, dessen Stimme anfangs zitterte, dann aber allmählich sicher wurde, »ich warf Ihnen vor, daß Sie das Verhalten des Herrn von Morcerf in Epirus vor die Öffentlichkeit gebracht haben; denn so schuldig der Graf von Morcerf auch war,

so glaubte ich nicht, daß Sie das Recht hatten, ihn zu bestrafen. Aber heute weiß ich, daß Sie dieses Recht haben. Nicht der Verrat Ferdinand Mondegos an Ali Pascha veranlaßt mich dazu, Ihnen recht zu geben, sondern der Verrat des Fischers Ferdinand an Ihnen, das unerhörte Unglück, das die Folge dieses Verrats gewesen ist. Und ich bekenne es laut: Ja, mein Herr, Sie hatten das Recht, an meinem Vater Rache zu nehmen, und ich, sein Sohn, danke Ihnen, daß Sie keine schlimmere genommen haben!«

Wäre der Blitz mitten unter die Versammelten gefahren, sie hätten nicht mehr betroffen sein können als bei dieser Erklärung Alberts.

Was Monte Christo betrifft, so hatte er mit dem Ausdruck unendlicher Dankbarkeit die Augen zum Himmel erhoben. Er konnte nicht genug bewundern, wie die hitzige Natur Alberts, dessen Mut er unter den römischen Banditen zur Genüge kennengelernt hatte, sich plötzlich zu dieser Demütigung verstanden hatte. Er erkannte den Einfluß Mercedes' und begriff nun, weshalb dieses edle Herz sich nicht widersetzt hatte, als er ihr sagte, daß er, statt Albert zu töten, sich von ihm töten lassen werde.

»Jetzt, mein Herr«, sagte Albert, »wenn Sie finden, daß meine Entschuldigungen Ihnen genügen, so bitte ich um Ihre Hand. Nach der so seltsamen Tugend der Unfehlbarkeit, die Sie, wie mir scheint, besitzen, ist meiner Meinung nach die erste Tugend, sein Unrecht eingestehen zu können. Doch dieses Geständnis geht mich allein an. Ich handelte gut in den Augen der Menschen. Sie handelten gut in den Augen Gottes. Ein Engel allein konnte einen von uns vom Tode retten, und er ist vom Himmel gestiegen, wenn nicht, um aus uns beiden Freunde zu machen – ach, das ist durch das Verhängnis unmöglich –, so doch wenigstens zwei Männer, die sich achten.«

Monte Christo reichte feuchten Auges Albert die Hand, die dieser mit einem Gefühl ehrerbietiger Scheu drückte.

»Meine Herren«, sagte er, »der Herr Graf nimmt meine Entschuldigung gütigst an. Voreiligkeit ist eine schlechte Ratgeberin: Ich hatte schlecht gehandelt. Jetzt ist mein Fehler wiedergutmacht.

Ich hoffe, daß die Welt mich nicht für feig halten wird, weil ich tue, was mein Gewissen mich zu tun geheißen hat. Jedenfalls aber, wenn man sich in bezug auf mich täuschte«, fügte der junge Mann hinzu, indem er stolz den Kopf erhob, als ob er seinen Freunden und Feinden eine Herausforderung zuschleudern wollte, »so werde ich versuchen, die Meinungen wieder richtigzustellen.«

»Was ist denn diese Nacht vorgegangen?« fragte Beauchamp den Baron von Château-Renaud. »Mir scheint, wir spielen hier eine traurige Rolle.«

»In der Tat, was Albert da gesagt hat, ist sehr erbärmlich oder sehr schön«, sagte der Baron.

»Was soll das heißen?« fragte Debray, zu Franz gewandt. »Wie, der Graf von Monte Christo entehrt Herrn von Morcerf und hat in den Augen des Sohnes recht gehabt? Hätte ich zehn Janina in meiner Familie, so würde ich mich für verpflichtet halten, mich zehnmal zu schlagen.«

Monte Christo aber dachte, niedergedrückt von dem Gewicht vierundzwanzigjähriger Erinnerungen, weder an Albert noch an sonst jemand von den Anwesenden; er dachte an die mutige Frau, die ihn um das Leben ihres Sohnes gebeten hatte, der er das seine angeboten und die ihn gerettet hatte durch das Geständnis eines schrecklichen Familiengeheimnisses, das imstande war, in diesem jungen Mann das Gefühl der Sohnesliebe zu ertönen.

## MUTTER UND SOHN

Als Albert nach Hause zurückgekehrt war und vom Pferd stieg, glaubte er hinter dem Vorhang im Schlafzimmer seines Vaters dessen bleiches Gesicht zu bemerken; er wandte mit einem Seufzer den Kopf und trat in seine Gemächer. Hier warf er einen letzten Blick auf alle die Schätze, die ihm seit seiner Kindheit das Leben so süß und glücklich gemacht hatten. Dann löste er das Bild seiner Mutter aus dem Goldrahmen und rollte es zusammen; er sah seine Schränke durch und steckte in jeden den Schlüssel, warf alles Taschengeld, das er bei sich hatte, in eine Schublade, die er offenstehen ließ, fügte alle Kleinodien hinzu, stellte ein genaues Verzeichnis zusammen und legte es auf einen Tisch, wo es auf den ersten Blick sichtbar sein mußte.

Während er noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, trat sein Diener ein, obwohl er ihm befohlen hatte, ihn nicht zu stören.

»Was willst du?« fragte Morcerf, eher traurig als böse.

»Verzeihen Sie, gnädiger Herr, aber der Herr Graf von Morcerf hat mich rufen lassen, und ich habe erst Ihre Befehle einholen wollen.«

»Warum?«

»Weil der Graf jedenfalls weiß, daß ich den gnädigen Herrn zu dem Duell begleitet habe.«

»Wahrscheinlich«, sagte Albert.

»Er wird mich ausfragen wollen, was vorgefallen ist. Was soll ich antworten?«

»Die Wahrheit.«

»Ich soll also sagen, daß das Duell nicht stattgefunden hat?«

»Du sagst, daß ich dem Grafen von Monte Christo Abbitte getan habe; geh.«

Albert machte sich dann wieder an seine Arbeit. Als er damit fertig war, hörte er einen Wagen im Hof vorfahren; er trat ans Fenster und sah seinen Vater in den Wagen steigen und abfahren.

Kaum hatte sich das Tor hinter dem Grafen geschlossen, da begab sich Albert nach den Gemächern seiner Mutter; niemand war dort, um ihn anzumelden, deshalb ging er bis zu dem Schlafzimmer Mercedes' und blieb, das Herz geschwellt von dem, was er sah und erriet, in der Tür stehen.

Als ob eine Seele diese beiden Körper belebt hätte, tat Mercedes in ihrem Zimmer dasselbe, was Albert eben bei sich getan hatte. Alles war in Ordnung gebracht: Spitzen, Schmuck, Kleinodien, Wäsche, Geld waren in die Schubladen getan. Albert sah alle diese Vorbereitungen und verstand. Er eilte auf seine Mutter zu und legte seine Arme um ihren Hals. »Meine Mutter«, rief er. Diese Zurüstungen, die Kunde von dem Entschluß seiner Mutter gaben, erschreckten ihn, obwohl er für sich selbst denselben Entschluß gefaßt hatte.

»Was machen Sie denn?« fragte er.

»Was machtest du?« antwortete sie.

»O Mutter!« rief Albert, der vor Bewegung kaum sprechen konnte, »mit Ihnen ist es nicht so wie mit mir. Nein, Sie können nicht dasselbe beschlossen haben wie ich, denn ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß ich dem Hause ... und Ihnen Lebewohl sage.«

»Auch ich gehe fort, Albert«, antwortete Mercedes. »Ich hatte allerdings damit gerechnet, daß mein Sohn mich begleiten würde; habe ich mich getäuscht?«

»Liebe Mutter«, sagte Albert mit Festigkeit, »ich kann Sie das Schicksal, das ich für mich bestimme, nicht teilen lassen; ich muß von nun an ohne Namen und Vermögen leben; ich muß, um die

Lehrzeit dieses rauhen Daseins zu beginnen, von einem Freund das Brot borgen, das ich essen werde, bis ich etwas verdiene. Ich will deshalb zu Franz gehen und ihn bitten, mir die kleine Summe zu leihen, die ich nach meiner Berechnung nötig habe.«

»Mein armes Kind!« rief Mercedes. »Du solltest Elend, Hunger leiden! Oh, sage so etwas nicht, du würdest alle meine Entschlüsse vernichten.«

»Aber nicht die meinen, liebe Mutter«, antwortete Albert. »Ich bin jung, ich bin stark, ich glaube, daß ich mutig bin, und seit gestern habe ich erfahren, was der Wille vermag. Ach, Mutter, es gibt Leute, die so viel gelitten haben und die nicht nur nicht gestorben sind, sondern die sich auf den Trümmern aller Hoffnungen ein neues Glück aufgebaut haben. Ich habe das erfahren, Mutter, habe diese Männer gesehen; ich weiß, daß sie sich aus der Tiefe des Abgrunds, in den ihr Feind sie gestürzt hatte, mit so viel Kraft und Ruhm erhoben haben, daß sie ihren einstigen Besieger überwunden und seinerseits hinabgestürzt haben. Nein, Mutter, nein; von heute ab habe ich mit der Vergangenheit gebrochen und will nichts mehr von ihr behalten, selbst nicht meinen Namen, weil – Sie verstehen das doch, Mutter? – Ihr Sohn nicht den Namen eines Mannes tragen kann, der vor einem andern Manne erröten muß!«

»Albert, mein Kind«, sagte Mercedes, »wenn mein Herz stärker gewesen wäre, hätte ich dir diesen Rat gegeben; dein Gewissen hat gesprochen, als meine Stimme schwieg; höre auf dein Gewissen, mein Sohn. Du hattest Freunde, Albert, brich mit ihnen, aber verzweifle nicht. Das Leben ist noch schön, wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist; und da du einen makellosen Namen brauchst, nimm den meines Vaters an; er hieß Herrera. Ich kenne dich, mein Albert; welche Laufbahn du auch einschlägst, du wirst in kurzer Zeit diesen Namen berühmt machen. Dann erscheine wieder in der Welt, glänzender noch durch dein früheres Unglück; und wenn es nicht so sein soll, trotz aller meiner Voraussicht, so laß mir wenigstens diese Hoffnung, mir, die ich nur noch diesen einen Gedanken ha-

ben werde, mir, die ich keine Zukunft mehr habe und für die an der Schwelle dieses Hauses das Grab beginnt.«

»Ich werde nach Ihren Wünschen handeln, Mutter«, sagte der junge Mann; »ja, ich teile Ihre Hoffnungen. Der Zorn des Himmels wird uns nicht verfolgen, denn wir sind beide schuldlos. Aber da wir entschlossen sind, lassen Sie uns schnell handeln, Herr von Morcerf hat das Haus vor einer halben Stunde verlassen; die Gelegenheit ist günstig, um Lärm und Auseinandersetzungen zu vermeiden.«

»Ich erwarte dich, mein Sohn«, sagte Mercedes. Albert eilte auf die Straße und kam mit einer Droschke zurück; er erinnerte sich einer kleinen Fremdenpension in der Rue des Saints-Pères, wo seine Mutter eine bescheidene, aber anständige Wohnung finden würde. Dorthin wollte er sie bringen.

In dem Augenblick, da die Droschke vor der Tür hielt und Albert ausstieg, trat ein Mann an ihn heran und übergab ihm einen Brief. Albert erkannte den Verwalter des Grafen von Monte Christo.

»Vom Grafen«, sagte Bertuccio.

Albert nahm den Brief und las ihn. Als er gelesen hatte, sah er sich nach Bertuccio um, aber dieser war schon wieder verschwunden.

Tränen in den Augen und die Brust von Bewegung geschwellt, ging Albert zu Mercedes und reichte ihr, ohne ein Wort zu sagen, den Brief. Mercedes las:

»Albert!

*Indem ich Ihnen zeige, daß ich den Plan, den auszuführen Sie im Begriff stehen, kenne, glaube ich Ihnen auch zu zeigen, daß ich mich auf Zartgefühl verstehe. Sie sind frei, Sie verlassen das Haus des Grafen und wollen sich mit Ihrer Mutter zurückziehen, die frei ist wie Sie; aber bedenken Sie, Albert, Sie sind ihr mehr schuldig, als Sie, armes edles Herz, ihr vergelten können. Nehmen Sie Kampf und Leiden auf sich, aber ersparen Sie ihr das Elend, das Ihre ersten Bemühungen unvermeidlich begleiten wird; denn sie verdient nicht den Schatten von dem*

*Unglück, das sie heute trifft, und ich will nicht, daß die Unschuld für den Schuldigen leide.*

*Ich weiß, daß Sie beide das Haus in der Rue du Helder verlassen werden, ohne irgend etwas mitzunehmen. Machen Sie sich keine Gedanken darüber, wie ich es erraten habe. Ich weiß es eben. Nun hören Sie, Albert:*

*Vor vierundzwanzig Jahren kehrte ich frohen Muts in mein Vaterland zurück. Ich hatte eine Braut, ein reines junges Mädchen, das ich anbetete, und ich brachte hundertfünfzig Louisdors mit, die ich mir durch mühevollen Arbeit erworben hatte. Dieses Geld war für sie bestimmt; und da ich die Treulosigkeit des Meeres kannte, hatte ich unsern Schatz in dem kleinen Garten des Hauses, das mein Vater in den Allées de Meilhan in Marseille bewohnte, vergraben. Ihre Mutter kennt dieses Häuschen.*

*Als ich jüngst nach Paris reiste, habe ich Marseille berührt und dieses Haus mit seinen schmerzlichen Erinnerungen besucht; abends habe ich in dem Winkel nachgegraben, wo ich meinen Schatz versteckt hatte. Die eiserne Kassette war noch an demselben Platz, sie war von niemand berührt worden. Sie befindet sich an der Stelle des Gartens, wo ein von meinem Vater am Tag meiner Geburt gepflanzter Feigenbaum steht.*

*Nun wohl, Albert, ein seltsamer und schmerzlicher Zufall fügt es, daß dieses Geld, das ehemals für das Leben und die Ruhe derjenigen, die ich anbetete, bestimmt war, heute wieder demselben Zweck dienen soll. Verstehen Sie mich recht, der ich dieser Armen Millionen anbieten könnte und ihr nur das Stück schwarzes Brot gebe, das seit dem Tag, da ich für immer von ihr getrennt wurde, unter meinem armen Dach vergessen worden ist.*

*Sie sind ein edler Mann, Albert, aber vielleicht sind Sie von Stolz oder Empfindlichkeit verblendet. Wenn Sie mich abweisen und von jemand anders erbitten, was ich das Recht habe Ihnen anzubieten, so sage ich, daß es wenig edel von Ihnen ist, mir, dessen Vater durch Ihren Vater in Hunger und Verzweiflung gestorben ist, die Anteilnahme am Leben Ihrer Mutter zu verwehren.«*

Albert erwartete bleich und unbeweglich, was seine Mutter entscheiden würde. Mercedes warf einen Blick von unaussprechlichem Ausdruck zum Himmel.

»Ich nehme es an«, sagte sie; »er hat das Recht, den Brautchatz zu bezahlen, den ich in ein Kloster mitbringen werde.«

Sie verbarg den Brief an ihrem Herzen, nahm den Arm ihres Sohns und ging festen Schritts die Treppe hinab.

## DER SELBSTMORD

Monte Christo war mit Emanuel und Maximilian in die Stadt zurückgefahren. An der Barriere du Trône trafen sie Bertuccio, der dort unbeweglich wie eine Schildwache wartete. Monte Christo steckte den Kopf durch das Wagenfenster und wechselte leise einige Worte mit dem Verwalter, der darauf verschwand.

Monte Christo setzte Emanuel in der Nähe seiner Wohnung ab und forderte Maximilian auf, ihn noch bis zu den Champs-Élysées zu begleiten.

»Sehr gern«, antwortete Morrel, »um so mehr, da ich in Ihrem Viertel zu tun habe.«

Der Wagen fuhr weiter. »Sehen Sie, wie ich Ihnen Glück gebracht habe«, sagte Morrel, als er mit dem Grafen allein war. »Haben Sie nicht daran gedacht?«

»Doch«, antwortete Monte Christo, »und deshalb möchte ich Sie immer bei mir haben.«

»Es ist wunderbar!« fuhr Morrel, mit seinen Gedanken beschäftigt, fort.

»Was?« fragte Monte Christo.

»Was sich soeben ereignet hat.«

»Ja«, entgegnete der Graf lächelnd, »das ist das richtige Wort, Morrel; es ist wunderbar!«

»Denn Albert ist tapfer«, fuhr Morrel fort.

»Sehr tapfer«, bestätigte Monte Christo, »ich habe ihn schlafen sehen, während der Dolch über seinem Haupt schwebte.«

»Und ich weiß, daß er sich zweimal, und zwar sehr brav, geschlagen hat. Erklären Sie nun sein Betragen von heute.«

»Ihr Einfluß wieder«, entgegnete Monte Christo lächelnd.

»Ein Glück für Albert, daß er nicht Soldat ist«, sagte Morrel.

»Warum?«

»Abbitte auf dem Kampfplatz!« bemerkte der junge Hauptmann kopfschüttelnd.

»Nun«, sagte der Graf freundlich, »verfallen Sie nicht auch in die Vorurteile der gewöhnlichen Menschen? Geben Sie nicht zu, daß Albert, da er tapfer ist, sich nicht auf einmal feige benehmen kann, daß er einen Grund gehabt haben muß, so zu handeln, und daß sein Benehmen deshalb für edel angesehen werden muß?«

»Ohne Zweifel«, antwortete Morrel; »aber ich sage mit dem Spanier: Er war heute nicht so tapfer wie gestern.«

»Sie frühstücken bei mir, nicht wahr, Morrel?« sagte der Graf, um dieses Gespräch abzubrechen.

»Nein, ich verlasse Sie um zehn Uhr.«

»Sie haben sich also zum Frühstück mit jemand verabredet?«

Morrel lächelte und schüttelte den Kopf.

»Aber Sie müssen doch irgendwo frühstücken.«

»Wenn ich jedoch keinen Hunger habe?«

»Oh«, sagte der Graf, »ich kenne nur zwei Gefühle, die den Appetit benehmen, das sind Schmerz – und da ich Sie zum Glück sehr heiter sehe, so ist es das nicht – und Liebe. Nach dem, was Sie mir in bezug auf Ihr Herz gesagt haben, muß ich allerdings glauben ...«

»Wahrhaftig, Graf«, erwiderte Morrel heiter, »ich sage nicht nein.«

»Und Sie erzählen mir nichts davon, Maximilian?« fragte der Graf in einem Ton, der zeigte, daß es ihn lebhaft interessierte, dieses Geheimnis kennenzulernen.

»Ich habe Ihnen heute morgen gezeigt, daß ich ein Herz habe, nicht wahr, Graf?« Statt aller Antwort reichte Monte Christo dem jungen Mann die Hand. »Nun wohl«, fuhr dieser fort, »seit dieses

Herz nicht mehr bei Ihnen im Wald von Vincennes ist, ist es anderwärts, wo ich es aufsuchen werde.«

»Gehen Sie, lieber Freund«, sagte der Graf langsam; »und wenn Sie auf irgendein Hindernis stoßen, so erinnern Sie sich, daß ich ein wenig Macht in dieser Welt habe, daß ich glücklich bin, diese Macht zum Nutzen derer, die ich liebe, anzuwenden, und daß ich Sie liebe, Morrel.«

»Gut«, entgegnete Morrel, »ich werde mich dessen erinnern, wie die selbstsüchtigen Kinder sich ihrer Eltern erinnern, wenn sie sie brauchen. Wenn ich Sie brauchen werde, und vielleicht kommt dieser Augenblick, so werde ich mich an Sie wenden, Graf.«

»Gut, ich halte Sie beim Wort. Leben Sie wohl!«

»Auf Wiedersehen!«

Sie waren vor Monte Christos Haus angelangt. Monte Christo öffnete den Schlag, Morrel sprang aus dem Wagen und entfernte sich. Auf der Freitreppe wartete Bertuccio; der Graf ging ihm entgegen. »Nun?« fragte er ihn.

»Sie wird ihr Haus verlassen«, antwortete Bertuccio.

»Und ihr Sohn?«

»Florentin, sein Kammerdiener, meint, daß er das gleiche tun wird.«

»Kommen Sie.«

Monte Christo ging mit Bertuccio in sein Arbeitszimmer, schrieb den Brief an Albert und übergab ihn dem Verwalter.

»Beeilen Sie sich«, sagte er; »vorher lassen Sie Haidee sagen, daß ich zurück bin.«

»Da bin ich«, sagte das junge Mädchen. Sie war, als sie den Wagen einfahren hörte, heruntergeeilt. Ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie den Grafen wohlbehalten wiedersah. Bertuccio ging.

Was eine Tochter empfindet, die einen geliebten Vater wieder sieht, was eine Geliebte fühlt, die mit ihrem angebeteten Geliebten wieder vereint ist, all dieses Glück und Entzücken empfand Haidee in den ersten Augenblicken nach der Rückkehr des Grafen, die sie

mit solcher Ungeduld erwartet hatte. Monte Christos Freude war nicht weniger groß, wenn er sie auch weniger zeigte. Für Herzen, die lange gelitten haben, ist die Freude das, was der Tau ist für die von der Sonne ausgetrocknete Erde. Herz und Erde nehmen diesen wohltuenden Niederschlag in sich auf, und nichts erscheint davon außerhalb. Seit einigen Tagen begann Monte Christo zu erkennen, was er seit langer Zeit nicht mehr zu glauben gewagt: daß es zwei Mercedes auf der Welt gab, daß er doch glücklich sein könne.

Plötzlich öffnete sich die Tür. Der Graf zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen.

»Herr von Morcerf!« sagte Baptistin, als ob dieses Wort allein seine Entschuldigung enthielte.

In der Tat hellte sich das Gesicht des Grafen auf.

»Welcher?« fragte er. »Der Vicomte oder der Graf?«

»Der Graf.«

»Mein Gott!« rief Haidee. »Ist es denn noch nicht zu Ende?«

»Ich weiß nicht, ob es zu Ende ist, mein geliebtes Kind«, sagte Monte Christo, indem er beide Hände des jungen Mädchens nahm, »aber das weiß ich, daß du nichts zu fürchten hast.«

»Oh, es ist aber der Elende ...«

»Dieser Mann vermag nichts gegen mich, Haidee«, entgegnete Monte Christo; »Anlaß zur Furcht bestand nur, als ich mit seinem Sohn zu tun hatte.«

»Du wirst nie erfahren, was ich gelitten habe, Herr«, sagte das junge Mädchen.

Monte Christo lächelte. »Beim Grabe meines Vaters schwöre ich dir«, sagte er, indem er die Hand über das Haupt des Mädchens ausstreckte, »daß, wenn sich ein Unglück ereignet, es mich nicht treffen wird.«

»Ich glaube dir, Herr, als wenn Gott mit mir spräche«, sagte das Mädchen, indem es dem Grafen seine Stirn bot. Monte Christo drückte auf diese reine und schöne Stirn einen Kuß, der zwei Herzen schlagen machte, das eine ungestüm, das andre heimlich und leise.

O mein Gott, sagte der Graf für sich, solltest du mir gewähren, daß ich noch lieben kann! – »Lassen Sie den Herrn Grafen von Morcerf in den Salon eintreten«, sagte er zu Baptistin, während er die schöne Griechin zu einer geheimen Treppe geleitete. –

Morcerfs Besuch hatte einen besonderen Anlaß. Während Mercedes ihre Kleinodien ordnete, ihre Schubladen abschloß und die Schlüssel zusammenlegte, um alles in vollständiger Ordnung zurückzulassen, hatte sie nicht bemerkt, daß ein bleiches, finsternes Gesicht an einer zum Korridor führenden Glastür erschienen war, von wo man nicht nur sehen, sondern auch hören konnte. Derjenige, der da hereinsah, sah und hörte alles, was bei Frau von Morcerf vorging, ohne daß er selbst gehört oder gesehen wurde.

Von der Glastür aus ging der Mann mit dem bleichen Gesicht zum Schlafzimmer des Grafen von Morcerf und hob dort den Vorhang eines Fensters, das zum Hof hinausging. Er blieb da zehn Minuten unbeweglich und stumm stehen, auf das Klopfen seines eignen Herzens hörend. Diese zehn Minuten schienen ihm endlos lang.

So hatte Albert bei der Rückkehr seinen Vater bemerkt, der auf ihn wartete, und hatte den Kopf abgewandt.

Das Auge des Grafen erweiterte sich; er wußte, daß die Beleidigung, die Albert dem Grafen von Monte Christo angetan hatte, derartig gewesen war, daß sie einen Kampf auf Tod und Leben nach sich ziehen mußte. Da Albert nun wohlbehalten zurückkehrte, war er, der Graf, also gerächt. Ein Strahl unbeschreiblicher Freude erhellte das finstere Gesicht. Aber er wartete vergebens darauf, daß Albert zu ihm käme, um ihm seinen Triumph mitzuteilen. Daß sein Sohn vor dem Kampf den Vater nicht hatte sehen wollen, dessen Ehre er zu rächen unternahm, war begreiflich. Aber warum kam der Sohn jetzt, da die Ehre des Vaters gerächt war, nicht, um sich in seine Arme zu werfen?

Da war es, daß der Graf den Bedienten Alberts rufen ließ und Albert diesem gesagt hatte, er brauche nichts zu verheimlichen.

Zehn Minuten darauf sah man den General von Morcerf auf der Freitreppe erscheinen; er hatte offenbar vorher seine Befehle gegeben, denn kaum hatte er die letzte Stufe der Freitreppe erreicht, als sein Wagen vorfuhr. Sein Kammerdiener kam und legte zwei in einen Militärmantel gehüllte Degen in den Wagen, machte den Schlag zu und setzte sich zu dem Kutscher. Dieser beugte sich herab und fragte nach dem Ziel.

»Zu den Champs-Élysées«, sagte der General, »zum Grafen von Monte Christo. Schnell!«

Fünf Minuten darauf hielt der Wagen vor dem Haus des Grafen. Herr von Morcerf öffnete selbst den Schlag, sprang aus dem Wagen, während er noch in Bewegung war, klingelte und verschwand mit seinem Diener in der Tür. Eine Sekunde darauf meldete Baptistin seinem Herrn den Grafen von Morcerf.

Der General schritt zum drittenmal den Salon in seiner ganzen Länge ab, als er, sich umwendend, Monte Christo auf der Schwelle stehen sah.

»Ah, wirklich Herr von Morcerf«, sagte Monte Christo ruhig; »ich glaubte falsch gehört zu haben.«

»Ja, ich bin's selbst«, entgegnete der General, dessen Lippen verzerrt waren, so daß die Worte nur abgebrochen hervorkamen.

»Ich brauche also jetzt nur noch zu erfahren, was mir das Vergnügen verschafft, den Herrn Grafen von Morcerf zu so früher Stunde bei mir zu sehen«, sagte Monte Christo.

»Sie haben heute morgen ein Zusammentreffen mit meinem Sohn gehabt?« fragte der General.

»Sie wissen das?« antwortete der Graf.

»Ich weiß auch, daß mein Sohn gute Gründe hatte, sich mit Ihnen zu schlagen und alles zu tun, um Sie zu töten.«

»In der Tat, er hatte sehr gute Gründe; aber Sie sehen, daß er mich trotz dieser guten Gründe nicht getötet hat und sich sogar überhaupt nicht geschlagen hat.«

»Und dennoch betrachtete er Sie als den Urheber der Schande seines Vaters, als den Anstifter des furchtbaren Unglücks, das in diesem Augenblick mein Haus heimsucht.«

»Das ist richtig, mein Herr«, sagte Monte Christo mit seiner schrecklichen Ruhe, »als die Neben-, aber nicht als die Hauptsache.«

»Jedenfalls haben Sie ihm Abbitte getan oder eine Erklärung gegeben?«

»Ich habe ihm durchaus keine Erklärung gegeben, und er hat mir Abbitte getan.«

»Aber welcher Ursache schreiben Sie dieses Betragen zu?«

»Der Überzeugung; wahrscheinlich war bei der Sache jemand mehr schuldig als ich.«

»Und wer war dieser Jemand?«

»Sein Vater.«

»Sei es«, sagte der General erbleichend; »aber Sie wissen, daß der Schuldige es nicht liebt, sich der Schuld überführen zu hören.«

»Ich weiß es ... Ich erwartete deshalb das, was in diesem Augenblick eintritt.«

»Sie erwarteten, daß mein Sohn ein Feigling sei!« rief der General.

»Herr Albert von Morcerf ist kein Feigling«, antwortete Monte Christo.

»Ein Mann, der einen Degen in der Hand hält und vor diesem Degen seinen Todfeind, ist ein Feigling, wenn er sich nicht schlägt! Warum ist er nicht hier, daß ich ihm das sagen könnte!«

»Ich glaube nicht, mein Herr«, antwortete Monte Christo kalt, »daß Sie hierhergekommen sind, um mir Ihre Familienangelegenheiten zu erzählen. Sagen Sie das Herrn Albert, vielleicht wird er Ihnen zu antworten wissen.«

»O nein, nein«, entgegnete der General mit einem Lächeln, das sofort wieder verschwand, »Sie haben recht, deshalb bin ich nicht hierhergekommen! Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß auch

ich Sie als meinen Feind betrachte, daß ich Sie hasse, daß mir ist, als hätte ich Sie immer gekannt, immer gehaßt! Kurz, daß, da die jungen Leute sich in unserem Jahrhundert nicht mehr schlagen, es an uns ist, uns zu schlagen ... Ist das Ihre Meinung, mein Herr?»

»Vollkommen, und wenn ich vorhin sagte, daß ich auf das, was geschieht, gefaßt gewesen sei, so meinte ich die Ehre Ihres Besuchs.«

»Um so besser ... Ihre Vorbereitungen sind also getroffen?»

»Das sind sie immer.«

»Sie wissen, daß einer von uns auf dem Platz bleiben muß?» fragte der General, der vor Wut die Zähne aufeinanderbiß.

»Daß einer von uns auf dem Platz bleiben muß«, wiederholte Monte Christo mit leichtem Kopfnicken.

»Dann lassen Sie uns gehen, Zeugen brauchen wir nicht.«

»In der Tat«, sagte Monte Christo, »das ist überflüssig, wir kennen uns ja zur Genüge!«

»Im Gegenteil, wir kennen uns eben nicht«, antwortete der General.

»Pah!« sagte Monte Christo, immer mit derselben Gelassenheit, die den Grafen zur Verzweiflung brachte, »lassen Sie einmal sehen. Sind Sie nicht der Soldat Ferdinand, der am Vorabend der Schlacht bei Waterloo desertiert ist? Sind Sie nicht der Leutnant Ferdinand, der der französischen Armee in Spanien als Führer und Spion gedient hat? Sind Sie nicht der Oberst Ferdinand, der seinen Wohltäter Ali verraten, verkauft und ermordet hat? Und haben alle diese Ferdinands zusammen nicht den Generalleutnant Grafen von Morcerf, Pair von Frankreich, gemacht?»

»Elender«, rief der General, den diese Worte wie glühendes Eisen trafen, »der du mir meine Schande in dem Augenblick vorwirfst, wo du mich vielleicht töten wirst! Nein, ich habe nicht gesagt, daß ich dir unbekannt wäre; ich weiß wohl, Dämon, daß du in das Dunkel der Vergangenheit gedrungen bist und im Licht, ich weiß nicht welcher Lampe, alle Seiten meines Lebens gelesen hast; aber vielleicht ist noch mehr Ehre in mir, in meiner Schande, als in dir unter

deinem prunkenden Äußern. Nein, nein, ich bin dir bekannt, daß weiß ich, aber ich kenne dich nicht, mit Gold und Steinen behängter Abenteurer! Du nennst dich in Paris Monte Christo, in Italien Sindbad der Seefahrer, in Malta Gott weiß wie. Aber ich verlange von deinen hundert Namen den wahren zu wissen, damit ich ihn auf dem Kampfplatz aussprechen kann, wenn ich dir den Degen ins Herz stoße.«

Der Graf von Monte Christo erbleichte furchtbar, sein Auge füllte sich mit einem verzehrenden Feuer; er eilte mit einem Satz in das anstoßende Zimmer, riß sich Krawatte, Rock und Weste ab, warf eine kleine Seemannsjacke über und setzte einen Matrosenhut auf, unter dem sein langes schwarzes Haar hervorquoll.

So kam er zurück, furchtbar, unerbittlich, ging mit gekreuzten Armen auf den General zu, der sein Verschwinden nicht begriffen hatte und jetzt mit klappernden Zähnen zurücktaumelte, bis er Halt an einem Tisch fand.

»Ferdinand«, rief der Graf, »von meinen hundert Namen brauche ich dir nur einen einzigen zu nennen, um dich niederzuschmettern; aber du errätst ihn, nicht wahr? Du erinnerst dich seiner? Denn trotz all meines Kummers und meiner Qualen zeige ich dir heute ein Gesicht, das das Glück der Rache verjüngt, ein Gesicht, das du in deinen Träumen oft gesehen haben mußt, seit deiner Heirat ... mit Mercedes, meiner Braut!«

Der General starrte mit zurückgeworfenem Kopf und vorgestreckten Händen die schreckliche Erscheinung an, dann wich er, an der Wand entlangastend, langsam zur Tür zurück.

Ein unheimlicher, jammernder Schrei entrang sich seiner Brust: »Edmund Dantès!«

Stöhnend schleppte er sich bis zum Säulengang, taumelte wie ein Trunkener über den Hof und fiel in die Arme seines Kammerdieners, indem er mit unverständlicher Stimme murmelte: »Nach Hause, nach Hause!«

Die frische Luft und die Scham, die ihm die Aufmerksamkeit seiner Leute verursachte, machten ihn fähig, seine Gedanken zu sammeln; aber die Fahrt war kurz, und in dem Maße, wie er sich dem Hause näherte, fühlte er seine Schmerzen sich wieder erneuern. Einige Schritte vor dem Haus ließ der General halten und stieg aus.

Das Tor des Hauses war weit geöffnet, eine Droschke hielt im Hof, die sich in dieser prächtigen Umgebung seltsam ausnahm. Der General sah diese Droschke mit Schrecken an, wagte aber niemand zu fragen und begab sich zu seinen Zimmern.

Zwei Personen kamen die Treppe herab; er hatte gerade noch Zeit, in ein Zimmer zu treten, um ihnen auszuweichen. Mercedes, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, verließ mit diesem das Haus.

Sie gingen dicht an dem Unglücklichen vorüber, der, hinter der Portiere versteckt, von dem seidenen Kleid Mercedes' gestreift wurde und die Stimme seines Sohnes hörte, als er sagte: »Mut, liebe Mutter! Kommen Sie, wir sind hier nicht mehr zu Hause.«

Die Worte verhallten, die Schritte entfernten sich. Der General, dessen Hände den Vorhang umklammert hielten, richtete sich auf; er unterdrückte das schrecklichste Schluchzen, das sich je der Brust eines von Frau und Sohn zugleich verlassenen Vaters entrang.

Er hörte den Schlag der Droschke zuwerfen, dann die Stimme des Kutschers, und gleich darauf erzitterten die Scheiben unter dem Rollen des schwerfälligen Wagens. Er stürzte ins Schlafzimmer, um noch einmal alles, was er auf der Welt geliebt hatte, zu sehen. Aber die Droschke fuhr davon, ohne daß der Kopf Mercedes' oder der Alberts am Schlag erschienen wäre, um dem einsamen Haus, dem Vater und verlassenen Gatten einen letzten Blick des Abschieds und der Verzeihung zu gewähren.

In dem Augenblick, wo die Räder der Droschke das Pflaster des Torwegs erschütterten, ertönte ein Schuß, und ein schwärzlicher Rauch drang durch eine Scheibe aus dem Schlafzimmer des Generals.

## DIE KRANKHEIT

Herr von Villefort war in einer Droschke an der Tür des Herrn d'Avrigny vorgefahren; er klingelte so heftig, daß der Portier ganz bestürzt öffnete. Villefort eilte zur Treppe, ohne ein Wort zu sagen; der Portier, der ihn kannte, ließ ihn, ohne Fragen an ihn zu stellen, vorüber. Er rief ihm nur zu: »In seinem Arbeitszimmer, Herr Staatsanwalt, in seinem Arbeitszimmer!«

Villefort stieß schon die Tür zu Herrn d'Avrignys Arbeitszimmer auf.

»Ah, Sie sind's!« sagte der Doktor.

»Ja«, sagte Villefort, indem er die Tür hinter sich zumachte; »ich bin's. Doktor, mein Haus ist verflucht!«

»Was?« entgegnete der Doktor anscheinend ruhig, aber im Innern aufs tiefste erregt. »Haben Sie wieder einen Kranken?«

»Ja, Doktor!« rief Villefort, indem er sich ins Haar faßte, »ja!«

Der Blick d'Avrignys besagte: Ich hatte es Ihnen ja gesagt! Dann sagte er langsam: »Wer stirbt denn bei Ihnen, und welches neue Opfer wird uns vor Gott der Schwäche anklagen?«

Ein schmerzhaftes Schluchzen entrang sich dem Herzen Villeforts; er näherte sich dem Arzt, erfaßte dessen Arm und sagte: »Valentine! Die Reihe ist an Valentine!«

»Ihre Tochter?« rief d'Avrigny voll Schmerz und Überraschung.

»Sie sehen, daß Sie sich getäuscht haben«, sagte der Staatsanwalt; »kommen Sie mit und bitten Sie es ihr auf ihrem Schmerzenslager ab, daß Sie sie in Verdacht gehabt haben.«

»Jedesmal, wenn Sie mir Mitteilung gemacht haben, war es zu spät«, entgegnete d'Avrigny; »doch einerlei, ich komme; lassen Sie uns eilen, bei den Feinden in Ihrem Haus ist keine Zeit zu verlieren.«

»Oh, diesmal, Doktor, sollen Sie mir nicht mehr meine Schwäche vorwerfen; diesmal werde ich den Mörder entdecken und gegen ihn vorgehen.«

»Versuchen wir das Opfer zu retten, ehe wir daran denken, es zu rächen«, sagte d'Avrigny. »Kommen Sie!«

Beide fuhren in der Droschke, die Villefort hergeführt hatte, im Trab nach dessen Wohnung.

Zu derselben Zeit klopfte Morrel an die Tür Monte Christos. Der Graf war in seinem Arbeitszimmer und las sorgenvoll eine kurze Mitteilung, die Bertuccio ihm in Eile geschickt hatte. Als er Morrel anmelden hörte, der ihn vor kaum zwei Stunden verlassen hatte, hob er den Kopf. Für Morrel sowohl wie für den Grafen hatte sich jedenfalls in diesen beiden Stunden viel ereignet, denn der junge Mann, der den Grafen lächelnd verlassen hatte, kam in größter Bestürzung zurück. Der Graf eilte Morrel entgegen.

»Was gibt es denn, Maximilian?« fragte er ihn. »Sie sind bleich, und Ihre Stirn ist schweißbedeckt.«

Morrel sank mehr, als daß er sich setzte, auf einen Stuhl.

»Ich bin schnell zurückgekommen«, sagte er, »ich mußte mit Ihnen sprechen.«

»Es sind doch in Ihrer Familie alle wohl?« fragte der Graf in liebevollem Ton, über dessen Aufrichtigkeit niemand im Zweifel gewesen wäre.

»Danke, Graf, danke«, antwortete der junge Mann, der sichtlich in Verlegenheit war, wie er die Unterhaltung einleiten sollte; »ja, in meiner Familie ist alles wohl.«

»Um so besser; aber Sie haben mir etwas zu sagen?« fragte der Graf, mehr und mehr beunruhigt.

»Ja«, antwortete Morrel; »ich komme aus einem Haus, wo der Tod eingekehrt ist.«

»Kommen Sie von Herrn von Morcerf?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Morrel; »ist bei Herrn von Morcerf jemand gestorben?«

»Der General hat sich soeben erschossen.«

»Oh, welch furchtbares Unglück!« rief Morrel.

»Nicht für die Gräfin, noch für Albert«, sagte Monte Christo; »besser ein toter Vater und Gatte als ein entehrter; das Blut wird die Schande abwaschen.«

»Die arme Gräfin!« sagte Maximilian. »Sie beklage ich besonders, eine so edle Frau!«

»Beklagen Sie auch Albert, Maximilian; denn glauben Sie mir, er ist der würdige Sohn der Gräfin. Aber kommen wir auf Sie zurück; Sie sagen, Sie müßten mit mir sprechen; sollten Sie meiner bedürfen?«

»Ja, ich bedarf Ihrer, das heißt, ich habe wie ein Wahnsinniger gedacht, daß Sie mir Hilfe bringen könnten unter Umständen, wo Gott allein helfen kann.«

»Sprechen Sie immerhin«, antwortete Monte Christo.

»Oh«, entgegnete Morrel, »ich weiß wirklich nicht, ob ich solch ein Geheimnis menschlichen Ohren anvertrauen darf; aber das Verhängnis, die Notwendigkeit zwingen mich dazu, Graf.« Morrel hielt zögernd inne.

»Glauben Sie, daß ich Ihnen zugetan bin?« fragte Monte Christo, indem er die Hand des jungen Mannes ergriff.

»Sie machen mir Mut, und dann sagt mir hier etwas«, erwiderte Morrel, indem er die Hand aufs Herz legte, »daß ich vor Ihnen kein Geheimnis zu haben brauche.«

»Sie haben recht, Morrel, Gott spricht zu Ihrem Herzen, und Ihr Herz spricht zu Ihnen. Sagen Sie mir wieder, was Ihnen Ihr Herz sagt.«

»Graf, wollen Sie mir erlauben, daß ich Baptistin fortschicke, um sich nach jemand zu erkundigen, den Sie kennen?«

»Ich habe mich Ihnen zur Verfügung gestellt, um soviel mehr steht Ihnen meine Dienerschaft zu Gebote.«

»Ich kann nicht leben, wenn ich nicht die Gewißheit habe, daß es ihr besser geht.«

»Soll ich nach Baptistin klingeln?«

»Nein, ich will ihn selbst aufsuchen.«

Morrel ging hinaus, rief Baptistin und sagte ihm leise einige Worte. Der Kammerdiener eilte davon.

»Nun, ist es erledigt?« fragte Monte Christo, als er Morrel wieder eintreten sah.

»Ja, und nun werde ich etwas ruhiger sein.«

»Sie wissen, daß ich warte«, sagte Monte Christo lächelnd.

»Ja, hören Sie denn. Eines Abends befand ich mich in einem Garten; ich war hinter einem Gebüsch versteckt, und niemand hatte eine Ahnung von meiner Anwesenheit. Da gingen zwei Personen an mir vorbei – erlauben Sie, daß ich vorläufig ihre Namen verschweige –; sie sprachen mit leiser Stimme, ich aber hatte solches Interesse daran zu hören, was sie sagten, daß mir kein Wort entging.«

»Nach Ihrer Blässe und Ihrem Zittern zu urteilen muß es etwas Schlimmes gewesen sein, Morrel.«

»O ja, etwas sehr Schlimmes, mein Freund! Es war bei dem Besitzer des Gartens, in dem ich mich befand, jemand gestorben; die eine der Personen, deren Unterhaltung ich anhörte, war dieser Besitzer und die andere der Arzt. Der erste vertraute dem andern seine Besorgnisse und Schmerzen an, denn es war das zweitemal, daß der Tod innerhalb vier Wochen schnell und unerwartet in diesem Haus einkehrte.«

»Ah, ah!« sagte Monte Christo, indem er den jungen Mann ansah und seinen Stuhl unmerklich in den Schatten rückte, während dem jungen Mann das Licht ins Gesicht fiel.

»Ja«, fuhr dieser fort, »zweimal war der Tod innerhalb eines Monats in diesem Haus eingekehrt.«

»Und was antwortete der Doktor?« fragte Monte Christo.

»Er antwortete ... er antwortete, dieser Tod sei nicht natürlich, sondern die Folge ...«

»Wovon?«

»Von Gift!«

»So!« sagte Monte Christo. »Wirklich, Maximilian, das haben Sie gehört?«

»Ja, lieber Graf, und der Doktor hat hinzugefügt, daß, wenn sich Ähnliches wiederhole, er sich für verpflichtet halten würde, dem Gericht Anzeige zu erstatten.«

Monte Christo hörte dem Anschein nach mit der größten Ruhe zu.

»Nun denn«, sagte Maximilian, »der Tod ist zum drittenmal eingekehrt, und weder der Hausherr noch der Doktor haben etwas gesagt; jetzt kehrt er vielleicht zum viertenmal ein. Graf, raten Sie mir, was soll ich denn tun?«

»Lieber Freund«, antwortete Monte Christo, »Sie erzählen mir da etwas, was jeder von uns auswendig weiß. Ich kenne das Haus, wo Sie das gehört haben, oder wenigstens ein ähnliches, ein Haus mit einem Garten, wo ein alter Großvater lebt, wo ein Doktor aus und ein geht, ein Haus, wo drei seltsame und unerwartete Todesfälle vorgekommen sind. Nun, sehen Sie mich an, ich habe kein Geheimnis belauscht und weiß doch alles so gut wie Sie, und plagt mich etwa mein Gewissen, ob ich darüber Anzeige erstatten muß? Nein, das geht mich nichts an. Sie sagen, der Zorn des Herrn schein über diesem Haus zu walten; nun denn, wer sagt Ihnen, daß Ihre Vermutung nicht zutrifft? Kümmern Sie sich nicht um Dinge, vor denen die Augen verschließen, die ein Interesse daran haben sollten, sie zu sehen. Wenn die Gerechtigkeit und nicht der Zorn Gottes dieses Haus heimsucht, so wenden Sie sich ab und lassen Sie der Gerechtigkeit Gottes ihren Lauf.«

Morrel erbebte; es lag etwas zugleich Trauriges, Feierliches und Schreckliches in dem Ton des Grafen.

»Zudem«, fuhr der Graf mit so veränderter Stimme fort, daß man hätte daran zweifeln können, ob diese Worte aus dem Munde desselben Mannes kämen, »zudem, wer sagt Ihnen, daß es wieder anfangen wird?«

»Es fängt wieder an, Graf«, rief Morrel, »und deshalb bin ich zu Ihnen geeilt.«

»Nun, was soll ich denn dabei tun, Morrel? Soll ich vielleicht dem Staatsanwalt Anzeige erstatten?«

Monte Christo sprach diese Worte mit einer so eigenen Betonung aus, daß Morrel aufsprang und rief: »Graf, Graf, Sie wissen, von wem ich spreche, nicht wahr?«

»Vollkommen, mein lieber Freund. Sie sind eines Abends im Garten des Herrn von Villefort spazierengegangen; nach dem, was Sie mir gesagt haben, nehme ich an, daß es an dem Sterbetag der Frau von Saint-Méran war. Sie haben Herrn von Villefort mit Herrn d'Avrigny über den Tod des Marquis und den nicht weniger überraschenden der Marquise sprechen hören. Herr d'Avrigny sagte, daß er an eine Vergiftung, selbst an eine doppelte Vergiftung glaube, und Sie, als ehrlicher Mann, quälen sich nun seitdem damit ab, ob Sie dieses Geheimnis offenbaren oder verschweigen sollen. Wir sind nicht mehr im Mittelalter, lieber Freund, und es gibt keine heilige Feme mehr! Was, zum Teufel, verlangen Sie von diesen Leuten? ›Gewissen, was willst du von mir?‹, wie Sterne sagt. Ei, mein Lieber, lassen Sie sie schlafen, wenn sie schlafen, oder lassen Sie sie in ihren schlaflosen Nächten sich quälen, und schlafen Sie in Frieden, Sie, den keine Gewissensbisse am Schlaf hindern.«

Ein furchtbarer Schmerz malte sich auf den Zügen Morrels; er ergriff Monte Christos Hand und sagte: »Aber ich sage Ihnen doch, es fängt schon wieder an.«

»Nun denn«, entgegnete Monte Christo, indem er Maximilian, dessen Benehmen er nicht verstand, aufmerksam ansah, »lassen Sie

es wieder anfangen; Gott hat diese Familie verdammt, sie werden alle vom Erdboden verschwinden. Vor drei Monaten war's Herr von Saint-Méran, vor zwei Monaten die Marquise, neulich Barrois, heute ist's der alte Noirtier oder Valentine.«

»Sie wußten es?« rief Morrel mit solchem Entsetzen, daß selbst Monte Christo erbebt. »Sie wußten es und sagten nichts?«

»Nun, was liegt mir daran?« entgegnete Monte Christo, die Schultern zuckend. »Kenne ich diese Leute, und soll ich den einen verderben, um den andern zu retten? Mir ist das Opfer nicht mehr wert als der Schuldige selbst.«

»Aber mir, mir!« rief Morrel, vor Schmerz schreiend. »Ich liebe sie!«

»Sie lieben wen?« rief Monte Christo, indem er aufsprang.

»Ich liebe wahnsinnig, liebe wie ein Mann, der jeden Blutstropfen hingeben würde, um ihr eine Träne zu ersparen, Valentine von Villefort, die man in diesem Augenblick hinmordet. Ich habe die Erlaubnis, sie heimlich, ohne Wissen ihres Vaters, in den Gemächern ihres Großvaters zu besuchen. Eben war ich mit ihr und ihrem Großvater zusammen, und sie erkrankte plötzlich. Es gelang mir, ungesehen aus dem Haus zu kommen, und ich eilte zu Ihnen. Ich liebe sie und frage Gott und Sie, wie ich sie retten kann.«

Monte Christo stieß einen wilden Schrei aus. »Unglücklicher!« rief er. »Du liebst Valentine, liebst die Tochter dieses verfluchten Geschlechts!«

Nie hatte Morrel einen ähnlichen Ausdruck auf dem Gesicht eines Menschen gesehen, nie hatte ein so schreckliches Auge vor ihm geblitzt. Er wich entsetzt zurück.

Monte Christo schloß nach diesem Ausbruch einen Augenblick die Augen; er nahm seine ganze Kraft zusammen, um seiner Erregung Herr zu werden, und man sah, wie seine wild wogende Brust sich allmählich beruhigte. Dann richtete er seine bleiche Stirn wieder auf.

»Sehen Sie«, sagte er mit kaum bewegter Stimme, »sehen Sie, lieber Freund, wie Gott diejenigen, die mit prahlerischem Gleichmut

die schrecklichen Schauspiele, die er ihnen gibt, mit ansehen, für ihre Gleichgültigkeit zu strafen weiß. Ich, der ich unbeteiligt und neugierig dieser traurigen Tragödie zusah, der ich gleich dem bösen Engel über das Böse lachte, das die Menschen im verborgenen – und es ist den Reichen und Mächtigen leicht, im verborgenen zu bleiben – begehen, ich fühle mich nun selbst von der Schlange gebissen, deren Schleichen ich zusah, und ins Herz gebissen.«

Morrel stieß ein dumpfes Stöhnen aus.

»Nun«, fuhr der Graf fort, »genug des Klagens; seien Sie ein Mann, seien Sie stark und hoffnungsvoll; denn ich bin da, ich wache über Sie.«

Morrel schüttelte traurig den Kopf.

»Ich sage Ihnen, Sie sollen hoffen!« rief Monte Christo. »Wissen Sie, daß ich nie lüge, daß ich mich nie täusche. Es ist Mittag; danken Sie dem Himmel, daß Sie am Mittag statt am Abend oder morgen früh gekommen sind. Hören Sie also, was ich Ihnen sage. Es ist Mittag; wenn Valentine um diese Zeit noch nicht gestorben ist, wird sie nicht sterben.«

»O mein Gott, mein Gott«, rief Morrel, »und ich habe sie sterbend verlassen!«

Monte Christo faßte sich an die Stirn; als er den Kopf wieder erhob, war er völlig ruhig.

»Maximilian«, sagte er, »kehren Sie ruhig nach Hause zurück; ich befehle Ihnen, nichts zu unternehmen, nicht den Schatten einer Beunruhigung auf Ihrem Gesicht zu zeigen; ich werde Ihnen Nachricht geben, gehen Sie.«

»Mein Gott!« sagte Morrel. »Sie erschrecken mich mit dieser Kaltblütigkeit, Graf. Vermögen Sie denn etwas gegen den Tod? Sind Sie mehr als ein Mensch?«

Und der junge Mann, der noch vor keiner Gefahr einen Schritt zurückgewichen war, wich, von unsagbarem Schrecken ergriffen, vor Monte Christo zurück. Monte Christo sah ihn mit einem zu-

gleich so schwermütigen und milden Lächeln an, daß Maximilian die Tränen in die Augen treten fühlte.

»Ich vermag viel, mein Freund«, antwortete der Graf. »Gehen Sie, ich muß allein sein.«

Morrel erlag dem unerklärlichen Einfluß, den Monte Christo über alles, was ihn umgab, ausübte, und gehorchte. Er drückte dem Grafen die Hand und ging. An der Tür blieb er stehen, um auf Baptistin zu warten, den er eilends zurückkommen sah. –

Unterdessen hatten Villefort und d’Avrigny sich beeilt. Der Arzt fand bei seiner Ankunft Valentine besinnungslos und untersuchte sie mit der Sorgfalt, die die Krankheit verlangte und die um so größer war, weil dem Arzt das Geheimnis ja bekannt war. Villefort, der an dem Blick und den Lippen d’Avrignys hing, wartete auf das Ergebnis der Untersuchung. Noirtier, in dessen Zimmer Valentine plötzlich von der Krankheit überfallen worden war, war bleicher als das Mädchen und wartete gespannter als Villefort selbst auf den Ausspruch des Arztes.

Endlich sagte d’Avrigny langsam: »Sie lebt noch.«

»Noch!« rief Villefort. »Doktor, welch schreckliches Wort sagen Sie da!«

»Ja«, sagte der Arzt, »ich wiederhole: Sie lebt noch, und das überrascht mich sehr.«

»Aber ist sie gerettet?« fragte der Vater.

»Ja, da sie lebt.«

In diesem Augenblick begegnete der Blick d’Avrignys dem Auge Noirtiers; es strahlte von solcher Freude und redete eine so vielsagende Sprache, daß es dem Arzt auffiel. Er ließ das junge Mädchen, dessen bleiche Lippen kaum von dem Gesicht abstachen, auf den Sessel zurückfallen und sah Noirtier an.

»Herr von Villefort«, sagte er dann, »rufen Sie bitte die Kammerjungfer Ihrer Tochter.«

Villefort ließ den Kopf des jungen Mädchens, den er gestützt hatte, los und eilte selbst fort, die Kammerjungfer zu rufen. Sobald er

die Tür geschlossen hatte, trat d'Avrigny an Noirtier heran. »Haben Sie mir etwas zu sagen?« fragte er.

Der Greis blinzelte mit den Wimpern; das war das einzige Zeichen der Bejahung, das er zu geben vermochte.

»Mir allein?«

»Ja«, machte Noirtier.

»Gut, ich werde bei Ihnen bleiben.«

In diesem Augenblick kam Villefort zurück, gefolgt von der Kammerjungfer; hinter dem Mädchen erschien Frau von Villefort.

»Aber was hat denn das liebe Kind?« rief sie. »Als sie vorhin bei mir war, klagte sie allerdings über Unpäßlichkeit, ich glaubte jedoch nicht, daß es etwas Ernstliches sei.«

Und Frau von Villefort näherte sich Valentine mit Tränen in den Augen und allen Zeichen der Zärtlichkeit einer Mutter und nahm die Hand des jungen Mädchens. D'Avrigny fuhr fort, Noirtier zu betrachten, er sah die Augen des Greises sich erweitern, seine Wangen blaß werden und zittern; der Schweiß perlte ihm auf der Stirn.

»Ah!« äußerte er unwillkürlich, indem er der Richtung des Blickes von Noirtier folgte und Frau von Villefort ansah, die sagte: »Das arme Kind wird sich in seinem Bett am besten fühlen. Kommen Sie, Fanny, wir wollen sie in ihr Bett bringen.«

Herr d'Avrigny, der in diesem Vorschlag ein Mittel sah, mit Noirtier allein zu bleiben, gab mit dem Kopf ein Zeichen, daß dies in der Tat das beste sei, aber er verbot, ihr irgend etwas andres zu geben, als was er verordnen würde.

Man trug Valentine fort, die wieder zum Bewußtsein gekommen war, aber unfähig war, zu sprechen oder sich zu bewegen. Indessen hatte sie die Kraft, mit einem Blick ihren Großvater zu grüßen, dem man die Seele auszureißen schien, indem man sie forttrug.

Der Arzt ging hinterher, schrieb ein Rezept und bat Villefort, eine Droschke zu nehmen und sich selbst zum Apotheker zu begeben, um in seiner Gegenwart die Medizin anfertigen zu lassen, sie dann selbst mitzubringen und ihn im Zimmer Valentines zu erwarten.

Nachdem er ihm nochmals eingeschärft hatte, daß Valentine nichts genießen solle, ging er wieder zu Noirtier hinauf, schloß sorgfältig die Türen, versicherte sich, daß niemand horchte, und sagte: »Sie wissen etwas über die Krankheit Ihrer Enkelin?«

»Ja«, blinzelte der Greis.

»Wir haben keine Zeit zu verlieren, ich werde Sie fragen, und Sie antworten mir.«

Noirtier gab ein Zeichen, daß er bereit sei.

»Haben Sie das, was Valentine heute zugestoßen ist, vorhergesehen?«

»Ja.«

D'Avrigny dachte einen Augenblick nach, dann näherte er sich dem Greis. »Verzeihen Sie, was ich Ihnen sagen werde«, sagte er, »aber in der schrecklichen Lage, in der wir sind, darf kein Umstand vernachlässigt werden. Sie haben den armen Barrois sterben sehen.«

Noirtier hob die Augen zum Himmel.

»Wissen Sie, woran er gestorben ist?« fragte d'Avrigny, indem er dem Greis die Hand auf die Schulter legte.

»Ja«, antwortete der Greis.

»Glauben Sie, daß sein Tod natürlich war?«

Etwas wie ein Lächeln zog über die bewegungslosen Lippen Noirtiers.

»Dann glauben Sie also, daß Barrois vergiftet worden ist?«

»Ja.«

»Glauben Sie, daß das Gift, dessen Opfer er geworden ist, für ihn bestimmt war?«

»Nein.«

»Glauben Sie nun, daß dieselbe Hand, die Barrois getroffen hat, indem sie einen andern treffen wollte, heute Valentine getroffen hat?«

»Ja.«

»Sie wird also auch erliegen?« fragte d'Avrigny, indem er seinen Blick auf Noirtier richtete und die Wirkung dieser Worte auf den Greis erwartete.

»Nein«, antwortete Noirtier mit einer Miene des Triumphs.

»Dann hoffen Sie?« fragte d'Avrigny überrascht.

»Ja.«

»Was hoffen Sie?«

Der Greis gab mit den Augen zu verstehen, daß er nicht antworten könne.

»O ja, daß ist ja wahr«, murmelte d'Avrigny.

»Hoffen Sie, daß der Mörder müde wird?« fragte er dann.

»Nein.«

»Dann hoffen Sie, daß das Gift auf Valentine ohne Wirkung sein wird?«

»Ja.«

»Denn ich sage Ihnen nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, daß man soeben versucht hat, sie zu vergiften, nicht wahr?« fügte der Arzt hinzu.

Der Greis bekundete mit den Augen, daß er daran nicht zweifle.

»Wie hoffen Sie denn, daß Valentine durchkommen wird?«

Noirtier hielt hartnäckig die Augen nach derselben Seite gerichtet; d'Avrigny folgte der Richtung und sah, daß er eine Flasche hielt, welche die Arznei enthielt, die man ihm jeden Morgen brachte.

»Ah, ah!« äußerte d'Avrigny, dem plötzlich ein Gedanke kam.

»Sollten Sie den Einfall gehabt haben ...«

Noirtier ließ ihn nicht aussprechen. »Ja«, bekundete er.

»Sie gegen das Gift zu feien ...«

»Ja.«

»Durch allmähliche Gewöhnung ...«

»Ja, ja, ja«, machte Noirtier, entzückt darüber, daß er verstanden worden war.

»Sie haben mich sagen hören, daß die Arznei, die ich Ihnen gebe, Bruzin enthält?«

»Ja.«

»Und indem Sie sie an das Gift gewöhnten, haben Sie die Wirkung des Giftes neutralisieren wollen?«

Noirtier bekundete dieselbe triumphierende Freude.

»Und es ist Ihnen gelungen!« rief d'Avrigny. »Ohne diese Vorsicht wäre Valentine heute getötet worden, getötet, ohne daß man ihr hätte helfen können; der Schlag war heftig, aber sie ist nur erschüttert worden, und diesmal wenigstens wird Valentine nicht sterben.«

Eine übermenschliche Freude strahlte in den Augen des Greises. In diesem Augenblick kam Villefort zurück.

»Da, Doktor«, sagte er, »hier ist die Medizin.«

»Ist sie in Ihrer Gegenwart zubereitet worden?«

»Ja«, antwortete der Staatsanwalt.

»Sie ist nicht aus Ihren Händen gekommen?«

»Nein.«

D'Avrigny nahm die Flasche, goß von dem Inhalt einige Tropfen in die Hand und kostete.

»Gut«, sagte er, »gehen wir in Valentines Zimmer; ich werde dort allen meine Anweisungen geben, und Sie wachen darüber, Herr von Villefort, daß niemand davon abweicht.«

In dem Augenblick, da d'Avrigny in Begleitung Villeforts in das Zimmer Valentines trat, mietete ein italienischer Priester von ernstem Äußern, ruhigem und entschiedenem Wesen für seinen Gebrauch das Haus, das an das Haus Villeforts anstieß.

Man erfuhr nicht, was die drei Mieter dieses Hauses bewog, zwei Stunden später auszuziehen; aber es ging in dem Viertel allgemein das Gerücht, daß das Haus nicht sicher auf seinem Unterbau ruhe und einzustürzen drohe, was den neuen Mieter durchaus nicht hinderte, noch an demselben Tage gegen fünf Uhr mit seinem bescheidenen Mobiliar einzuziehen.

Der neue Mieter hatte einen Kontrakt auf drei, sechs oder neun Jahre geschlossen und die Miete für sechs Monate im voraus bezahlt; er nannte sich Signor Giacomo Busoni.

Es wurden sofort Arbeiter bestellt, und in derselben Nacht sahen verspätete Passanten zu ihrer Überraschung Zimmerleute und Maurer damit beschäftigt, den unteren Teil des wankenden Hauses auszubessern.

## DER KONTRAKT

Es verstrichen einige Tage. Eines Nachmittags gegen fünf Uhr fuhr ein eleganter Phaëton in die Einfahrt des Hauses in den Champs-Elysées ein und setzte Herrn Andrea Cavalcanti an der Freitreppe ab. Der junge Mann sah glänzend aus, erkundigte sich freundschaftlich wie immer nach dem Befinden des Grafen von Monte Christo und stieg leicht die Treppe zum ersten Stock empor. Oben an der Treppe traf er den Grafen selbst, der bei seinem Anblick stehenblieb.

»Ei, guten Tag, mein lieber Graf«, sagte Andrea.

»Ah, Herr Andrea!« entgegnete Monte Christo mit seiner ein wenig spöttischen Stimme. »Wie geht es Ihnen?«

»Ausgezeichnet, wie Sie sehen. Ich komme, um mit Ihnen von hundert Dingen zu sprechen; aber zuerst, gehen Sie aus oder kommen Sie nach Hause?«

»Ich wollte ausgehen.«

»Nun, um Sie nicht aufzuhalten, werde ich, wenn Sie erlauben, mit in Ihren Wagen steigen; Tom wird uns mit meinem Phaëton folgen.«

»Nein«, antwortete der Graf, dem nichts an der Begleitung des jungen Mannes lag, mit einem unmerklichen Lächeln der Geringschätzung; »nein, ich ziehe es vor, Ihnen hier Audienz zu geben, mein lieber Herr Andrea; man plaudert besser im Zimmer, wo kein Kutscher in der Nähe ist, der auffängt, was man sagt.«

Der Graf trat in einen kleinen Salon des ersten Stocks, setzte sich und forderte den jungen Mann auf, gleichfalls Platz zu nehmen.

Andrea nahm seine freundlichste Miene an.

»Sie wissen, lieber Graf«, sagte er, »daß die Feierlichkeit heute abend stattfindet; um neun Uhr wird der Ehevertrag bei meinem Schwiegervater unterzeichnet.«

»So, wirklich?« fragte Monte Christo.

»Wie, teile ich Ihnen damit etwas Neues mit? Hat Herr Danglars Ihnen keine Anzeige geschickt?«

»Doch«, entgegnete der Graf, »ich habe gestern einen Brief von ihm erhalten; aber ich glaube nicht, daß die Stunde darin angegeben war.«

»Das ist möglich; mein Schwiegervater wird darauf gerechnet haben, daß es allgemein bekannt ist.«

»Nun, Sie haben Glück, Herr Cavalcanti«, sagte Monte Christo; »Sie machen da eine sehr gute Partie, und Fräulein Danglars ist hübsch dazu.«

»Allerdings«, antwortete Andrea Cavalcanti mit einem Ton voll Bescheidenheit.

»Sie ist vor allem sehr reich, wenigstens glaube ich das«, sagte Monte Christo.

»Sehr reich, glauben Sie?« wiederholte der junge Mann.

»Gewiß; man sagt, daß Herr Danglars mindestens die Hälfte seines Vermögens verschweigt.«

»Und er gibt fünfzehn oder zwanzig Millionen zu«, sagte Andrea mit einem vor Freude strahlenden Blick.

»Und dabei steht er im Begriff, in eine Eisenbahnspekulation einzutreten, bei der er, wie es allgemein heißt, mindestens seine zehn Millionen verdienen wird.«

»Zehn Millionen! Sie glauben? Das ist prächtig«, sagte Cavalcanti, der sich an dem Klang dieser Worte berauschte.

»Und dieses ganze Vermögen wird Ihnen zufallen«, fuhr Monte Christo fort, »da das Fräulein Danglars' einzige Tochter ist. Zudem ist Ihr Vermögen, wie mir wenigstens Ihr Vater gesagt hat, fast dem Ihrer Braut gleich. Doch lassen wir die Geldsachen ruhen. Wissen

Sie, Herr Andrea, daß Sie diese ganze Sache schnell und geschickt durchgeführt haben?»

»Ich glaube, ich habe es nicht übel gemacht«, antwortete der junge Mann; »ich bin der geborene Diplomat.«

»Nun, man wird Sie in die Diplomatie eintreten lassen; die Diplomatie, wissen Sie, lernt sich nicht, man muß dazu veranlagt sein ... Das Herz ist also gefangen?»

»Wirklich, ich fürchte«, entgegnete Andrea in einem Ton, wie er ihn im Theater gehört hatte.

»Liebt man Sie ein wenig?« fragte der Graf.

»Es muß wohl so sein«, sagte Andrea mit dem Lächeln des Siegers, »da man mich heiratet. Aber vergessen wir einen wichtigen Punkt nicht.«

»Welchen?»

»Daß ich bei allem in ungewöhnlicher Weise unterstützt worden bin.«

»Pah!«

»Gewiß.«

»Durch die Umstände?»

»Nein, durch Sie!«

»Durch mich? Lassen Sie doch«, sagte Monte Christo. »Was habe ich für Sie tun können? Genügten etwa Ihr Name, Ihre gesellschaftliche Stellung und Ihr persönlicher Wert nicht?«

»Nein«, antwortete Andrea, »was Sie auch sagen, Herr Graf, ich behaupte, daß die Stellung eines Mannes wie Sie mehr getan hat als mein Name und alles übrige.«

»Sie irren sich, mein Herr«, sagte Monte Christo, der die Hinterlist des jungen Mannes wohl erkannte; »mein Schutz ist Ihnen erst zuteil geworden, nachdem ich von dem Einflusse und Vermögen Ihres Herrn Vaters Kenntnis erhalten hatte; denn wer hat mir, der ich weder Sie noch den erlauchten Urheber Ihrer Tage gesehen hatte, die Ehre Ihrer Bekanntschaft verschafft? Es waren zwei gute Freunde von mir, Lord Wilmore und der Abbé Busoni. Was hat mich er-

mutigt, Sie in die Welt einzuführen? Es ist der Name Ihres Vaters, der in Italien so bekannt und angesehen ist; persönlich kenne ich Sie nicht.«

Diese Ruhe ließ Andrea verstehen, daß er sich einem überlegenen Gegner gegenüberbefand. »Je nun«, sagte er, »mein Vater hat also wirklich ein sehr großes Vermögen, Herr Graf?«

»Es scheint so«, entgegnete Monte Christo.

»Wissen Sie, ob die Mitgift, die er mir versprochen hat, schon angekommen ist?«

»Die drei Millionen sind unterwegs, aller Wahrscheinlichkeit nach.«

»Ich werde sie also wirklich bekommen?«

»Nun, mir scheint, daß Ihr Geld bis jetzt noch niemals ausgeblieben ist.«

Andrea war so überrascht, daß er einen Augenblick in Träumerei versank. »Dann«, sagte er, »bleibt mir noch übrig, eine Bitte an Sie zu richten, die Sie verstehen werden, selbst wenn sie Ihnen unangenehm sein sollte.«

»Sprechen Sie«, entgegnete Monte Christo.

»Ich unterhalte, dank meinem Vermögen, zu vielen angesehenen Leuten Beziehungen und habe sogar, für den Augenblick wenigstens, eine Menge Freunde. Um mich aber, wie ich es tue, im Angesicht der ganzen Pariser Gesellschaft zu verheiraten, muß ich durch einen erlauchten Namen unterstützt werden, und in Ermangelung der väterlichen Hand muß mich die Hand eines angesehenen Mannes zum Altar führen; nun aber kommt mein Vater nicht nach Paris, nicht wahr?«

»Er ist alt, seine Wunden machen ihm zu schaffen, und er hat, wie er sagt, bei jeder Reise furchtbar zu leiden.«

»Ich verstehe. Nun habe ich eine Bitte an Sie.«

»An mich?«

»Ja, an Sie!«

»Und das wäre?«

»An seine Stelle zu treten.«

»Ah, mein lieber Herr! Wie? Sie kennen mich nach den zahlreichen Beziehungen, die ich das Glück hatte mit Ihnen zu haben, so schlecht, um ein solches Verlangen an mich zu stellen? Verlangen Sie von mir ein Darlehen von einer halben Million, und auf Ehrenwort, wenn solch ein Darlehen auch selten gegeben wird, Sie wären mir weniger lästig. So wissen Sie denn, ich glaubte es Ihnen schon gesagt zu haben, daß der Graf von Monte Christo in Dingen dieser Welt nie seine Eigenheiten, ich sage mehr, seinen Aberglauben, als Orientale aufgegeben hat. Ich, der ich ein Serail in Kairo, eins in Smyrna und eins in Konstantinopel habe, soll eine Hochzeit leiten? Niemals!«

»Sie schlagen es mir also ab?«

»Rundweg; wären Sie mein Sohn, wären Sie mein Bruder, ich würde es Ihnen ebenso abschlagen.«

»Oh!« rief Andrea enttäuscht. »Aber was soll ich denn tun?«

»Sie haben ja hundert Freunde, wie Sie selbst gesagt haben.«

»Zugegeben, aber Sie haben mich bei Herrn Danglars eingeführt.«

»Durchaus nicht. Ich habe Sie gemeinsam mit ihm nach Auteuil eingeladen, und Sie haben sich selbst eingeführt, das ist etwas ganz andres.«

»Ja, aber Sie haben mir zur Heirat verholfen.«

»Ich! In keiner Weise; erinnern Sie sich doch daran, was ich Ihnen geantwortet habe, als Sie mich darum angingen, den Freiwerber zu machen: Ich mache nie Heiraten, das ist bei mir ein unerschütterlicher Grundsatz.«

Andrea biß sich auf die Lippen. »Aber Sie werden doch wenigstens anwesend sein?«

»Ganz Paris wird dasein?«

»O gewiß!«

»Nun, ich werde dasein wie ganz Paris.«

»Werden Sie den Kontrakt mit unterzeichnen?«

»Darin sehe ich nichts Bedenkliches«, antwortete der Graf.  
»Nun, da Sie mir nicht mehr gewähren wollen, muß ich mich damit zufriedengeben. Aber ein letztes Wort, Graf.«

»Nun?«

»Einen Rat.«

»Sehen Sie sich vor; ein Rat, das ist schlimmer als ein Dienst.«

»Diesen können Sie mir ruhig geben.«

»Sprechen Sie.«

»Die Mitgift meiner Frau beträgt fünfhunderttausend Livres.«

»Das ist die Ziffer, die mir von Herrn Baron Danglars selbst genannt worden ist.«

»Nehme ich sie an, oder lasse ich sie in den Händen des Notars?«

»Die Dinge gehen in feinen Kreisen gewöhnlich folgendermaßen vor sich: Ihre beiden Notare kommen am folgenden oder zweitfolgenden Tag nach der Unterzeichnung des Kontrakts zusammen und wechseln die Mitgiften aus, worüber sie sich gegenseitig Quittungen ausstellen; ist die Heirat vollzogen, stellen sie Ihnen als Haupt der Gemeinschaft die Millionen zur Verfügung.«

»Hm«, sagte Andrea mit einer gewissen schlecht verhehlten Unruhe, »ich glaubte von meinem Schwiegervater gehört zu haben, daß er die Absicht habe, unser Vermögen bei diesem Eisenbahngeschäft anzulegen.«

»Aber das ist ja, wie alle Welt versichert, ein Mittel, um Ihre Kapitalien in einem Jahr zu verdreifachen. Der Baron von Danglars ist ein guter Vater und versteht zu rechnen.«

»Nun denn«, sagte Andrea, »so geht alles gut, bis auf Ihre Ablehnung, die mir sehr nahegeht.«

»Schreiben Sie die nur Bedenken zu, die unter solchen Umständen sehr natürlich sind.«

»Nun, so sei es denn, wie Sie wollen«, sagte Andrea. »Also auf heute abend neun Uhr.«

»Auf heute abend.«

Und trotz eines leichten Widerstrebens von seiten Monte Christos, dessen Lippen blaß wurden, der aber doch sein förmliches Lächeln bewahrte, ergriff Andrea die Hand des Grafen, drückte sie, sprang in seinen Phaëton und verschwand.

Die vier oder fünf Stunden, die Andrea bis zur neunten Stunde blieben, benutzte er zu Besuchen, um die Freunde, von denen er gesprochen hatte, zu veranlassen, mit dem ganzen Luxus ihrer Equipagen bei dem Bankier zu erscheinen. Er sprach überall von den Aussichten der geplanten großartigen Unternehmungen seines Schwiegervaters und blendete seine Freunde damit.

Um halb neun Uhr abends waren der große Saal und die anstoßenden Gemächer im Danglarsschen Haus von einer parfümierten Menge erfüllt, die weniger die Teilnahme als das unwiderstehliche Bedürfnis anzog, dabeizusein, wo es etwas Neues gab. Die Gemächer mit ihrer geschmacklosen und protzenhaften Einrichtung waren in ein Lichtmeer getaucht.

Danglars hatte seine Tochter Eugenie nur dadurch bewegen können, diese Ehe einzugehen, daß er ihr gesagt hatte, er sei ruiniert, wenn seinem Kredit nicht durch diese Verbindung aufgeholfen würde. Jetzt erschien sie mit der elegantesten Einfachheit gekleidet: eine weiße gestickte Seidenrobe, eine halb in ihrem schwarzen Haar versteckte weiße Rose bildeten ihren ganzen Schmuck.

Dreißig Schritt von ihr plauderte Frau Danglars mit Debray, Beauchamp und Château-Renaud. Herr Danglars erklärte in einem Kreis von Deputierten und Finanzmännern das System einer neuen Steuerverteilung, die er einzuführen gedachte, wenn die Macht der Verhältnisse die Regierung gezwungen haben würde, ihn ins Ministerium zu berufen.

Andrea, der einen der ersten Stutzer der Oper untergefaßt hatte, setzte ihm, um ungezwungen zu erscheinen, auseinander, wie er in Zukunft zu leben gedenke und welchen Luxus er mit seinen hundertfünfundsiebzigtausend Livres Rente in Paris entfalten werde.

Jeden Augenblick rief die Stimme des Lakaïen einen angesehenen Namen aus der Finanzwelt, der Armee oder der Gelehrten- und Schriftstellerwelt, worauf eine schwache Bewegung in den Gruppen folgte. In dem Augenblick, da die goldene Stutzuhr neun schlug, ertönte der Name des Grafen Monte Christo, und die Blicke richteten sich auf die Tür.

Der Graf war mit seiner gewöhnlichen Einfachheit gekleidet; die Blässe seines männlichen Gesichts hob sich scharf von dem Schwarz des Anzugs ab. Es bildete sich sofort ein Kreis um die Tür. Der Graf warf einen Blick auf seine Umgebung; er bemerkte Frau Danglars in einer Ecke des Salons, Herrn Danglars in einer andern und Fräulein Eugenie neben sich. Er näherte sich zuerst der Baronin, die mit Frau von Villefort sprach; letztere war allein erschienen, da Valentine noch immer leidend war. Dann ging er durch die sich vor ihm öffnende Gasse von der Baronin zu Eugenie, der er in einigen wenigen und zurückhaltenden Worten seinen Glückwunsch aussprach, so daß die stolze Künstlerin – sie bildete sich ein, eine große Musikerin zu sein – davon betroffen wurde. Neben ihr stand Fräulein Louise d'Armilly, ihre Gesellschafterin, die dem Grafen für die Empfehlungsbriefe dankte, die er ihr liebenswürdigerweise für Italien gegeben hatte und von denen sie, wie sie sagte, sofort Gebrauch machen würde. Als er die Damen verließ, wandte er sich um und befand sich neben Danglars, der herangekommen war, um ihm die Hand zu geben. Nachdem er diese drei geselligen Pflichten erfüllt hatte, sah er sich im Saal um. Andrea, der in einem anstoßenden Salon war, bemerkte das Aufsehen, das Monte Christo in der Gesellschaft gemacht hatte, und eilte herbei, um ihn zu begrüßen.

In diesem Augenblick traten die Notare ein und legten ihre Mappen auf die goldgestickte Samtdecke des für die Unterzeichnung hergerichteten Tisches. Einer der Notare setzte sich, der andere blieb stehen; man begann den Kontrakt zu verlesen, den das bei dieser Feierlichkeit anwesende halbe Paris unterzeichnen sollte. Die Damen nahmen im Halbkreis Platz, während die Herren ihre Bemerkungen

über die fieberhafte Aufgeregtheit Andreas, den Ernst Danglars', die Gleichgültigkeit Eugénies und die leichte Weise, mit der die Baronin diese wichtige Angelegenheit behandelte, austauschten. Sobald der Text verlesen war, begann das Gespräch in den Salons mit verdoppelter Stärke. Diese großen Summen, diese Millionen, die die Zukunft der beiden jungen Leute überglänzten, zusammen mit der Aussteuer und dem Schmuck der jungen Frau, die in einem ausschließlich für diesen Zweck bestimmten Zimmer ausgestellt waren, machten Eindruck auf die neidische Versammlung.

Andrea, dem seine Freunde die Hand schüttelten und Glück wünschten, begann an die Wirklichkeit des Traumes zu glauben. Er war nahe daran, den Kopf zu verlieren. Der Notar ergriff feierlich die Feder, hob sie empor und sagte: »Meine Herren, nun zur Unterzeichnung des Kontrakts.«

Der Baron nahm die Feder und unterzeichnete, dann der Bevollmächtigte des alten Cavalcanti.

Die Baronin trat am Arm der Frau von Villefort an den Tisch.

»Meine Liebe«, sagte sie, während ihr die Feder gereicht wurde, »es ist zu schade. Ein unerwarteter Zwischenfall in dieser Raubmordgeschichte, dessen Opfer beinahe der Herr Graf von Monte Christo geworden wäre, hindert Herrn von Villefort leider daran, hier anwesend zu sein.«

»Wahrhaftig?« bemerkte Danglars in demselben Ton, in dem er gesagt hätte: »Meiner Treu, das ist mir höchst gleichgültig!«

»Ich fürchte, die unfreiwillige Ursache dieser Abwesenheit zu sein«, sagte Monte Christo näher tretend.

»Wie! Sie, Herr Graf?« fragte Frau Danglars, während sie unterzeichnete. »Wenn dem so ist, nehmen Sie sich in acht, ich werde es Ihnen nie verzeihen.«

Andrea spitzte die Ohren.

»Mich würde indessen keine Schuld treffen«, sagte der Graf, »und es liegt mir daran, das zu beweisen.«

Man hörte begierig zu: Monte Christo, der so selten den Mund öffnete, wollte sprechen.

»Sie erinnern sich«, sagte der Graf, während um ihn herum das tiefste Stillschweigen herrschte, »daß jener Unglückliche, der mich bestehlen wollte und beim Verlassen meines Hauses, wie man glaubt, von seinem Spießgesellen ermordet wurde, in meiner Wohnung gestorben ist?«

»Ja«, sagte Danglars.

»Nun, um ihm zu helfen, hatte man ihn entkleidet und seine Kleider in einen Winkel geworfen, wo das Gericht sie an sich genommen hat. Das Gericht nahm aber nur den Rock und die Beinkleider und vergaß die Weste.«

Andrea erbleichte sichtlich und bewegte sich langsam auf die Tür zu.

»Nun wohl, diese Weste hat man heute, ganz mit Blut bedeckt und an der Stelle des Herzens durchstoßen, aufgefunden«, sagte Monte Christo.

Die Damen stießen einen Schrei aus, und einige bereiteten sich vor, in Ohnmacht zu fallen.

»Man hat sie zu mir gebracht. Niemand konnte erraten, woher dieser Lumpen komme; ich allein dachte daran, daß es wahrscheinlich die Weste des Opfers sei. Mein Kammerdiener, der mit Ekel und Vorsicht diese Reliquie durchsuchte, fühlte plötzlich ein Papier in der Tasche und zog es heraus; es war ein Brief – wissen Sie, an wen adressiert? An Sie, Baron.«

»An mich?« rief Danglars.

»Ja, an Sie; es gelang mir, unter den Blutflecken Ihren Namen zu entziffern«, antwortete Monte Christo unter allgemeiner Überraschung.

»Aber inwiefern behindert das Herrn von Villefort?« fragte Frau Danglars, indem sie ihren Mann voll Unruhe ansah.

»Ganz einfach, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »diese Weste und dieser Brief waren, was man Überführungsbeweise nennt,

und ich habe sie an den Staatsanwalt geschickt. Sie begreifen, lieber Baron, der gesetzliche Weg ist in Kriminal Sachen der sicherste; es war vielleicht irgendein Anschlag gegen Sie.«

Andrea sah Monte Christo forschend an und verschwand im zweiten Salon.

»Wohl möglich«, entgegnete Danglars. »War dieser Ermordete nicht ein früherer Galeerensträfling?«

»Ja«, antwortete der Graf, »ein früherer Galeerensträfling namens Caderousse.«

Danglars erblaßte leicht; Andrea verließ den zweiten Salon und gewann das Vorzimmer.

»Aber unterzeichnen Sie doch«, sagte Monte Christo. »Ich bemerke, daß meine Erzählung alle Welt in Erregung versetzt hat, und bitte Sie, Frau Baronin, und das gnädige Fräulein untertänigst um Verzeihung.«

Die Baronin, die soeben unterzeichnet hatte, gab dem Notar die Feder zurück.

»Herr Prinz von Cavalcanti«, sagte der Notar, »wo sind Sie?«

»Andrea! Andrea!« wiederholten mehrere junge Leute, die mit dem edlen Italiener schon so vertraut waren, daß sie ihn bei seinem Vornamen nannten.

»Rufen Sie doch den Prinzen, sagen Sie ihm, daß die Reihe zu unterzeichnen an ihm ist!« rief Danglars einem Lakaien zu. Aber in demselben Augenblick strömte die Menge der Gäste erschrocken in den großen Salon, als ob irgendein Ungeheuer ins Zimmer getreten wäre.

Es gab in der Tat Grund zu erschrecken. Ein Gendarmerieoffizier stellte zwei Gendarmen an die Tür jedes Salons und trat hinter einem mit der Schärpe bekleideten Polizeikommissar auf Danglars zu.

Frau Danglars stieß einen Schrei aus und wurde ohnmächtig. Danglars, der sich in Gefahr glaubte, bot den Augen seiner Gäste ein von Furcht entstelltes Gesicht.

»Was gibt es denn, mein Herr?« fragte Monte Christo, dem Kommissar entgegengehend.

»Welcher von Ihnen, meine Herren«, fragte der Beamte, ohne dem Grafen zu antworten, »nennt sich Andrea Cavalcanti?«

Ein Schrei der Bestürzung ertönte. Man suchte, man fragte.

»Aber wer ist denn dieser Andrea Cavalcanti?« fragte Danglars fassungslos.

»Ein früherer Galeerensträfling, der aus dem Bagno von Toulon entwichen ist.«

»Und welches Verbrechen hat er begangen?«

»Er wird angeklagt, einen gewissen Caderousse, seinen früheren Kettengenossen, in dem Augenblick ermordet zu haben, als derselbe das Haus des Grafen von Monte Christo verließ«, antwortete der Kommissar mit seiner gelassenen Stimme.

Monte Christo warf einen schnellen Blick um sich. Andrea war verschwunden.

An demselben Abend verließ Eugenie mit ihrer Gesellschafterin heimlich das Haus ihres Vaters.

## DAS GESETZ

Am folgenden Morgen um neun Uhr stand Frau Danglars auf und kleidete sich ohne die Hilfe ihrer Kammerjungfer an. Darauf verließ sie das Haus, ging bis zur nächsten Straße, nahm dort eine Droschke und ließ sich zum Haus des Herrn von Villefort fahren.

Seit einem Monat bot dieses Haus den Anblick eines Lazarett; ein Teil der Zimmer war von innen und außen verschlossen; die Läden öffneten sich nur einen Augenblick, um frische Luft einzulassen. Frau Danglars wurde beim Anblick dieses düstern Hauses von einem Schauer ergriffen; sie stieg aus dem Wagen, näherte sich mit zitternden Beinen der geschlossenen Tür und klingelte. Beim dritten Klingeln erschien der Hausmeister und öffnete die Tür ein wenig. Er sah eine elegante Dame, und doch wurde die Tür nicht geöffnet.

»Aber so öffnen Sie doch!« sagte die Baronin.

»Zuerst, Madame, wer sind Sie?« fragte der Hausmeister.

»Wer ich bin? Sie kennen mich doch?«

»Wir kennen niemand mehr, Madame.«

»Sie sind verrückt!« rief die Baronin.

»Von wem kommen Sie?«

»Oh, das ist zu stark!«

»Madame, ich habe den Befehl, entschuldigen Sie mich. Ihr Name?«

»Frau Baronin Danglars. Sie haben mich schon zwanzigmal gesehen.«

»Das ist möglich, Madame. Jetzt, was wollen Sie?«

»Ich werde mich bei Herrn Villefort über die Frechheit seiner Leute beklagen.«

»Madame, es ist nur Vorsicht; niemand tritt hier ein, mit Ausnahme der Leute, die von Herrn d'Avrigny geschickt sind oder die den Herrn Staatsanwalt sprechen wollen.«

»Ich muß den Staatsanwalt sprechen.«

»Dringend?«

»Das sehen Sie wohl, da ich noch nicht wieder zu meinem Wagen zurückgekehrt bin. Aber machen wir ein Ende, hier ist meine Karte, bringen Sie sie Ihrem Herrn.«

»Wollen Sie warten, bis ich zurückkomme?«

»Ja, gehen Sie.«

Der Hausmeister schloß die Tür und ließ Frau Danglars draußen stehen. Sie brauchte allerdings nicht lange zu warten; einen Augenblick später öffnete sich die Tür genügend weit, daß sie eintreten konnte. Hinter ihr wurde die Tür wieder geschlossen.

Als sie im Hof waren, zog der Hausmeister, der die Tür nicht aus den Augen ließ, eine Pfeife aus der Tasche und pfiff. Der Kammerdiener des Herrn von Villefort erschien auf der Freitreppe.

»Gnädige Frau werden diesen guten Mann entschuldigen«, sagte er zu der Baronin, »aber er hat strenge Weisungen, und Herr von Villefort hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er nicht anders handeln durfte.«

Im Hof stand ein Händler, der mit denselben Vorsichtsmaßregeln eingelassen worden war. Seine Waren wurden untersucht.

Die Baronin ging die Freitreppe hinauf, sie fühlte die Traurigkeit im ganzen Haus tief auf sich wirken; immer von dem Kammerdiener begleitet, betrat sie das Arbeitszimmer des Staatsanwalts.

Sosehr auch Frau Danglars mit der Angelegenheit beschäftigt war, die sie zu dem Staatsanwalt führte, so schien ihr doch dieser Empfang durch die Dienerschaft so unwürdig, daß sie sich beklag-

te. Aber Villefort hob den Kopf und sah sie mit einem so traurigen Lächeln an, daß die Klagen auf ihren Lippen erstarben.

»Entschuldigen Sie meine Diener wegen einer Angst, die ich ihnen nicht übelnehmen kann; selbst beargwöhnt, sind sie argwöhnisch geworden.«

Frau Danglars hatte oft von dieser Angst im Hause Villefort sprechen hören; aber sie hätte nie geglaubt, daß dieses Gefühl so weit getrieben werden würde, wenn sie es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.

»Auch Sie sind also unglücklich?« fragte sie.

»Ja, gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt.

»Dann beklagen Sie mich also?«

»Aufrechtig, gnädige Frau.«

»Und Sie verstehen, was mich herführt?«

»Sie kommen, um mit mir von dem zu sprechen, was Ihnen zugestoßen ist, nicht wahr?«

»Ja, ein schreckliches Unglück!«

»Das heißt eine Unannehmlichkeit.«

»Eine Unannehmlichkeit!« rief die Baronin.

»Gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt mit seiner unerschütterlichen Ruhe, »ich bin soweit, nur das, was nicht wiedergutzumachen ist, Unglück zu nennen.«

»Glauben Sie, daß man je vergessen wird ...?«

»Alles vergißt sich«, sagte Villefort; »die Heirat Ihrer Tochter wird morgen stattfinden, wenn nicht heute, und wenn nicht morgen, so in acht Tagen. Und was den Zukünftigen des Fräuleins Eugenie betrifft, so glaube ich nicht, daß Sie ihn bedauern!«

Frau Danglars sah Villefort bestürzt über diese fast spöttische Ruhe an. »Bin ich bei einem Freund?« fragte sie in einem Ton voll schmerzlicher Würde.

»Sie wissen das ja, gnädige Frau«, antwortete Villefort, über dessen Gesicht bei diesen Worten eine leichte Röte flog.

»Nun denn«, sagte die Baronin, »so zeigen Sie mir ein wenig Teilnahme; sprechen Sie mit mir nur als Freund und nicht als Beamter, und wenn ich tief unglücklich bin, so sagen Sie nicht, ich solle heiter sein.«

Villefort verbeugte sich. »Wenn ich von Unglück sprechen höre«, sagte er, »denke ich seit einem Vierteljahr an das meine und stelle Vergleiche an; deshalb erscheint mir neben meinem Unglück das Ihre wie eine Unannehmlichkeit und Ihre Lage, mit meiner verglichen, beneidenswert. Aber das ist Ihnen unangenehm, lassen wir es. Sie sagten, gnädige Frau?«

»Ich komme, um von Ihnen zu hören, wie es mit dem Fall dieses Betrügers steht.«

»Betrüger!« wiederholte Villefort. »Gnädige Frau, Sie haben sich entschieden vorgenommen, gewisse Dinge milder aufzufassen und andre zu übertreiben. Herr Andrea Cavalcanti, oder vielmehr Herr Benedetto, ein Betrüger! Sie irren sich, Herr Benedetto ist einfach ein Mörder!«

»Ich bestreite nicht, daß Sie recht haben, aber je strenger Sie gegen diesen Unglücklichen vorgehen, desto schlimmer treffen Sie unsre Familie. Vergessen Sie ihn für einen Augenblick; statt ihn zu verfolgen, lassen Sie ihn fliehen.«

»Sie kommen zu spät, die Befehle sind schon gegeben.«

»Nun, wenn man ihn ergreift ... Glauben Sie, daß man ihn ergreifen wird?«

»Ich hoffe es.«

»Wenn man ihn ergreift – nun, so lassen Sie ihn im Gefängnis; es sollen ja so viele Untersuchungsgefangene da sein, daß die Gerichte bereits überlastet sind.«

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf.

»Wenigstens solange, bis meine Tochter verheiratet ist«, fügte die Baronin hinzu.

»Unmöglich, gnädige Frau; die Gerechtigkeit hat ihre Vorschriften, nach denen sie verfahren muß.«

»Selbst für mich?« fragte die Baronin halb lächelnd, halb im Ernst.

»Für alle«, antwortete Villefort; »und für mich ebensogut wie für die andern.«

»So!« äußerte die Baronin, ohne durch ein weiteres Wort ihren Gedanken Ausdruck zu geben.

»Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen«, fuhr Villefort fort; »Sie spielen auf die schrecklichen Gerüchte an, daß alle diese Todesfälle, die seit drei Monaten mein Haus heimgesucht haben, und ebenso die Krankheit Valentines, die wie durch ein Wunder dem Tod entgangen ist, nicht natürlich seien.«

»Daran dachte ich nicht«, entgegnete Frau Danglars lebhaft.

»Doch, Sie dachten daran, und das war gerechtfertigt, denn Sie konnten nicht anders, als daran denken, und sie sagten sich: Du, der du das Verbrechen verfolgst, antworte, warum geschehen um dich her Verbrechen, die unbestraft bleiben?«

Die Baronin erbleichte.

»Das dachten Sie, nicht wahr, gnädige Frau?«

»Nun, ich gebe es zu.«

»Ich will Ihnen antworten.« Villefort rückte seinen Stuhl neben Frau Danglars, stützte beide Hände auf seinen Schreibtisch und sagte in dumpferem Ton, als ihn seine Stimme gewöhnlich hatte: »Es gibt Verbrechen, die unbestraft bleiben, weil man die Verbrecher nicht kennt und ein unschuldiges Haupt zu treffen fürchtet; wenn aber diese Verbrecher bekannt sein werden«, fuhr er fort, indem er die Hand gegen ein Kruzifix ausstreckte, das auf seinem Schreibtisch stand, »bei dem lebendigen Gott, so werden sie sterben! Nach diesem Eid, den ich halten werde, wagen Sie mich jetzt um Gnade für diesen Elenden zu bitten!«

»Sind Sie ganz sicher, daß er so schuldig ist, wie man sagt?« entgegnete Frau Danglars.

»Hier sind seine Akten: Benedetto, zuerst mit sechzehn Jahren wegen Fälschung zu einer Galeerenstrafe von fünf Jahren verurteilt;

der junge Mann war vielversprechend, wie Sie sehen; dann entwichen, dann Mörder.«

»Und wer ist dieser Unglückliche?«

»Weiß man das! Ein Vagabund, ein Korse.«

»Es haben sich keine Verwandten von ihm gemeldet?«

»Niemand; man kennt seine Eltern nicht.«

»Aber der Mann, der von Lucca gekommen war?«

»Ein Gauner gleich ihm, vielleicht sein Komplize.«

Die Baronin faltete die Hände.

»Villefort!« sagte sie mit sanftem und einschmeichelndem Ton.

»Um Gottes willen, gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt mit einer Festigkeit, die nicht frei von Schroffheit war, »verlangen Sie von mir niemals Gnade für einen Schuldigen. Wer bin ich? Das Gesetz. Hat das Gesetz Augen, um Ihre Traurigkeit zu sehen? Hat das Gesetz Ohren, um Ihre sanfte Stimme zu hören? Nein, gnädige Frau, das Gesetz befiehlt, und wenn es befohlen hat, so schlägt es zu. Sie werden sagen, ich sei ein lebendes Wesen und kein Gesetz, ein Mensch und kein Buch. Sehen Sie mich an, haben mich die Menschen als Bruder behandelt, haben sie mich geliebt, haben sie mich geschont? Hat jemand um Gnade für Herrn Villefort gebeten, und hat jemand Gnade für ihn gewährt? Nein, nein, nein, getroffen, immer getroffen! Sie lassen nicht nach, Weib, das Sie sind, in mich zu dringen mit diesen reizenden, ausdrucksvollen Augen, die mich immer daran erinnern, daß ich erröten muß. Nun wohl, sei's, ich erröte über das, was Sie wissen, und vielleicht, vielleicht noch über andres.

Aber seitdem ich selbst gefehlt habe, und das vielleicht mehr als meine Mitmenschen, seit der Zeit habe ich die Hüllen der andern durchsucht, um das Geschwür zu finden, und ich habe es immer gefunden, ich habe es mit Glück, mit Freude gefunden, dieses Siegel der menschlichen Schwäche oder Verderbtheit. Denn jeder, den ich für schuldig erkannte, und jeder Schuldige, den ich traf, schien mir ein lebender, ein neuer Beweis, daß ich keine entsetzliche Ausnahme

sei. Die ganze Welt ist schlecht, wir wollen es beweisen und den Schlechten treffen.«

Villefort sprach diese letzten Worte mit einem fieberhaften Zorn, der seiner Sprache eine wilde Beredsamkeit gab.

Frau Danglars unternahm einen letzten Versuch. »Sie sagen aber, daß dieser junge Mann ein Vagabund, eine Waise, ein Mensch ist, der von allen verlassen ist.«

»Um so schlimmer oder vielmehr um so besser, dann braucht niemand über ihn zu weinen.«

»Das heißt grausam gegen den Schwachen sein.«

»Den Schwachen, welcher mordet!«

»Seine Schande würde auf mein Haus zurückfallen.«

»Habe ich nicht den Tod in dem meinen?«

»Oh«, rief die Baronin, »Sie sind ohne Mitleid für andre. Wohlan denn, ich sage Ihnen, man wird ohne Mitleid für Sie sein!«

»Sei es!« sagte Villefort, indem er drohend den Arm hob.

»Verschieben Sie wenigstens den Fall dieses Unglücklichen, wenn er ergriffen wird, bis zur nächsten Verhandlungsperiode; damit gewinnen wir ein halbes Jahr, in dem man vergessen kann.«

»Nein«, sagte Villefort, »ich habe noch fünf Tage; die Untersuchung ist abgeschlossen, fünf Tage sind mehr, als ich brauche; zudem verstehen Sie nicht, daß auch ich vergessen muß? Nun wohl, wenn ich arbeite, und ich arbeite Tag und Nacht, gibt es Augenblicke, wo ich mich nicht mehr erinnere, und wenn ich mich nicht mehr erinnere, bin ich glücklich wie die Toten, aber das ist immer noch besser als zu leiden.«

»Herr von Villefort, er ist geflohen, lassen Sie ihn entkommen! Es ist leicht, gut zu sein, indem man einfach nichts tut.«

»Aber ich habe Ihnen gesagt, daß es zu spät ist; der Telegraf hat gespielt, und um diese Stunde ...«

»Gnädiger Herr«, sagte der Kammerdiener, der in diesem Augenblick eintrat, »ein Dragoner hat diese Depesche aus dem Ministerium des Innern gebracht.«

Villefort ergriff das Papier und riß es rasch auf; Frau Danglars bebte vor Schrecken, Villefort vor Freude.

»Verhaftet!« rief Villefort. »Man hat ihn in Compiègne verhaftet; wir sind am Ziel.«

Frau Danglars erhob sich kalt und bleich.

»Adieu, mein Herr«, sagte sie.

»Adieu, gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt fast freudig, indem er sie bis zur Tür geleitete.

Als sein Besuch fort war, setzte er sich wieder an den Schreibtisch.

»So«, sagte er, indem er mit dem Rücken der rechten Hand auf den Brief schlug, »ich hatte eine Fälschung, drei Diebstähle, drei Brandstiftungen, es fehlte nur noch ein Mord. Da ist er; die Sitzungsperiode wird schön sein.«

## DIE ERSCHEINUNG

Valentine war noch nicht wiederhergestellt. Erschöpft und kraftlos hütete sie das Bett und hörte teilnahmslos aus dem Mund ihrer Stiefmutter von der Flucht Eugénies und der Verhaftung Andrea Cavalcantis. Wäre sie gesund gewesen, so hätten sie die Ereignisse aufs tiefste betroffen, aber jetzt waren es nur einige unklare Vorstellungen mehr, die durch ihr krankes Gehirn zogen, und bald verschwand alles wieder, und es blieb nur das Gefühl ihres eigenen Zustandes.

Am Tag wurde Valentine noch durch die Anwesenheit Noirtiers in der Wirklichkeit erhalten; der Greis ließ sich zu seiner Enkelin tragen und blieb bei ihr, sie mit väterlichem Auge betrachtend. Wenn Villefort dann aus dem Justizpalast kam, brachte er eine oder zwei Stunden mit seinem Vater und seiner Tochter zu.

Um sechs Uhr zog sich Villefort in sein Arbeitszimmer zurück; um acht Uhr kam d'Avrigny, der selbst die Arznei für die Nacht mitbrachte; dann wurde Noirtier in seine Gemächer getragen. Schließlich erschien eine Pflegerin, die der Doktor selbst ausgesucht hatte, und diese zog sich erst zurück, wenn Valentine gegen zehn oder elf Uhr eingeschlafen war.

Wenn die Pflegerin hinunterging, übergab sie den Schlüssel zu dem Zimmer Valentines Herrn von Villefort selbst, so daß man nur noch durch die Zimmer der Frau von Villefort und das Zimmer des kleinen Eduard zu der Kranken gelangte.

Jeden Morgen fand sich Morrel bei Noirtier ein und erkundigte sich nach Valentine; aber Morrel erschien ihm mit jedem Tage weniger unruhig. Einmal ging es Valentine, obgleich sie noch sehr reizbar war, mit jedem Tag besser, und dann hatte ihm ja Monte Christo gesagt, daß, wenn Valentine in zwei Stunden nicht tot wäre, sie gerettet werden könne. Jetzt waren vier Tage verflossen, und Valentine lebte noch.

Die nervöse Erregung verfolgte Valentine bis in den Schlaf oder vielmehr in den Zustand des Halbschlafs, der ihrem Wachen folgte. In der Stille der Nacht und in dem schwachen Licht, das die auf dem Kamin stehende Nachtlampe unter ihrer Alabasterglocke verbreitete, sah sie undeutliche Schatten vorüberhuschen, wie sie das Zimmer eines Kranken bevölkern.

Es war ihr dann, als ob sie bald ihre Stiefmutter sähe, die sie bedrohte, bald Morrel, der ihr die Arme entgegenstreckte. Manchmal sah sie Personen, die ihr fast Fremde waren, wie den Grafen von Monte Christo; selbst die Möbel schienen sich in diesen Augenblicken des Fiebers zu bewegen, und das dauerte so bis gegen zwei oder drei Uhr morgens. Anschließend fiel sie in bleiernem Schlaf.

An dem Abend des Tages, an dem Valentine die Flucht Eugénies und die Verhaftung Benedettos erfahren hatte, nachdem die Pflegerin die von dem Doktor bereitete Arznei hingestellt und sich in die Gesinderäume zurückgezogen hatte, ging in dem so sorgfältig verschlossenen Krankenzimmer etwas Merkwürdiges vor.

Die Pflegerin war seit ungefähr zehn Minuten fort. Valentine fieberte wie jede Nacht. Unablässig arbeitete ihr Gehirn und stellte ihr immer von neuem dieselben Bilder vor Augen. Plötzlich glaubte sie in dem zitternden Schein der Nachtlampe ihren Bücherschrank, der neben dem Kamin in einer Vertiefung der Wand stand, sich langsam drehen zu sehen. Sie vernahm nicht das geringste Geräusch.

Zu einer andern Zeit hätte Valentine nach dem seidenen Glockenzug gegriffen und um Hilfe gerufen, aber in der Lage, in der sie sich befand, wunderte sie nichts mehr. Sie glaubte, daß alle diese

Visionen Ausgeburten ihres Fiebers seien, und diese Überzeugung war ihr dadurch gekommen, daß morgens keine Spur von all den nächtlichen Phantomen zurückgeblieben war.

An der Stelle, wo der Bücherschrank gestanden hatte, wurde eine Öffnung sichtbar, und in dieser Öffnung erschien eine menschliche Gestalt.

Valentine war, dank ihrem Fieber, zu vertraut mit dieser Art Erscheinungen, als daß sie erschrocken wäre; sie öffnete nur die Augen weit, da sie hoffte, Morrel zu erkennen.

Die Gestalt kam dem Bett näher, blieb dann stehen und schien aufmerksam zu lauschen. In diesem Augenblick spielte ein Reflex der Nachtlampe auf dem Gesicht des nächtlichen Gastes.

»Er ist es nicht«, murmelte Valentine.

Und sie erwartete, überzeugt, daß sie träume, daß dieser Mann, wie es in Träumen vorkommt, verschwinde oder sich in irgendeine andre Person verwandle.

Nun fühlte sie ihren Puls, der heftig klopfte. Sie erinnerte sich, daß sie diese lästigen Visionen am besten verschwinden machen könne, wenn sie tränke. Der Arzt hatte ihr zur Beruhigung das erfrischende Getränk bereitet, und wenn sie getrunken hatte, litt sie für einen Augenblick weniger.

Sie streckte also die Hand nach dem Glas aus; aber während sie ihren zitternden Arm aus dem Bett streckte, machte die Erscheinung noch rasch zwei Schritte auf das Bett zu und kam so nahe, daß sie ihren Atem hörte und den Druck ihrer Hand zu fühlen glaubte.

Diesmal übertraf die Illusion oder vielmehr die Wirklichkeit alles, was Valentine bisher erfahren hatte; sie begann sich für wach zu halten; sie war überzeugt, daß sie bei klaren Sinnen war, und zitterte.

Irgend jemand hielt die Bewegung ihres Armes auf, deshalb zog sie den Arm langsam wieder zurück.

Die Gestalt, von der ihr Blick sich nicht wieder losmachen konnte und die übrigens mehr schützen als drohen zu wollen schien, nahm dann das Glas, näherte sich der Nachtlampe und besah das Getränk,

als ob sie die Durchsichtigkeit und Klarheit des Inhalts prüfe. Aber diese Untersuchung genügte noch nicht. Dieser Mann oder vielmehr dieses Phantom, denn es ging so leise, daß der Teppich das Geräusch der Schritte erstickte, dieser Mann nahm einen Löffel voll von dem Getränk aus dem Glas und kostete es. Valentine sah dem, was vor ihren Augen vorging, in einem Zustand regungsloser Betäubung zu.

Sie glaubte, daß alles sofort verschwinden werde, um einem andern Bild Platz zu machen; aber der Mann, statt zu verschwinden, näherte sich ihr wieder, hielt ihr das Glas hin und sagte mit bewegter Stimme: »Jetzt trinken Sie!«

Valentine zitterte. Es war das erstemal, daß eine ihrer Visionen mit diesem lebhaften Klang zu ihr sprach. Sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen. Der Mann hielt einen Finger an seine Lippen.

»Herr Graf von Monte Christo«, murmelte sie.

»Rufen Sie nicht, erschrecken Sie nicht«, sagte der Graf, »hegen Sie nicht den leisesten Argwohn oder die geringste Unruhe; der Mann, den sie vor sich sehen, hat für Sie die Gefühle des zärtlichsten Vaters und respektvollsten Freundes.«

Valentine fand keine Antwort; sie hatte so große Furcht vor dieser Stimme, die ihr die wirkliche Anwesenheit des Sprechenden offenbarte, daß sie sich scheute, ihre Stimme zu der Stimme des Grafen zu gesellen; aber ihr erschrockener Blick besagte: Wenn Ihre Absichten rein sind, warum sind Sie hier?

Der Graf begriff, was im Herzen des jungen Mädchens vorging. »Hören Sie mich an«, sagte er, »oder vielmehr sehen Sie mich an; sehen Sie, wie meine Augen gerötet sind und mein Gesicht noch bleicher ist als sonst; das kommt daher, daß ich seit vier Nächten kein Auge geschlossen habe; seit vier Nächten wache ich über Sie und beschütze Sie, um Sie unserm Freund Maximilian zu erhalten.«

Eine Blutwelle stieg in das Gesicht der Kranken. Der Name, den der Graf ausgesprochen hatte, nahm ihr den Rest des Mißtrauens.

»Maximilian ...!« wiederholte Valentine, »Maximilian! Er hat Ihnen also alles erzählt?«

»Alles. Er hat mir gesagt, daß Ihr Leben das seine sei, und ich habe ihm versprochen, daß Sie leben sollen.«

»Sie haben ihm versprochen, daß ich leben soll?«

»Ja.«

»Sie haben soeben von Wachen und Beschützen gesprochen, Herr Graf, sind Sie denn Arzt?«

»Ja, und der beste, den Sie in diesem Augenblick finden konnten, glauben Sie mir.«

»Sie sagen, Sie haben gewacht?« fragte Valentine unruhig. »Wo denn? Ich habe Sie nicht gesehen.«

Der Graf zeigte zu der Wandöffnung.

»Ich war hinter dieser Tür verborgen; sie führt ins Nachbarhaus, das ich gemietet habe.«

Valentine wandte mit einer Bewegung schamhaften Stolzes die Augen ab und sagte: »Mein Herr, was Sie da getan haben, ist beispielloser Wahnwitz, und der Schutz, den Sie mir gewährt haben, gleicht sehr einer Beleidigung.«

»Valentine«, antwortete er, »ich habe während dieses langen Wachens weiter nichts gesehen, als welche Leute zu Ihnen kamen, welche Nahrung man Ihnen bereitete, welche Getränke man Ihnen hinstellte, und wenn diese Getränke mir gefährlich erschienen, bin ich eingetreten wie jetzt, habe Ihr Glas ausgegossen und das Gift durch ein Getränk ersetzt, das statt des Todes, der Ihnen bereitet war, das Leben in Ihren Adern kreisen ließ.«

»Gift! Tod!« rief Valentine, die sich von neuem unter der Herrschaft einer fieberhaften Halluzination wähnte. »Was sagen Sie da, Herr Graf?«

»Still, mein Kind«, sagte Monte Christo, indem er wieder den Finger an die Lippen legte; »ich habe gesagt Gift, ich habe gesagt Tod und wiederhole es, aber trinken Sie zuerst das hier.« Er zog ein Fläschchen aus der Tasche, das eine rote Flüssigkeit enthielt, von der

er einige Tropfen in das Glas goß. »Und wenn Sie getrunken haben, so nehmen Sie diese Nacht nichts mehr.«

Valentine streckte die Hand aus, aber kaum hatte sie das Glas berührt, so zog sie sie voll Schrecken zurück. Monte Christo nahm das Glas, trank die Hälfte und reichte es Valentine, die nun lächelnd den Rest des Inhalts austrank.

»O ja«, sagte sie, »ich erkenne den Geschmack meiner nächtlichen Getränke, des Wassers, das mir etwas Erquickung und Ruhe gab. Ich danke Ihnen.«

»So haben Sie vier Nächte zugebracht, Valentine«, sagte der Graf. »Aber ich, wie lebte ich? O die grausamen Stunden, die ich hinter mir habe, die schrecklichen Qualen, die ich erduldet habe, wenn ich das tödliche Gift in Ihr Glas gießen sah und zitterte, daß Sie es trinken möchten, ehe ich Zeit gehabt hätte, es in den Kamin zu schütten!«

»Sie sagen«, entgegnete Valentine in höchstem Schrecken, »daß Sie tausend Qualen erlitten haben, als Sie das tödliche Gift in mein Glas gießen sahen? Aber wenn Sie das gesehen haben, so haben Sie auch die Person sehen müssen, die es ingoß.«

»Ja.«

Valentine richtete sich auf, indem sie den gestickten Batist über ihre bleiche Brust zog, und wiederholte:

»Sie haben sie gesehen?«

»Ja«, sagte der Graf zum zweitenmal.

»Was Sie mir sagen, ist entsetzlich; was Sie mich da glauben machen wollen, ist fürchterlich. Wie, im Haus meines Vaters, in meinem Zimmer, auf meinem Schmerzenslager fährt man fort, mich ermorden zu wollen? O gehen Sie, Sie versuchen mein Gewissen! Es ist unmöglich, unmöglich.«

»Sind Sie denn die erste, die von dieser Hand getroffen wird, Valentine? Haben Sie nicht Herrn von Saint-Méran, Frau von Saint-Méran, Barrois fallen sehen? Und so wäre auch Herr Noirtier ums Leben gekommen, wenn die Behandlung, die er seit drei Jahren

befolgt, ihn nicht durch die Gewöhnung an Gift gegen das Gift geschützt hätte.«

»O mein Gott«, sagte Valentine, »deshalb verlangt Großpapa seit mehr als einem Monat, daß ich von allen seinen Medizinen einnehme!«

»Und diese Medizinen haben einen bitteren Geschmack wie halb getrocknete Orangenschalen, nicht wahr?« fragte Monte Christo.

»Ja, mein Gott, ja.«

»Oh, das erklärt mir alles«, entgegnete Monte Christo; »auch er weiß, daß es hier einen Giftmörder gibt, und vielleicht auch, wer es ist. Er hat Sie, sein geliebtes Kind, gegen den todbringenden Stoff gefeit; deshalb leben Sie noch, was ich mir nicht erklären konnte, nachdem Sie vor vier Tagen ein Gift erhalten haben, das für gewöhnlich todbringend ist.«

»Aber wer ist denn der Mörder?«

»Ich frage Sie: Haben Sie des Nachts niemals jemand in Ihr Zimmer kommen sehen?«

»Doch. Oft habe ich es wie Schatten sich nähern, sich entfernen und verschwinden sehen; aber ich hielt diese Schatten für Visionen, und auch als Sie eben eintraten, habe ich lange geglaubt, daß ich fiebere oder träume.«

»Also kennen Sie die Person nicht, die Ihnen ans Leben will?«

»Nein«, antwortete Valentine, »warum sollte jemand meinen Tod wünschen?«

»Dann werden Sie sie kennenlernen«, sagte Monte Christo, indem er lauschte.

»Wie das?« fragte Valentine, die sich voll Entsetzen im Zimmer umblickte.

»Weil Sie heute abend kein Fieber mehr haben, weil Sie wach sind, weil es jetzt Mitternacht schlägt und das die Stunde der Mörder ist.«

»Mein Gott, mein Gott!« sagte Valentine, indem sie sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn wischte.

In der Tat schlug die Uhr langsam und traurig zwölf, jeder Schlag des Hammers schien das Herz des jungen Mädchens zu treffen.

»Valentine«, fuhr der Graf fort, »nehmen Sie Ihre ganze Kraft zusammen, atmen Sie ruhig, tun Sie, als ob Sie schliefen, und Sie werden sehen.«

Valentine ergriff die Hand des Grafen.

»Mir ist, als ob ich Geräusch hörte«, sagte sie; »ziehen Sie sich zurück.«

»Adieu, oder vielmehr auf Wiedersehen!« antwortete der Graf. Dann ging er mit so traurigem und väterlichem Lächeln, daß das Herz des Mädchens von Dankbarkeit erfüllt wurde, auf den Zehen zu der Türöffnung in der Wand. Ehe er sie aber schloß, wandte er sich noch einmal um. »Keine Bewegung, kein Wort«, sagte er, »daß man Sie für schlafend hält, sonst könnte man Sie vielleicht töten, ehe ich Zeit hätte herbeizueilen.«

Nach diesen furchtbaren Worten verschwand der Graf hinter der Tür, die sich geräuschlos schloß.

## DIE GIFTMISCHERIN

Valentine blieb allein; draußen schlugen noch zwei Uhren Mitternacht; in der Ferne fuhren einige Wagen vorüber, dann versank alles in tiefste Stille.

Die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens richtete sich auf die Stutzuhr, deren Pendel die Sekunden anzeigte. Sie begann die Sekunden zu zählen und bemerkte, daß ihr Herz doppelt so schnell schlug. Sie zweifelte noch; sie konnte sich nicht denken, daß jemand ihren Tod wünschte. Warum? Zu welchem Zweck? Was hatte sie getan, das ihr einen Feind schaffen konnte?

Es war keine Gefahr, daß sie einschlief; ein einziger schrecklicher Gedanke hielt ihren Geist gespannt; es gab eine Person auf der Welt, die versucht hatte sie zu ermorden und es nochmals versuchen wollte. Wenn nun diese Person, da sie die Wirkungslosigkeit des Giftes sah, zu einem Mordinstrument griffe, wie Monte Christo gesagt hatte! Wenn der Graf nicht rechtzeitig herbeieilen könnte! Wenn ihre letzte Stunde bevorstand! Wenn sie Morrel nicht wiedersehen sollte!

Bei diesem Gedanken, der sie erblasen machte, während sich ihr Körper mit eiskaltem Schweiß bedeckte, war Valentine nahe daran, den Glockenzug zu ergreifen und um Hilfe zu rufen. Aber es war ihr, als ob sie durch die Tür hinter dem Bücherschrank hindurch das Auge des Grafen funkeln sähe, dieses Auge, das ihr so schwer im Sinn lag und sie mit solcher Scham erfüllte, daß sie sich fragte, ob es je möglich wäre, daß das Gefühl der Dankbarkeit diese peinliche Erinnerung auslöschte.

Zwanzig Minuten, zwanzig Ewigkeiten verflossen so, dann noch zehn Minuten; endlich tönte ein Schlag der Uhr durch das Zimmer. In diesem Augenblick sagte dem Mädchen ein leises Kratzen mit den Fingernägeln an dem Bücherschrank, daß der Graf wachte und ihr empfahl, ebenfalls zu wachen.

Plötzlich hörte Valentine auf der entgegengesetzten Seite, wo das Zimmer Eduards lag, den Fußboden knarren; sie lauschte und hielt fast den Atem an. Das Schloß an der Tür knirschte, und die Tür drehte sich in den Angeln.

Valentine, die sich auf den Ellbogen gestützt hatte, hatte gerade noch Zeit, sich aufs Bett zurückfallen zu lassen und ihre Augen unter dem Arm zu verbergen. Zitternd, das Herz von unsagbarem Schrecken zusammengepreßt, wartete sie.

Jemand näherte sich dem Bett und streifte die Vorhänge. Valentine nahm ihre ganze Kraft zusammen und atmete gleichmäßig, als ob sie in ruhigem Schlaf läge.

»Valentine!« sagte ganz leise eine Stimme.

Das junge Mädchen erbebte bis auf den Grund des Herzens, antwortete aber nicht.

»Valentine!« wiederholte dieselbe Stimme.

Dasselbe Schweigen: Valentine hatte versprochen, nicht aufzuwachen.

Dann blieb alles unbeweglich. Nur hörte Valentine, wie ganz leise eine Flüssigkeit in das Glas gegossen wurde, das sie vorhin ausgetrunken hatte.

Nun wagte sie unter dem Schutz ihres Armes die Lider zu öffnen. Sie sah eine Frau im weißen Nachtkleid, die aus einer Flasche etwas in ihr Glas goß.

Während dieses kurzen Augenblicks hielt Valentine vielleicht den Atem an oder machte irgendeine Bewegung, denn die Frau beugte sich über das Bett, um besser sehen zu können, ob Valentine wirklich schlief: Es war Frau von Villefort.

Als Valentine ihre Stiefmutter erkannte, ergriff sie ein so heftiger Schauer, daß sich das Bett bewegte. Frau von Villefort drückte sich sofort an die Wand und beobachtete, durch den Vorhang des Bettes geschützt, stumm und aufmerksam die Liegende.

Diese erinnerte sich der schrecklichen Worte Monte Christos; es hatte ihr geschienen, als ob sie in der andern Hand, die nicht die Flasche hielt, ein langes scharfes Messer hätte blitzen sehen. Sie bot ihre ganze Willenskraft auf und bemühte sich, die Augen zu schließen; aber das wurde ihr in diesem Augenblick fast unmöglich, so stark war der Drang, die Augen offenzuhalten und zu beobachten, was im Zimmer vorging.

Frau von Villefort, die wieder den ruhigen Atem Valentines hörte, goß nun, halb hinter dem Vorhang am Kopfende des Bettes verborgen, den Inhalt der Flasche vollständig in das Glas. Dann zog sie sich zurück, ohne daß das geringste Geräusch dem jungen Mädchen anzeigte, daß ihre Stiefmutter gegangen sei.

Valentine hatte den Arm verschwinden sehen, weiter nichts; diesen frischen runden Arm einer schönen jungen Frau von fünfundzwanzig Jahren, der den Tod ins Glas goß. Es ist unmöglich auszudrücken, was Valentine während dieser anderthalb Minuten, die Frau von Villefort im Zimmer gewesen war, empfand.

Das Kratzen an dem Bücherschrank entriß das junge Mädchen dem Zustand der Betäubung, in den sie verfallen war; sie hob mit großer Anstrengung den Kopf. Die Tür öffnete sich leise, und der Graf von Monte Christo trat wieder ein.

»Nun«, fragte er, »zweifeln Sie noch?«

»O mein Gott!« murmelte das Mädchen.

»Sie haben gesehen?«

»Ach!«

»Haben Sie sie erkannt?«

Valentine stieß ein Stöhnen aus.

»Ja«, sagte sie, »aber ich kann nicht daran glauben.«

»Sie wollen also lieber sterben und Maximilian in den Tod treiben!«

»Mein Gott, mein Gott!« wiederholte das junge Mädchen, fast von Sinnen. »Aber kann ich denn nicht das Haus verlassen, mich retten ...?«

»Valentine, die Hand, die Sie verfolgt, wird Sie überall erreichen; mit Gold wird man Ihre Dienstboten verführen, und der Tod wird Ihnen unter jeder Form entgegentreten, in dem Wasser, das Sie an der Quelle trinken, in der Frucht, die Sie vom Baum pflücken.«

»Aber haben Sie nicht gesagt, daß die Vorsicht Großpapas mich gegen das Gift gefeit habe?«

»Gegen ein Gift, wenn es nicht in starker Dosis gegeben wird; man wird zu einem andern greifen oder die Dosis verstärken.« Er nahm das Glas und tauchte seine Lippen hinein. »Und sehen Sie«, fuhr er fort, »es ist schon geschehen. Man vergiftet Sie nicht mehr mit Bruzin, sondern mit einem einfachen narkotischen Mittel. Ich erkenne den Geschmack des Alkohols, in dem es aufgelöst ist. Wenn Sie das, was Frau von Villefort in dieses Glas geschüttet hat, getrunken hätten, Valentine, Sie wären verloren.«

»Aber mein Gott«, rief das junge Mädchen, »warum verfolgt sie mich denn so?«

»Wie! Sie sind so sanft, so gut, so ohne Glauben an das Schlechte, daß Sie das nicht begreifen, Valentine?«

»Nein«, antwortete das Mädchen; »ich habe ihr doch nie etwas zuleide getan.«

»Aber Sie sind reich, Valentine! Sie haben zweihunderttausend Franken Rente, und die zweihunderttausend Franken Rente entziehen Sie ihrem Sohn.«

»Wieso? Mein Vermögen ist nicht das ihre und kommt von meinen Großeltern.«

»Allerdings, und eben deshalb sind Herr und Frau von Saint-Méran gestorben, damit Sie sie beerbten; deshalb war an dem Tag, wo er Sie zu seiner Erbin einsetzte, Herr Noirtier zum Tod verdammt;

deshalb sollen Sie Ihrerseits sterben, Valentine, damit Ihr Vater Sie beerbt und Ihr Bruder, der dann das einzige Kind ist, Ihren Vater beerbt.«

»Eduard, das arme Kind, und für ihn werden alle diese Verbrechen begangen?«

»Ah, Sie verstehen endlich.«

»Aber mein Großvater, man hat also darauf verzichtet, ihn zu töten?«

»Man hat sich gesagt, daß, wenn Sie tot sind, das Vermögen an Ihren Bruder fällt, und da das Verbrechen also überflüssig geworden ist, hat man es für doppelt gefährlich gehalten, es zu begehen.«

»Und diese Berechnung ist in der Seele einer Frau entstanden! O mein Gott!«

»Denken Sie an Perusa, an die Laube im Gasthof zur Post, an den Mann im braunen Mantel, den Ihre Stiefmutter wegen der Aqua Toffana befragte; nun, seit jener Zeit ist dieser höllische Plan in ihrem Gehirn herangereift.«

»Oh«, rief das sanfte junge Mädchen, indem es in Tränen ausbrach, »ich sehe ein, ich bin also zum Sterben verdammt.«

»Nein, Valentine, Sie werden nicht sterben, denn ich habe alle diese Anschläge vorausgesehen, unsre Feindin ist besiegt, da sie erkannt ist; nein, Sie werden leben, Valentine, leben, um zu lieben und geliebt zu werden, leben, um glücklich zu sein und ein edles Herz glücklich zu machen; aber um zu leben, müssen Sie Vertrauen zu mir haben.«

»Befehlen Sie; was soll ich tun?«

»Sie müssen blindlings einnehmen, was ich Ihnen geben werde.«

»Oh, Gott ist mein Zeuge«, rief Valentine, »daß, wenn ich allein wäre, ich mich lieber töten lassen würde!«

»Sie dürfen sich niemand anvertrauen, selbst nicht Ihrem Vater.«

»Mein Vater ist nicht an diesem abscheulichen Verbrechen beteiligt, nicht wahr?« sagte Valentine, die Hände faltend.

»Nein, und dennoch muß Ihr Vater ahnen, daß alle diese Todesfälle in seinem Haus nicht natürlich sind. Ihr Vater hätte über Sie wachen müssen, er hätte um diese Stunde an meiner Stelle sein, er hätte dieses Glas ausschütten, er hätte sich schon gegen den Mörder erhoben haben müssen.«

»Herr Graf«, sagte Valentine, »ich werde alles tun, um am Leben zu bleiben, denn es gibt zwei Wesen auf der Welt, die mich lieben und es nicht überleben würden, wenn ich stürbe: es sind mein Großvater und Maximilian.«

»Ich werde über Sie wachen, wie ich bisher über Sie gewacht habe.«

»Wohlan denn, verfügen Sie über mich«, sagte Valentine. Dann setzte sie leise hinzu: »Was wird mit mir geschehen?«

»Was auch mit Ihnen geschehe, Valentine, erschrecken Sie nicht; wenn Sie leiden, wenn Sie Gesicht, Gehör, Gefühl verlieren, fürchten Sie nichts; wenn Sie aufwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, haben Sie keine Furcht, sollten Sie sich beim Erwachen selbst in einem Grabgewölbe oder einem Sarg befinden; rufen Sie Ihre Erinnerung zurück und sagen Sie sich: In diesem Augenblick wacht ein Vater über mich, ein Mann, der mein Glück und das Glück Maximilians will.«

»Ach, welch schreckliche Lage!«

»Valentine, wollen Sie lieber Ihre Stiefmutter anzeigen?«

»Ich würde lieber hundertmal sterben! O ja, sterben!«

»Nein, Sie werden nicht sterben, und was Ihnen auch zustoße, Sie versprechen mir, nicht zu klagen, sondern zu hoffen?«

»Ich werde an Maximilian denken.«

»Sie sind meine geliebte Tochter, Valentine; ich allein kann Sie retten und werde Sie retten.«

Valentine, deren Schrecken auf das höchste gestiegen war, faltete die Hände, denn sie fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, Gott um Mut zu bitten; sie richtete sich auf, um zu beten, und murmelte Worte ohne Zusammenhang, dabei vergessend, daß ihre

weißen Schultern keine andere Decke hatten als ihr langes Haar und daß man ihr Herz unter der feinen Spitze ihres Nachtkleides klopfen sah.

Der Graf legte leicht seine Hand auf den Arm des jungen Mädchens, zog die samtne Bettdecke bis zu ihrem Hals empor und sagte mit väterlichem Lächeln: »Meine Tochter, glauben Sie an meine Ergebenheit wie an die Liebe Maximilians.«

Valentine sah ihn dankbar an. Der Graf zog eine kleine, aus einem Smaragd gefertigte Büchse mit goldenem Deckel aus der Westentasche und schüttete eine kleine erbsengroße Pastille in die rechte Hand des Mädchens. Valentine nahm die Pastille mit der andern Hand und sah den Grafen fragend an.

»Ja«, antwortete der Graf.

Valentine schluckte die Pastille hinunter.

»Und jetzt auf Wiedersehen, mein Kind«, sagte er; »ich will versuchen zu schlafen, denn Sie sind gerettet.«

»Gehen Sie«, antwortete Valentine, »was mit mir auch geschehen möge, ich verspreche Ihnen, keine Furcht zu haben.«

Monte Christo sah das junge Mädchen so lange an, bis es durch die Wirkung des narkotischen Mittels, das ihr der Graf gegeben hatte, allmählich einschlief.

Dann nahm er das Glas, goß drei Viertel des Inhalts in den Kamin, damit es aussähe, als ob Valentine davon getrunken hätte, und stellte es wieder auf den Nachttisch. Hierauf verschwand er durch die Tür hinter dem Bücherschrank, nachdem er noch einen letzten Blick auf Valentine geworfen hatte.

## VALENTINE

Das Nachtlicht brannte weiter auf dem Kamin in Valentines Zimmer und verzehrte die letzten Tropfen Stearin, die bereits auseinanderliefen; die alabasterne Glocke färbte sich bereits röter; schon knisterte die Flamme, dem Erlöschen nahe, und warf ein trübes Licht auf die weißen Vorhänge und die Decken auf dem Bett des jungen Mädchens.

Auf der Straße war jedes Geräusch erstorben, und im Gemach herrschte eine schreckliche Stille.

Da öffnete sich die Tür von Eduards Zimmer her, und ein Kopf erschien in dem der Tür gegenüber befindlichen Spiegel. Es war Frau von Villefort, die zurückkehrte, um die Wirkung ihres Trankes zu sehen.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, horchte auf das Knistern des Nachtlichts, das einzige in diesem Zimmer wahrnehmbare Geräusch, und ging dann sacht auf den Nachttisch zu, um zu sehen, ob das Glas Valentines leer sei. Es war noch zu einem Viertel gefüllt. Frau von Villefort nahm es und goß es in die Asche, die sie umrührte; dann reinigte sie es sorgfältig mit ihrem Taschentuch und stellte es wieder auf den Nachttisch.

Wer in das Zimmer hätte sehen können, würde bemerkt haben, wie sie zögerte, Valentine anzusehen und sich dem Bett zu nähern.

Das düstere Licht, die Stille, der Schrecken der Nacht verbanden sich mit dem Schrecken ihres Gewissens: Die Giftmischerin hatte Furcht vor ihrem Werk.

Endlich faßte sie Mut, zog den Vorhang beiseite, stützte sich auf das Kopfende des Bettes und sah Valentine an. Das junge Mädchen atmete nicht mehr, ihre halbgeöffneten Zähne ließen keine Spur des Hauchs entschlüpfen, der vom Leben Kunde gibt; die bleichen Lippen hatten aufgehört zu beben; die Augen waren in einen violetten Schimmer getaucht, und die langen schwarzen Wimpern hoben sich von der Farbe der Haut ab, die schon gelb wie Wachs war.

Frau von Villefort betrachtete dieses Gesicht, das in seiner Unbeweglichkeit so beredt war; sie faßte Mut, hob die Decke empor und legte ihre Hand auf das Herz des Mädchens. Es war stumm und eisig. Was sie schlagen fühlte, waren die Adern ihrer Finger; sie zog mit einem Schauer die Hand zurück.

Valentines Arm hing aus dem Bett; der Unterarm war etwas zusammengekrampft, und die Hand stützte sich starr und mit gespreizten Fingern auf die Kante des Bettes. Der Ansatz der Nägel war bläulich.

Frau von Villefort hatte keinen Zweifel mehr: Es war zu Ende, das schreckliche Werk, das letzte, das sie auszuführen hatte, war endlich vollbracht.

Die Giftmischerin hatte nichts mehr in diesem Zimmer zu tun; sie wich vorsichtig zurück, um mit ihren Schritten kein Geräusch zu machen, aber während sie zurückging, hielt sie den Vorhang in die Höhe und genoß das Schauspiel des Todes, das eine unwiderstehliche Anziehungskraft hat, solange der Tod nicht Zersetzung ist, sondern nur Unbeweglichkeit, solange er Geheimnis bleibt und noch nicht Ekel ist.

Die Minuten verflossen; Frau von Villefort konnte den Vorhang nicht loslassen, den sie wie ein Leichentuch über dem Haupt Valentines hielt.

In diesem Augenblick verstärkte sich das Knistern des Nachtlichts; Frau von Villefort fuhr zusammen und ließ den Vorhang fallen. Das Licht erlosch, und das Zimmer versank in Dunkelheit. Da holte die Stutzuhr aus und schlug halb fünf.

Die Giftmischerin tastete sich, von Angst ergriffen, zur Tür und kehrte mit Angstschweiß auf der Stirn in ihr Zimmer zurück.

Die Dunkelheit dauerte noch zwei Stunden. Allmählich fiel durch die Spalten der Jalousien ein bleiches Licht ins Zimmer, und bald gewannen die Gegenstände Form und Farbe.

Auf der Treppe ertönte der Husten der Pflegerin, die gleich darauf mit einer Tasse in der Hand eintrat. Für einen Vater oder Liebhaber wäre der erste Blick entscheidend gewesen, für diese bezahlte Person schlief Valentine nur.

»Gut«, sagte sie, indem sie an den Nachttisch trat, »sie hat einen Teil der Medizin getrunken, das Glas ist zu drei Viertel leer.«

Dann ging sie an den Kamin, entfachte das Feuer, setzte sich in einen Stuhl, und obgleich sie eben aus dem Bett kam, benutzte sie den Schlummer Valentines, um noch einige Augenblicke zu schlafen.

Als es acht Uhr schlug, erwachte sie. Erstaunt über den langen Schlaf des jungen Mädchens und erschrocken über den Arm, der aus dem Bett hing und den die Schlafende nicht wieder an sich gezogen hatte, trat sie an das Kopfende des Bettes, und jetzt erst bemerkte sie, daß in Valentine kein Leben mehr war.

Sie wollte den Arm an den Körper legen, aber der Arm gab nur mit jener entsetzlichen Starrheit nach, über die sich eine Pflegerin nicht täuschen konnte.

Sie stieß einen Schreckensschrei aus, dann lief sie zur Tür und rief: »Hilfe, Hilfe!«

»Was heißt das, Hilfe?« antwortete unten von der Treppe die Stimme d'Avrignys, der gewöhnlich um diese Zeit kam.

»Wieso Hilfe?« rief die Stimme Villeforts, der aus seinem Arbeitszimmer stürzte. »Doktor, haben Sie nicht Hilfe rufen hören?«

»Ja, ja, gehen wir nach oben, zu Valentine«, antwortete der Doktor.

Aber noch ehe der Arzt und der Vater eingetreten waren, hatten die Diensthofen, die sich in den Zimmern und Gängen desselben Stockwerks befanden, das Zimmer betreten, und als sie Valentine

bleich und unbeweglich im Bett liegen sahen, hoben sie die Arme zum Himmel und taumelten wie vom Schwindel befallen.

»Ruft die gnädige Frau! Weckt die gnädige Frau!« rief der Staatsanwalt an der Tür des Zimmers, das er, wie es schien, nicht zu betreten wagte.

Aber die Dienstboten sahen Herrn d'Avrigny an, der ans Bett geeilt war und Valentine in seinen Armen aufrichtete.

»Auch diese wieder ...«, murmelte er, indem er sie fallen ließ. »O mein Gott, mein Gott, wann wirst du es müde werden?«

Villefort stürzte ins Zimmer. »Was sagen Sie?« rief er, beide Hände zum Himmel erhebend. »Doktor ...! Doktor!«

»Ich sage, daß Valentine tot ist!« antwortete d'Avrigny mit feierlicher, schrecklicher Stimme.

Villefort stürzte nieder, als ob ihm die Beine gebrochen wären, und sank mit dem Kopf auf das Bett Valentines.

Bei den Worten des Doktors, dem Aufschrei des Vaters flohen die Dienstboten entsetzt und mit dumpfen Verwünschungen davon; man hörte ihre eiligen Schritte auf den Treppen und Gängen, dann eine große Bewegung in den Höfen, und darauf wurde es still; sie hatten vom ersten bis zum letzten das fluchbeladene Haus verlassen.

In diesem Augenblick hob Frau von Villefort, die den einen Arm halb unter ihrem Morgenrock hatte, den Türvorhang; einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle stehen, indem sie die Anwesenden mit fragenden Blicken ansah und einige widerspenstige Tränen zu Hilfe rief. Plötzlich aber tat sie einen Schritt oder vielmehr einen Sprung vorwärts, indem sie die Arme nach dem Tisch ausstreckte. Sie hatte d'Avrigny sich aufmerksam über den Tisch beugen und das Glas hochheben sehen, das sie, wie sie sicher war, in der Nacht ausgegossen hatte.

Das Glas war zu einem Viertel voll, gerade wie es gewesen war, als sie den Inhalt in die Asche geschüttet hatte. Wenn der Geist

Valentines vor der Giftmischerin aufgestanden wäre, er hätte weniger Eindruck auf sie gemacht.

In der Tat, es ist genau die Farbe des Trankes, den sie in Valentines Glas gegossen und den diese getrunken hat; es ist das Gift, das das Auge d'Avrignys nicht täuschen kann und das dieser aufmerksam betrachtet! Es ist ein Wunder, das Gott jedenfalls getan hat, damit trotz der Vorsicht des Mörders eine Spur, ein Beweis, eine Anzeige des Verbrechens zurückbliebe.

Während Frau von Villefort unbeweglich wie der verkörperte Schrecken dastand und Villefort, den Kopf in die Tücher des Totenbettes vergraben, nichts von dem sah, was um ihn her vorging, trat d'Avrigny ans Fenster, um den Inhalt des Glases besser betrachten zu können. Er tauchte die Fingerspitze ein und kostete einen Tropfen.

»Ah!« murmelte er, »es ist jetzt kein Bruzin mehr; laß sehen, was es ist!«

Er eilte an einen der Schränke in Valentines Zimmer, der in eine Apotheke verwandelt worden war, nahm ein Fläschchen Salpetersäure und ließ einige Tropfen davon in die opalfarbene Flüssigkeit fallen, die sofort hochrot wurde.

»Ah!« sagte d'Avrigny zugleich mit dem Abscheu des Richters, dem sich die Wahrheit enthüllt, und der Freude des Gelehrten, dem sich ein Problem löst.

Frau von Villefort drehte sich um, ihre Augen schleuderten Flammen und erloschen dann; sie suchte taumelnd die Tür und verschwand. Einen Augenblick später hörte man aus einiger Entfernung ein Geräusch wie von einem Körper, der zu Boden fällt, aber niemand achtete darauf. Die Pflegerin sah dem Experiment des Doktors zu, Villefort war noch immer wie vernichtet. D'Avrigny allein war mit den Augen Frau von Villefort gefolgt und hatte bemerkt, wie eilig sie sich entfernte. Er hob den Türvorhang und konnte durch das Zimmer Eduards in das der Frau von Villefort sehen. Frau von Villefort lag ausgestreckt und bewegungslos auf dem Boden.

»Stehen Sie Frau von Villefort bei«, sagte er zu der Pflegerin; »sie ist ohnmächtig geworden.«

»Aber Fräulein Valentine?« stammelte die Pflegerin.

»Fräulein Valentine braucht keine Hilfe mehr«, antwortete d'Avrigny, »Fräulein Valentine ist tot.«

»Tot, tot!« schrie Villefort in tiefstem Schmerz, der ihn um so mehr zerriß, als er neu, unbekannt, unerhört für dieses Herz von Stein war.

»Tot, sagen Sie?« rief eine dritte Stimme, »Wer hat gesagt, daß Valentine tot sei?«

Die beiden Männer wandten sich um und sahen Morrel bleich, bestürzt, mit entstelltem Gesicht in der Tür stehen.

Folgendes hatte sich zugetragen:

Morrel hatte sich um seine gewohnte Stunde an der Nebentür eingefunden, um zu Noirtier zu gehen. Gegen die Gewohnheit fand er die Tür offen; er brauchte also nicht zu klingeln und trat ein. Im Vestibül wartete er einen Augenblick und rief nach einem Dienstboten, der ihn zu dem alten Noirtier führen sollte. Aber es hatte niemand geantwortet; die Dienstboten hatten das Haus verlassen.

Morrel hatte an diesem Tag keinen besonderen Grund, unruhig zu sein; er hatte das Versprechen Monte Christos, daß Valentine am Leben bleiben werde, und bis dahin war das Versprechen getreulich gehalten worden. Der Graf hatte ihm jeden Abend gute Nachrichten gegeben, die Noirtier selbst am andern Morgen bestätigte.

Es erschien ihm indessen sonderbar, daß das Haus so verlassen war; er rief zum zweitenmal, zum drittenmal, dieselbe Stille. Da entschloß er sich nach oben zu gehen. Die Tür Noirtiers war offen wie die andern Türen. Das erste, was er sah, war der Greis in seinem Lehnstuhl an seinem gewohnten Platz; seine weitgeöffneten Augen schienen einen inneren Schrecken auszudrücken, den die seltsame Blässe der Züge bestätigte.

»Wie geht es Ihnen?« fragte der junge Mann nicht ohne eine gewisse Beklemmung.

»Gut«, antwortete der Greis durch ein Augenzwinkern. Aber die Unruhe auf seinem Gesicht schien zuzunehmen.

»Sie haben etwas«, sagte Morrel. »Soll ich jemand von Ihren Leuten rufen?«

»Ja«, antwortete Noirtier.

Morrel zog wiederholt an der Klingelschnur, aber niemand kam. Er sah Noirtier an, dessen Gesichtsausdruck eine wachsende Angst zeigte.

»Mein Gott, warum kommt denn niemand?« fragte Morrel. »Ist im Hause jemand krank?«

Die Augen des Greises schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen.

»Aber was haben Sie denn?« fuhr Morrel fort. »Sie erschrecken mich. Valentine! Valentine ...!«

»Ja, ja«, machte Noirtier.

Maximilian öffnete den Mund, um zu sprechen, konnte aber keinen Laut hervorbringen; er taumelte und hielt sich am Getäfel fest. Dann streckte er die Hand nach der Tür aus.

»Ja, ja, ja«, bekundete der Greis.

Maximilian stürzte zu der kleinen Treppe, während der Greis ihm mit den Augen zuzurufen schien: Schneller, schneller!

Eine Minute genügte dem jungen Mann, um durch mehrere Zimmer zu eilen, die einsam waren wie das übrige Haus, und das Zimmer Valentines zu erreichen. Die Tür brauchte er nicht zu öffnen, sie stand weit offen.

Ein Seufzer war der erste Laut, den er vernahm. Er sah wie durch eine Wolke eine schwarze Gestalt, die in einer wirren Masse weißer Stoffe kniete. Angst, entsetzliche Angst nagelte ihn an die Schwelle.

In diesem Augenblick hörte er eine Stimme, die sagte; »Valentine ist tot«, und eine zweite, die wie ein Echo antwortete: »Tot! Tot!«

## MAXIMILIAN

Villefort erhob sich fast beschämt, im Anfall dieses Schmerzes überrascht worden zu sein. Sein wirrer Blick heftete sich auf Morrel.

»Wer sind Sie, mein Herr«, sagte er. »Sie vergessen, daß man ein Haus, worin der Tod wohnt, nicht auf diese Weise betritt. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie!«

Aber Morrel blieb unbeweglich stehen, er konnte seine Augen nicht von dem schrecklichen Anblick dieses in Unordnung geratenen Bettes und der darin liegenden Toten losreißen.

»Gehen Sie, hören Sie«, rief Villefort, während d'Avrigny seinerseits vortrat, um Morrel zum Gehen zu veranlassen.

Dieser betrachtete mit verwirrten Augen den Leichnam, die beiden Männer, das ganze Zimmer, schien einen Augenblick zu zögern und öffnete den Mund; aber trotz der zahllosen schrecklichen Vorstellungen, die sich in seinem Gehirn drängten, fand er kein Wort. Er machte plötzlich kehrt und fuhr sich mit den Händen in die Haare, so daß d'Avrigny und Villefort, die einen Augenblick von dem, was sie beschäftigte, abgelenkt waren, einen Blick wechselten, der besagte: Er ist irre!

Aber ehe fünf Minuten verflossen waren, hörte man die Treppe unter einem schweren Gewicht ächzen und sah Morrel, der mit übermenschlicher Kraft den Lehnstuhl mit dem Greis heraufbrachte. Oben angekommen, setzte Morrel den Stuhl nieder und rollte ihn in das Zimmer Valentines. Die wahnsinnige Erregung des jungen Mannes hatte seine Kraft verzehnfacht.

Aber eins war besonders schrecklich: das Gesicht Noirtiers, während er von Morrel an das Bett herangeschoben wurde, dieses Gesicht, in dem die Augen alle ihre Macht vereinten, um die andern Fähigkeiten zu ersetzen.

Dieses bleiche Gesicht mit dem flammenden Blick war für Villefort eine schreckliche Erscheinung. Jedesmal, wenn er mit seinem Vater zusammengekommen war, mußte etwas Furchtbares vorgegangen sein.

»Sehen Sie, was Sie aus ihr gemacht haben!« rief Morrel, der sich mit einer Hand auf die Lehne des Stuhles stützte, den er bis zum Bett geschoben hatte, während die andre auf Valentine zeigte. »Sehen Sie, Vater, sehen Sie!«

Villefort wich einen Schritt zurück und sah mit Staunen diesen jungen Mann an, der ihm fast unbekannt war und Noirtier Vater nannte. In diesem Augenblick schien die ganze Seele des Greises in seine Augen zu treten, die sich mit Blut füllten; dann schwellen die Adern seines Halses an, eine bläuliche Farbe, wie sie die Haut Epileptischer zeigt, bedeckte seinen Hals, seine Wangen und Schläfen; es fehlte diesem inneren Ausbruch des ganzen Wesens nur ein Schrei.

Dieser Schrei brach sozusagen aus allen Poren, schrecklich in seiner Stummheit, herzerreißend in seinem Schweigen.

D'Avrigny stürzte auf den Greis zu und ließ ihn ein starkes Beruhigungsmittel einatmen.

»Herr Noirtier«, rief Morrel, indem er die kraftlose Hand des Gelähmten ergriff, »man fragt mich, wer ich bin und welches Recht ich habe, hier zu sein. Oh, Sie, der Sie es wissen, sagen Sie es!« Und die Stimme des jungen Mannes erstickte in Schluchzen.

Der keuchende Atem des Greises erschütterte seine Brust; man hätte meinen können, daß er eine Beute jener Erregungen sei, die dem Todeskampf vorhergehen. Endlich flossen ihm die Tränen aus den Augen; er war glücklicher als der junge Mann, der schluchzte,

ohne zu weinen; da sein Kopf sich nicht neigen konnte, schlossen sich seine Augen.

»Sagen Sie«, fuhr Morrel mit erstickter Stimme fort, »sagen Sie, daß ich ihr Bräutigam war! Sagen Sie, daß sie meine edle Freundin, meine einzige Liebe auf Erden war! Sagen Sie, sagen Sie, daß dieser Leichnam mir gehört!«

Und der junge Mann, ein schreckliches Schauspiel einer brechenden gewaltigen Kraft, stürzte schwer vor dem Bett in die Knie, und seine Finger krampften sich in die Decken.

Dieser Schmerz war so gewaltig, daß d'Avrigny sich abwandte, um seine Bewegung zu verbergen, und daß Villefort mit jener Sympathie, die wir für diejenigen empfinden, die die Teuren, die wir beweinen, geliebt haben, dem jungen Mann die Hand entgegenstreckte. Aber Morrel sah nichts; er hatte die eiskalte Hand Valentines ergriffen und biß, da er nicht zu weinen vermochte, stöhnend in die Tücher.

Während einiger Zeit hörte man im Zimmer nur Schluchzen, Verwünschungen und Gebete. Und doch beherrschte ein Geräusch alle diese Laute: das heisere Atmen, das bei jedem Zug der Lungen eine der Lebenskräfte Noirtiers zu zerreißen schien.

Endlich nahm Villefort, der von allen am meisten seiner selbst Herr war, das Wort. »Mein Herr«, sagte er zu Maximilian, »Sie liebten Valentine, sagen Sie, Sie waren ihr Bräutigam; ich wußte nichts von dieser Liebe und diesem Verlöbniß, und dennoch verzeihe ich Ihnen als Vater, denn ich sehe, Ihr Schmerz ist groß und wahr. Zudem ist auch mein Schmerz zu groß, als daß in meinem Herzen Platz bliebe für den Zorn. Aber Sie sehen, der Engel, auf den Sie hofften, hat die Erde verlassen; nehmen Sie darum Abschied von der traurigen Hülle, die sie bei uns vergessen hat; drücken Sie ein letztes Mal die Hand, auf die Sie Ihre Hoffnung gesetzt hatten, und scheiden Sie auf immer von ihr; Valentine bedarf jetzt nur noch des Priesters, der sie segnen soll.«

»Sie irren sich, mein Herr«, rief Morrel, indem er sich auf ein Knie erhob. »Sie irren! Valentine, die so gestorben ist, bedarf nicht nur

eines Priesters, sondern auch eines Rächers, Herr von Villefort, lassen Sie den Priester holen, ich werde der Rächer sein.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Villefort erbebend.

»Ich will damit sagen«, fuhr Morrel fort, »daß zwei Menschen in Ihnen stecken. Der Vater hat genug geweint; lassen Sie den Staatsanwalt sein Amt beginnen.«

Die Augen Noirtiers funkelten; d'Avrigny näherte sich.

»Mein Herr«, fuhr der junge Mann fort, dessen Augen die Gefühle verfolgten, die sich auf den Gesichtern der Anwesenden ausdrückten, »ich weiß, was ich sage, und Sie wissen alle ebensogut wie ich, was ich sagen will. Valentine ist ermordet worden!«

Villefort senkte den Kopf; d'Avrigny trat noch einen Schritt näher; Noirtier stimmte mit den Augen zu.

»Nun, mein Herr«, fuhr Morrel fort, »heute verschwindet nicht ein Wesen, und wäre es nicht jung, nicht schön, nicht anbetungswürdig, wie Valentine war, gewaltsam aus der Welt, ohne daß man über sein Verschwinden Rechenschaft fordert! Nun, Herr Staatsanwalt«, setzte Morrel mit wachsender Heftigkeit hinzu, »kein Mitleid! Ich zeige Ihnen das Verbrechen an, suchen Sie den Mörder!«

Und seine unerbittlichen Augen sahen fragend Villefort an, der seinerseits bald Noirtier, bald d'Avrigny mit dem Blick befragte.

Aber statt Hilfe bei seinem Vater und dem Arzt zu finden, begegnete Villefort bei ihnen nur einem ebenso unerbittlichen Blick, wie der Blick Morrels war.

»Ja«, bekundete der Greis.

»Gewiß!« sagte d'Avrigny.

»Mein Herr«, entgegnete Villefort, indem er gegen diesen dreifachen Willen und seine eigene Bewegung ankämpfte. »Sie irren sich, in meinem Haus wird kein Verbrechen begangen; das Verhängnis trifft mich, Gott prüft mich; es ist schrecklich zu denken, aber man ermordet niemand!«

Die Augen Noirtiers flammten; d'Avrigny öffnete den Mund, um zu sprechen, aber Morrel streckte den Arm aus und gebot Schweigen.

»Und ich sage Ihnen, daß man hier mordet!« rief er mit leiserer Stimme, die aber nichts von ihrem schrecklichen Klang verloren hatte. »Ich sage Ihnen, daß dies seit vier Monaten das vierte Opfer ist; ich sage Ihnen, daß man schon vor vier Tagen versucht hat, Valentine zu vergiften, daß es aber dank den Vorsichtsmaßregeln, die Herr Noirtier getroffen, nicht gelungen ist. Ich sage Ihnen, daß Sie dies alles ebensogut wissen wie ich, da Herr d'Avrigny hier Sie als Arzt und Freund gewarnt hat.«

»Oh, Sie sprechen im Fieber!« entgegnete Villefort, der vergeblich versuchte, sich aus dem Netz, in dem er sich gefangen fühlte, zu befreien.

»Ich spreche im Fieber!« rief Morrel. »Nun wohl, ich berufe mich auf Herrn d'Avrigny selbst. Fragen Sie ihn, ob er sich noch der Worte erinnert, die er in Ihrem Garten am Abend nach dem Tode der Frau von Saint-Méran, damals, als Sie beide sich allein glaubten und sich von diesem tragischen Todesfall unterhielten, gesprochen hat.«

Villefort und d'Avrigny sahen einander an.

»Ja, erinnern Sie sich«, sagte Morrel; »denn was Sie da gesprochen haben, ist an mein Ohr gedrungen. Gewiß hätte ich schon an demselben Abend, da ich die Nachsicht des Herrn von Villefort den Seinen gegenüber sah, von allem Anzeige machen sollen; ich wäre dann nicht wie jetzt mitschuldig an deinem Tod, Valentine, meine geliebte Valentine! Aber der Mitschuldige wird der Rächer werden; dieser vierte Mord ist offenbar vor aller Augen, und wenn dein Vater dich verläßt, Valentine, so werde ich, das schwöre ich dir, den Mörder verfolgen!«

Und diesmal, als ob die Natur endlich Mitleid hätte, erstickten die letzten Worte Morrels in seiner Kehle, aus seiner Brust rang sich ein Schluchzen hervor, und die Tränen brachen ihm aus den Augen; weinend sank er neben dem Bett Valentines von neuem in die Knie.

Da nahm d'Avrigny, das Wort. »Auch ich«, sagte er mit fester Stimme, »auch ich schließe mich Herrn Morrel an, um Sühne für das Verbrechen zu verlangen; denn mein Herz empört sich bei

dem Gedanken, daß meine feige Rücksicht den Mörder ermuntert hat!«

»O mein Gott, mein Gott!« murmelte Villefort vernichtet.

Morrel hob den Kopf und sagte, als er in den Augen des Greises ein übernatürliches Licht sah: »Herr Noirtier will sprechen.«

»Ja«, bekundete Noirtier mit einem Ausdruck, der um so schrecklicher war, als alle Fähigkeiten dieses armen, machtlosen Greises sich in seinem Blick vereinten.

»Sie kennen den Mörder?« fragte Morrel.

»Ja«, gab Noirtier zurück.

»Und Sie wollen uns auf die Spur leiten?« rief der junge Mann.

»Lassen Sie uns hören, Herr d'Avrigny!«

Noirtier lächelte dem unglücklichen Morrel melancholisch zu; es war jenes milde Lächeln der Augen, das Valentine so oft beglückt hatte. Nachdem er so den jungen Mann aufmerksam gemacht hatte, sah er zur Tür des Gemachs.

»Sie wollen sagen, ich solle fortgehen?« rief Morrel schmerzlich.

»Ja«, bekundete Noirtier.

»Oh, Herr Noirtier, haben Sie doch Mitleid mit mir!«

Die Augen des Greises blieben unerbittlich zur Tür gerichtet.

»Kann ich wenigstens wiederkommen?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Soll ich allein gehen?«

»Nein.«

»Wen soll ich mitnehmen? Den Herrn Staatsanwalt?«

»Nein.«

»Den Arzt?«

»Ja.«

»Sie wollen mit Herrn von Villefort allein bleiben?«

»Ja.«

»Aber wird er Sie verstehen?«

»Ja.«

»Oh«, sagte Villefort, erfreut darüber, daß die Sache zwischen ihm und seinem Vater bleiben sollte, »seien Sie unbesorgt, ich verstehe meinen Vater sehr gut.« Aber während er dies mit dem Ausdruck der Freude sagte, klapperten ihm die Zähne.

D'Avrigny nahm den jungen Mann am Arm und zog ihn mit ins Nebenzimmer. Eine Totenstille entstand im Hause.

Nach einer Viertelstunde ließ sich endlich ein taumelnder Schritt hören, und Villefort erschien auf der Schwelle des Zimmers, in dem sich d'Avrigny und Morrel befanden.

»Kommen Sie«, sagte er und führte sie an den Stuhl Noirtiers. Morrel sah Villefort aufmerksam an. Das Gesicht des Staatsanwalts war fahl; er zerquetschte eine Feder zwischen seinen Fingern.

»Meine Herren«, sagte er mit erstickter Stimme zu d'Avrigny und Morrel, »Ihr Ehrenwort, daß das entsetzliche Geheimnis zwischen uns begraben sein wird!«

Beide Männer machten eine Bewegung.

»Ich beschwöre Sie darum«, fuhr Villefort fort.

»Aber der Schuldige ...! Der Mörder!« sagte Morrel.

»Seien Sie beruhigt, mein Herr, der Gerechtigkeit wird Genüge geschehen«, entgegnete Villefort. »Mein Vater hat mir den Namen des Schuldigen mitgeteilt; mein Vater dürstet gleich Ihnen nach Rache, und doch beschwört er Sie, wie ich, das Geheimnis über das Verbrechen zu bewahren. Nicht wahr, Vater?«

»Ja«, bekundete Noirtier entschlossen.

Morrel ließ sich eine Bewegung des Abscheus und des Mißtrauens entchlüpfen.

»Oh«, rief Villefort, indem er ihn am Arm zurückhielt, »wenn mein Vater, der unbeugsame Mann, diese Bitte an Sie richtet, so geschieht das, weil er weiß, daß Valentine fürchterlich gerächt werden wird. Nicht wahr, Vater?«

Der Greis bejahte. Villefort fuhr fort: »Er kennt mich, und ich habe ihm mein Wort verpfändet. Beruhigen Sie sich also, meine Herren; drei Tage, ich bitte Sie um drei Tage, das ist weniger, als

das Gericht verlangen würde, und in diesen drei Tagen wird die Rache, die ich an dem Mörder meines Kindes nehmen werde, auch die Gleichgültigsten bis ins tiefste Herz erschauern machen. Nicht wahr, Vater?» Und indem er diese Worte sagte, knirschte er mit den Zähnen und schüttelte die erstarrte Hand des Greises.

»Wird alles, was eben versprochen worden ist, gehalten werden, Herr Noirtier?« fragte Morrel, während d'Avrigny mit den Augen forschte.

»Ja«, erwiderte Noirtier mit einem Blick finsterner Freude.

»Schwören Sie also, meine Herren«, sagte Villefort, indem er die Hände d'Avrignys und Morrels ineinanderlegte, »schwören Sie, daß Sie mit der Ehre meines Hauses Erbarmen haben und die Sorge, sie zu rächen, mir überlassen wollen.«

D'Avrigny wandte sich ab und murmelte ein ganz schwaches Ja, aber Morrel riß seine Hand aus der des Staatsanwalts, stürzte an das Bett, drückte die Lippen auf die eisigen Lippen Valentines und eilte mit verzweiflungsvollem Stöhnen aus dem Zimmer.

Da kein Diener mehr im Hause war, sah sich Villefort genötigt, Herrn d'Avrigny zu bitten, alle jene zahlreichen Schritte zu tun, die ein Todesfall in einer großen Stadt nach sich zieht und die bei einem Todesfall unter so verdächtigen Umständen besonders unangenehm sind.

Villefort kehrte in sein Arbeitszimmer zurück; d'Avrigny holte den Totenarzt; Noirtier wollte seine Enkelin nicht verlassen.

Nach einer halben Stunde kam Herr d'Avrigny mit seinem Kollegen zurück; man hatte die Straßentüren verschlossen, und da der Hausmeister mit der übrigen Dienerschaft verschwunden war, öffnete Villefort selbst. Aber er blieb auf dem Flur stehen; er hatte nicht mehr den Mut, das Sterbezimmer zu betreten. Die beiden Ärzte gingen allein zu Valentine.

Noirtier saß neben dem Bett, bleich wie die Tote, unbeweglich und stumm wie diese. Der Totenarzt trat an das Bett mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der die Hälfte seines Lebens mit

Leichen zubringt; er hob das Tuch auf, das das Mädchen bedeckte, und öffnete nur leicht die Lippen.

»Oh«, sagte d'Avrigny seufzend, »das arme Kind ist tot.«

»Ja«, antwortete lakonisch der Totenarzt, indem er das Gesicht Valentines wieder zudeckte.

Noirtier ließ ein dumpfes Röcheln hören. D'Avrigny wandte sich um, die Augen des Greises funkelten. Der Arzt verstand, daß Noirtier sein Kind sehen wollte; er schob ihn ans Bett und enthüllte das stille bleiche Gesicht. Eine Träne im Auge Noirtiers war der Dank für den Doktor.

Der Totenarzt, der sich unterdessen die Finger, mit denen er die Lippen der Verstorbenen berührt hatte, in Chlorwasser gewaschen hatte, schrieb an einem Tisch sein Protokoll nieder und wurde dann von d'Avrigny hinausgeleitet. Villefort hörte sie herabkommen und erschien an der Tür seines Arbeitszimmers. Er dankte dem Totenarzt mit einigen Worten und sagte, sich an d'Avrigny wendend: »Und jetzt der Priester?«

»Haben Sie einen Geistlichen, den Sie besonders gern damit beauftragen möchten, bei Valentine zu beten?« fragte d'Avrigny.

»Nein«, antwortete Villefort, »gehen Sie bitte zu dem nächsten.«

»Der nächste«, bemerkte der Totenarzt, »ist ein braver italienischer Abbé, der Ihr Nachbarhaus bezogen hat. Soll ich ihn benachrichtigen?«

»Herr d'Avrigny«, sagte Villefort, »wollen Sie so gütig sein, den Herrn zu begleiten? Hier ist der Schlüssel, damit Sie nach Belieben ein- und ausgehen können. Bringen Sie den Priester her und übernehmen Sie es, ihn in das Zimmer meines armen Kindes zu führen.«

»Wünschen Sie mit ihm zu sprechen, mein Freund?«

»Ich möchte allein sein. Sie werden mich entschuldigen, nicht wahr? Ein Priester muß alle Schmerzen verstehen, auch den väterlichen.«

Herr von Villefort gab Herrn d'Avrigny einen Schlüssel, grüßte den fremden Arzt und trat wieder in sein Zimmer, wo er zu arbeiten begann. Für manche Naturen ist die Arbeit das Heilmittel für alle Schmerzen.

In dem Augenblick, da beide auf die Straße traten, bemerkten sie vor der Nachbartür einen Mann im Priesterkleid.

»Da ist er, von dem ich gesprochen habe«, sagte der Totenarzt zu d'Avrigny. Dieser trat an den Geistlichen heran.

»Mein Herr«, sagte er zu ihm, »wären Sie geneigt, einem unglücklichen Vater, der soeben seine Tochter verloren hat, dem Herrn Staatsanwalt von Villefort, einen Dienst zu leisten?«

»Ah, mein Herr«, antwortete der Priester mit ausgesprochen italienischem Akzent, »ja, ich weiß, der Tod ist in seinem Haus.«

»Dann brauche ich Ihnen nicht zu sagen, welchen Dienst er von Ihnen erwartet.«

»Ich wollte mich eben dazu erbieten«, entgegnete der Priester; »es ist unsere Pflicht, unsern Aufgaben entgegenzugehen.«

»Es ist ein junges Mädchen.«

»Ja, ich weiß; ich habe es von den Dienstboten gehört, die ich aus dem Hause habe fliehen sehen. Ich habe erfahren, daß sie Valentine hieß, und habe schon für sie gebetet.«

»Dank, Dank, mein Herr«, sagte d'Avrigny, »und da Sie schon angefangen haben, Ihren heiligen Dienst auszuüben, setzen Sie ihn gütigst fort. Kommen Sie an das Totenbett, eine ganze trauernde Familie wird Ihnen dankbar sein.«

»Ich komme«, antwortete der Abbé, »und ich wage zu sagen, daß nie inbrünstigere Gebete zum Himmel aufsteigen werden als die meinen.«

D'Avrigny führte den Abbé in das Zimmer Valentines, die erst in der folgenden Nacht eingesargt werden sollte. Villefort hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und blieb unsichtbar.

Als sie das Zimmer betraten, war der Blick Noirtiers dem des Abbés begegnet, und der Greis glaubte etwas Besonderes darin zu

lesen, denn er wandte kein Auge mehr von ihm. D'Avrigny empfahl dem Priester nicht nur die Tote, sondern auch den Lebenden, und der Priester versprach ihm, seine Gebete der Toten und seine Fürsorge Herrn Noirtier zu widmen.

Sobald Herr d'Avrigny gegangen war, verriegelte der Abbé nicht nur die Tür zur Treppe, sondern auch die zu den Gemächern der Frau von Villefort, jedenfalls, damit er nicht bei seinem Beten und Noirtier nicht in seinem Schmerz gestört werde.

## DIE UNTERSCHRIFT DANGLARS'

Grau und trübe brach der folgende Tag an. Die Totenfrauen hatten während der Nacht ihr trauriges Werk getan und die Leiche in das Totentuch genäht. Dieses Totentuch war ein Stück prächtiger Batist, den das junge Mädchen vor vierzehn Tagen gekauft hatte.

Noirtier hatte gegen alle Erwartung keine Schwierigkeiten gemacht, als man ihn am Abend aus Valentines Zimmer wieder in sein eigenes gebracht hatte. Der Abbé Busoni hatte bis zum Morgen bei der Toten gewacht und sich dann zurückgezogen, ohne jemand zu rufen.

Gegen acht Uhr morgens war d'Avrigny gekommen; er hatte Villefort getroffen, der zu Noirtier ging, und ihn begleitet, um zu hören, wie der Greis die Nacht zugebracht habe. Sie fanden ihn in dem großen Lehnstuhl, der ihm als Bett diente, in sanftem Schlummer und fast lächelnd. Beide machten erstaunt auf der Schwelle halt.

»Sehen Sie«, sagte d'Avrigny zu Villefort, der seinen schlafenden Vater betrachtete, »die Natur weiß den heftigsten Schmerz zu beruhigen. Niemand wird sagen, daß Herr Noirtier seine Enkelin nicht liebte, und dennoch schläft er.«

»Ja, Sie haben recht«, antwortete Villefort; »er schläft, und das ist höchst seltsam, denn die geringste Widerwärtigkeit hält ihn ganze Nächte wach.«

»Der Schmerz hat ihn übermannt«, entgegnete d'Avrigny, und beide begaben sich in das Arbeitszimmer des Staatsanwalts.

»Sehen Sie, ich habe nicht geschlafen«, sagte Villefort, indem er d'Avrigny sein unberührtes Bett zeigte; »mich übermannt der Schmerz nicht, ich habe mich seit zwei Nächten nicht niedergelegt; aber sehen Sie dafür meinen Schreibtisch an; was habe ich geschrieben, mein Gott! Während zweier Tage und Nächte habe ich die Akten und die Anklageschrift des Mörders Benedetto durchgearbeitet ...! O Arbeit, Arbeit, meine Leidenschaft, meine Freude, du mußt alle meine Schmerzen niederzwingen!« Er drückte krampfhaft die Hand des Arztes.

»Bedürfen Sie meiner?« fragte d'Avrigny.

»Nein«, antwortete Villefort, »nur kommen Sie, bitte, um elf Uhr wieder; gegen Mittag wird die Bestattung sein ... Mein Gott! Mein armes Kind! Mein armes Kind!«

Und der Staatsanwalt, der wieder Mensch geworden war, blickte zum Himmel und stieß einen Seufzer aus.

»Werden Sie im Empfangszimmer sein?«

»Nein, ich habe einen Vetter, der diese traurige Ehre auf sich nimmt. Ich werde arbeiten, Doktor; wenn ich arbeite, verschwindet alles.«

In der Tat war der Arzt noch nicht an der Tür, da hatte sich der Staatsanwalt schon wieder an die Arbeit gesetzt. –

Während die Bekannten des Staatsanwalts sich im Trauerhaus einfanden, fuhr Monte Christo vor dem Danglarsschen Hause vor.

Der Bankier hatte vom Fenster aus den Wagen des Grafen in den Hof fahren sehen und war ihm mit traurigem, aber liebenswürdigem Gesicht entgegengegangen.

»Nun, Herr Graf«, sagte er, indem er Monte Christo die Hand entgegenstreckte, »Sie kommen, um mir Ihr Beileid zu bezeigen. Wahrhaftig, das Unglück ist in meinem Haus; ja, als ich Sie eben bemerkte, fragte ich mich gerade, ob ich nicht etwa diesen armen Morcerfs Unglück gewünscht hätte und deshalb selbst getroffen worden wäre. Aber nein, auf Ehre, ich wünschte Morcerf nichts Böses; er war vielleicht für einen Mann, der aus dem Nichts her-

vorgegangen ist wie ich, der alles sich selbst verdankt wie ich, etwas stolz; aber jeder hat seine Fehler. Oh, halten Sie sich gut, Graf, die Leute unserer Generation ... aber Pardon, Sie gehören nicht zu unserer Generation, Sie sind ein junger Mann ... die Leute unserer Generation sind dieses Jahr nicht glücklich. Beweis: unser Puritaner von Staatsanwalt, Villefort, der jetzt auch noch seine Tochter verloren hat. Sehen Sie: Villefort verliert seine ganze Familie in sonderbarer Weise; Morcerf entehrt und Selbstmörder; ich durch diesen Bösewicht von Benedetto mit Lächerlichkeit bedeckt, und dann ...«

»Dann, was?« fragte der Graf.

»Ach, Sie wissen es noch nicht?«

»Ein neues Unglück?«

»Meine Tochter ... verläßt uns.«

»Mein Gott, was Sie sagen!«

»Tatsächlich, mein lieber Graf. Gott, wie glücklich Sie sind, weder Frau noch Kind zu haben!«

»Finden Sie?«

»Wahrhaftig!«

»Und Sie sagen, daß Fräulein Eugenie ...«

»Sie hat den Schimpf, den uns dieser Elende angetan hat, nicht ertragen können und mich um die Erlaubnis gebeten zu reisen.«

»Und sie ist abgereist?«

»Neulich nacht.«

»Mit Ihrer Frau Gemahlin?«

»Nein, mit einer Verwandten ... Aber wir verlieren sie nichtsdestoweniger; denn bei ihrem Charakter zweifle ich daran, daß sie sich je wieder dazu versteht, nach Frankreich zurückzukehren.«

»Je nun, mein lieber Baron«, entgegnete Monte Christo, »was wollen Sie, solch Familienkummer wäre für einen armen Teufel, dessen Kind sein ganzes Vermögen wäre, niederschmetternd, für einen Millionär ist er aber zu ertragen. Mögen die Philosophen noch soviel reden – die Männer der Praxis werden sie stets durch die Tat wider-

legen: das Geld tröstet, über manches, und Sie müssen schneller getröstet sein als sonst jemand, wenn Sie die Kraft dieses allmächtigen Balsams zugeben, Sie, der König der Finanzwelt, der Brennpunkt, in dem alle Macht zusammentrifft.«

Danglars warf einen Seitenblick auf den Grafen, um zu sehen, ob er spotte oder im Ernst spräche.

»Ja«, sagte er, »allerdings, wenn Vermögen tröstet, so muß ich getröstet sein: Ich bin reich.«

»So reich, mein lieber Baron, daß Ihr Vermögen den Pyramiden gleicht; wollte man sie niederreißen, so würde man's nicht wagen; wagte man's, so würde man's nicht können.«

Danglars lächelte über diese vertrauende Gutmütigkeit des Grafen.

»Das erinnert mich daran«, sagte er, »daß ich bei Ihrem Eintritt dabei war, fünf kleine Wechsel auszustellen; zwei davon hatte ich schon unterzeichnet; wollen Sie mir erlauben, die drei andern fertigzumachen?«

»Nur zu, mein lieber Baron, nur zu.«

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, währenddessen man die Feder des Bankiers kratzen hörte und Monte Christo den goldenen Schmuck der Decke besah. Dann fragte er:

»Spanische, haitische, neapolitanische Wechsel?«

»Nein«, antwortete Danglars mit seinem selbstgefälligen Lachen, »Wechsel auf den Inhaber, Anweisungen auf die Bank von Frankreich. Da, sehen Sie, Herr Graf«, fügte er hinzu, »Sie, der Sie der Kaiser der Finanzwelt sind, wie ich der König bin, haben Sie schon viele solcher Papierfetzen gesehen, jeder im Wert von einer Million?«

Monte Christo wog die fünf Scheine, die ihm Danglars stolz reichte, in der Hand und las:

*»Ersuche den Herrn Direktor der Bank von Frankreich, an meine Ordre von meinem Depot die Summe von einer Million bar auszahlen zu lassen.*

*Baron Danglars.«*

»Eins, zwei, drei, vier, fünf«, zählte Monte Christo die Scheine, »fünf Millionen! Alle Wetter, wie Sie loslegen, Herr Krösus!«

»So besorge ich die Geschäfte«, sagte Danglars.

»Das ist großartig, wenn, wie ich nicht bezweifle, diese Summe bar gezahlt wird.«

»Das wird sie.«

»Es ist etwas Schönes, solchen Kredit zu haben; wahrhaftig, so etwas sieht man auch nur in Frankreich; fünf Papierfetzen im Wert von fünf Millionen; man muß es sehen, um es zu glauben.«

»Zweifeln Sie daran?«

»Nein.«

»Sie sagen das in einem Ton ... Hören Sie, machen Sie sich das Vergnügen: Fahren Sie mit meinem Kommis zur Bank, und Sie werden ihn mit Schatzanweisungen in derselben Höhe wieder herauskommen sehen.«

»Nein«, sagte Monte Christo, indem er die fünf Scheine zusammenfaltete, »meiner Treu, nein, die Sache ist zu interessant, und ich werde selbst das Experiment machen. Mein Kredit bei Ihnen beläuft sich auf sechs Millionen, ich habe neunhunderttausend Franken entnommen, Sie schulden mir also noch fünf Millionen einhunderttausend. Ich nehme Ihre fünf Papierfetzen, die ich bei bloßer Ansicht Ihrer Unterschrift für gut halte, und hier haben Sie eine Generalquittung über sechs Millionen, die unsere Rechnung berichtigt. Ich hatte sie im voraus bereit, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich heute sehr nötig Geld brauche.«

Und während Monte Christo mit der einen Hand die fünf Scheine in die Tasche steckte, reichte er mit der andern dem Bankier seine Quittung.

Wäre der Blitz vor Danglars eingeschlagen, er hätte keinen größeren Schrecken bekommen können.

»Wie!« stammelte er, »wie, Herr Graf, Sie nehmen dieses Geld? Aber entschuldigen Sie, das ist Geld, das ich den Hospitälern schulde, ein Depot, und ich habe versprochen, heute vormittag zu zahlen.«

»So!« sagte Monte Christo, »das ist etwas anderes. Es kommt mir nicht gerade auf diese fünf Scheine an, zahlen Sie mir in andern Werten; ich hätte diese genommen, weil es mir interessant gewesen wäre, sagen zu können, daß das Haus Danglars mir ohne Avis, ohne fünf Minuten Frist zu verlangen, fünf Millionen bar ausgezahlt habe. Das wäre großartig gewesen! Aber da sind Ihre Scheine; ich wiederhole Ihnen, geben Sie mir andere Werte.«

Und er hielt Danglars die fünf Scheine hin; der Bankier streckte zuerst die Hand aus, wie ein Geier die Klaue durch das Gitter seines Käfigs streckt, um das Stück Fleisch festzuhalten, das man ihm fortnimmt. Plötzlich aber besann er sich, tat sich Gewalt an und zog die Hand zurück. Dann erschien auf seinem bestürzten Gesicht allmählich das Lächeln wieder.

»In der Tat«, sagte er, »Ihre Quittung ist so gut wie Geld.«

»Nun, ich denke, und wenn Sie in Rom wären, machte das Haus Thomson und French nicht mehr Schwierigkeiten, Ihnen auf meine Quittung zu zahlen, als Sie selbst gemacht haben.«

»Verzeihen Sie, Herr Graf!«

»Ich kann also dieses Geld behalten?«

»Ja«, sagte Danglars, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, »behalten Sie's, behalten Sie's.«

Monte Christo steckte die fünf Scheine wieder in die Tasche mit jenem nicht wiederzugebenden Gesichtsausdruck, der soviel sagen will wie: Na, überlegen Sie sich's; wenn es Ihnen leid tut, ist's noch Zeit!

»Nein«, sagte Danglars, »behalten Sie meine Unterschriften. Aber Sie wissen, es gibt keinen größeren Pedanten als einen Geldmann; ich hatte dieses Geld für die Hospitäler bestimmt und glaubte sie zu

bestehlen, wenn ich ihnen nicht genau dieses Geld gäbe, als ob ein Taler nicht so gut wäre wie der andere. Entschuldigen Sie!«

Und er lachte laut, aber nervös.

»Ich entschuldige«, erwiderte Monte Christo höflich, »und stecke ein.« Und er steckte die Scheine in seine Brieftasche.

»Aber«, sagte Danglars, »wir haben noch eine Summe von hunderttausend Franken?«

»Das ist eine Kleinigkeit«, entgegnete Monte Christo. »Ihre Gebühren müssen sich ungefähr auf diese Summe belaufen; behalten Sie sie, und wir sind quitt.«

»Graf«, sagte Danglars, »sprechen Sie im Ernst?«

»Ich spaße nie mit Bankiers«, entgegnete Monte Christo mit einem Ernst, der an Unverschämtheit streifte, und er ging zur Tür, als gerade der Kammerdiener meldete: »Herr von Boville, Generaleinnehmer der Hospitäler.«

»Siehe da«, sagte Monte Christo, »ich scheine gerade rechtzeitig gekommen zu sein, um Ihre Unterschriften zu erhalten, man streitet sich um sie.«

Danglars erbleichte zum zweitenmal und beeilte sich, den Grafen zu verabschieden. Der Graf tauschte einen höflichen Gruß mit Herrn von Boville aus, der im Wartezimmer stand und gleich darauf in das Arbeitszimmer Danglars' geführt wurde.

Man hätte auf dem so ernsten Gesicht des Grafen beim Anblick der Mappe, die Herr von Boville in der Hand hatte, ein Lächeln sehen können. Am Tor bestieg er seinen Wagen und ließ sich auf der Stelle zur Bank fahren.

Unterdessen ging Danglars, jede Erregung unterdrückend, dem Generaleinnehmer entgegen; er lächelte wie immer.

»Guten Tag, mein lieber Gläubiger«, sagte er, »denn ich wette, der Gläubiger kommt zu mir.«

»Sie haben richtig erraten, Herr Baron«, antwortete Herr von Boville, »die Hospitäler stellen sich Ihnen in meiner Person vor; die

Witwen und Waisen bitten Sie durch meine Hand um ein Almosen von fünf Millionen.«

»Und man sagt, die Waisen seien zu bedauern!« sagte Danglars, auf den scherzhaften Tön eingehend; »die armen Kinder!«

»Ich komme also in ihrem Namen«, sagte Herr von Boville. »Sie haben doch gestern meinen Brief erhalten?«

»Ja.«

»Ich bringe die Quittung.«

»Mein lieber Herr von Boville«, entgegnete Danglars, »Ihre Witwen und Waisen werden die Güte haben, gefälligst noch vierundzwanzig Stunden zu warten, da Herr von Monte Christo, den Sie eben haben fortgehen sehen ... Sie haben ihn gesehen, nicht wahr?«

»Ja, nun?«

»Nun, Herr von Monte Christo hat Ihre fünf Millionen mitgenommen.«

»Wieso?«

»Der Graf hat einen unbegrenzten Kredit auf mich, der ihm von dem Haus Thomson und French in Rom eröffnet ist. Er ist gekommen, um mich um eine Summe von fünf Millionen auf einen Schlag zu bitten; ich habe ihm eine Anweisung auf die Bank gegeben; dort sind meine Kapitalien deponiert, und Sie begreifen, ich würde, wenn ich an einem Tag zehn Millionen entnähme, fürchten, daß das dem Vorstand der Bank sonderbar vorkäme. In zwei Tagen«, fügte Danglars lächelnd hinzu, »ist das was anderes.«

»Na, hören Sie!« rief Herr von Boville ungläubig. »Fünf Millionen dem Herrn, der eben fortging und der mich grüßte, als ob er mich kenne?«

»Vielleicht kennt er Sie, ohne daß Sie ihn kennen. Herr von Monte Christo kennt alle Welt.«

»Fünf Millionen!«

»Hier ist seine Quittung. Machen Sie's wie der heilige Thomas: Sehen Sie und fühlen Sie.«

Herr von Boville nahm das Papier, das ihm Danglars reichte, und las:

*»Ich bescheinige hiermit, von Herrn Baron von Danglars die Summe von fünf Millionen einhunderttausend Franken empfangen zu haben, die er nach Belieben bei dem Haus Thomson und French in Rom erheben kann.«*

»Meiner Treu, es ist wahr!« sagte er.

»Kennen Sie das Haus Thomson und French?«

»Ja«, antwortete Herr von Boville; »ich habe früher einmal ein Geschäft von zweihunderttausend Franken mit dem Haus Thomson und French gehabt, aber seitdem nicht mehr davon gehört.«

»Es ist eins der besten Häuser Europas«, sagte Danglars, indem er die Quittung nachlässig wieder auf seinen Schreibtisch warf.

»Und er hatte so einfach einen Kredit von fünf Millionen allein bei Ihnen? Das ist also ein Nabob, dieser Graf von Monte Christo?«

»Ich weiß nicht, was er ist; aber er hatte drei unbegrenzte Kredite: einen auf mich, einen auf Rothschild und einen auf Laffitte, und wie Sie sehen«, fügte Danglars nachlässig hinzu, »hat er mir den Vorzug gegeben, indem er mir hunderttausend Franken Aufgeld gelassen hat.«

Herr von Boville zeigte die größte Bewunderung. »Ich muß ihn besuchen«, sagte er, »und sehen, daß ich irgendeine fromme Stiftung für uns erhalte.«

»Oh, die ist Ihnen so gut wie sicher; seine Almosen allein belaufen sich auf mehr als zwanzigtausend Franken monatlich.«

»Das ist großartig; übrigens werde ich ihm das Beispiel der Frau von Morcerf und ihres Sohnes anführen.«

»Welches Beispiel?«

»Sie haben ihr ganzes Vermögen den Hospitälern geschenkt.«

»Welches Vermögen?«

»Ihr Vermögen, das des Generals von Morcerf, des verstorbenen.«

»Und weshalb das?«

»Weil sie ein auf so erbärmliche Weise erworbenes Vermögen nicht genießen wollen.«

»Und wovon leben sie?«

»Die Mutter zieht sich in die Provinz zurück, und der Sohn nimmt eine Anstellung an.«

»Ei, ei«, sagte Danglars, »so viel Gewissen!«

»Ich habe gestern die Schenkungsurkunde ausstellen lassen.«

»Und wieviel besaßen sie?«

»Oh, nicht viel, zwölf- bis dreizehnhunderttausend Franken. Aber kommen wir wieder zu unseren Millionen.«

»Sehr gern«, sagte Danglars auf die natürlichste Weise von der Welt; »Sie brauchen das Geld sehr dringend?«

»Allerdings; unsere Kassenaufnahme findet morgen statt.«

»Morgen! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt; bis morgen ist ja ein Jahrhundert! Um welche Zeit ist die Aufnahme?«

»Um zwei Uhr.«

»Schicken Sie gegen Mittag«, sagte Danglars mit einem Lächeln. Herr von Boville antwortete nicht viel; er nickte nur.

»Richtig«, sagte Danglars, »da fällt mir etwas ein, das ist noch weitaus besser.«

»Was?«

»Die Quittung des Grafen von Monte Christo ist so gut wie Geld; gehen Sie damit zu Rothschild oder Laffitte; sie werden sie Ihnen sofort abnehmen.«

»Obgleich sie in Rom zahlbar ist?«

»Gewiß; es wird Sie nur einen Diskont von fünf- bis sechstausend Franken kosten.«

Boville schnellte mit dem Oberkörper zurück.

»Wahrhaftig, nein, da will ich lieber bis morgen warten. Was Sie sich denken!«

»Verzeihen Sie«, sagte Danglars mit der größten Unverschämtheit, »ich habe einen Augenblick geglaubt, Sie hätten ein Defizit auszugleichen.«

»So!« äußerte der Generaleinnehmer.

»Hören Sie, das ist schon dagewesen, und in diesem Falle bringt man ein Opfer.«

»Gott sei Dank, nein!« antwortete Herr von Boville.

»Dann auf morgen; nicht wahr, mein lieber Herr von Boville?«

»Ja, auf morgen; aber bestimmt?«

»Sie scherzen! Schicken Sie gegen Mittag, die Bank wird benachrichtigt worden sein.«

»Ich werde selbst kommen.«

»Noch besser, da das mir das Vergnügen verschafft, Sie zu sehen.«

Sie drückten sich die Hand.

»Übrigens«, sagte Herr von Boville, »gehen Sie denn nicht zu dem Begräbnis dieses armen Fräuleins von Villefort? Der Leichenzug ist mir auf dem Boulevard begegnet.«

»Nein«, antwortete der Bankier; »man lacht noch über mich wegen der Geschichte mit Benedetto, und ich halte mich deshalb der Gesellschaft möglichst fern.«

»Da haben Sie unrecht; sind Sie denn an der ganzen Sache schuld?«

»Hören Sie, mein lieber Herr von Boville, wenn man einen so fleckenlosen Namen trägt wie den meinen, ist man empfindlich.«

»Ein jeder bedauert Sie, seien Sie davon überzeugt, und man bedauert besonders Ihr Fräulein Tochter.«

»Die arme Eugenie!« antwortete Danglars mit einem tiefen Seufzer. »Sie wissen, daß sie ins Kloster geht?«

»Nein.«

»Ach, es ist leider nur zu wahr! Am Tag nach dem Ereignis hat sie sich entschlossen, in Begleitung einer befreundeten Ordensschwester

abzureisen; sie sucht ein sehr strenges Kloster in Italien oder Spanien.«

»Oh, das ist schrecklich!«

Und Herr von Boville zog sich nach diesem Ausruf zurück.

»Schafskopf!« rief ihm Danglars nach, als er wieder allein war. Dann steckte er die Quittung Monte Christos in seine Brieftasche und setzte mit einem Auflachen hinzu: »Komm nur zu Mittag; ich werde über alle Berge sein.«

Er schloß sich ein, leerte sämtliche Fächer seines Kassenschrankes, die etwa fünfzigtausend Franken in Banknoten enthielten, verbrannte verschiedene Papiere, legte andere an Stellen, wo sie sogleich auffallen mußten, und schrieb einen Brief, den er versiegelte und an »Frau Baronin Danglars« adressierte.

»Heute abend werde ich ihn selbst auf ihren Toilettentisch legen«, murmelte er.

Dann zog er einen Paß aus einer Schublade.

»Gut«, sagte er, »er gilt noch zwei Monate.«

## DER FRIEDHOF PÈRE-LACHAISE

Herr von Boville war tatsächlich dem Leichenzug begegnet, der Valentine nach ihrer letzten Ruhestätte brachte. Es war trüb, der Himmel mit Wolken bedeckt; ein noch warmer, aber für die Blätter bereits verhängnisvoller Wind riß sie von den allmählich kahl werdenden Zweigen und wirbelte sie auf die Menge, welche die Boulevards füllte. Der pomphafte Zug bewegte sich zum Père-Lachaise, wo sich das Mausoleum befand, das in letzter Zeit so viele neue Bewohner aufgenommen hatte. Es trug entsprechend dem letzten Wunsch der Mutter Valentines die Aufschrift: Familie Saint-Méran und Villefort.

Eine lange Wagenreihe folgte dem Totenwagen, und hinter den Wagen gingen mehr als fünfhundert Personen zu Fuß.

Es waren fast alles junge Leute, die der Tod Valentines wie ein Blitzschlag getroffen hatte, dieses schönen, keuschen, anbetungswürdigen jungen Mädchens, das in seiner Blüte dahingerafft war.

Als der Zug das Weichbild der Stadt verließ, kam ein Vierspänner in raschem Trab und hielt plötzlich an; es war der Wagen Monte Christos. Der Graf stieg aus dem Wagen und mischte sich unter die Menge, die dem Leichenwagen zu Fuß folgte.

Château-Renaud bemerkte ihn, stieg sofort aus seinem Wagen und gesellte sich zu ihm; auch Beauchamp verließ sein Gefährt und schloß sich ihnen an.

Der Graf sah aufmerksam durch jede Lücke in der Menge; er suchte offenbar jemand. Endlich konnte er nicht mehr an sich halten.

»Wo ist Morrel?« fragte er. »Weiß einer der Herren, wo er ist?«

»Nein, wir haben ihn schon im Sterbehaus vermißt«, antwortete Château-Renaud.

Der Graf schwieg, fuhr aber fort, sich umzusehen. Endlich erreichte man den Friedhof. Das scharfe Auge Monte Christos durchforschte alle Gebüsch, und plötzlich verlor er jede Unruhe. Ein Schatten war unter den Sträuchern vorbeigeschlüpft, und Monte Christo hatte den erkannt, den er suchte.

Man weiß, was eine Beerdigung in dieser prächtigen Totenstadt ist: Schwarze Gruppen auf den weißen Wegen zerstreut, das Schweigen des Himmels und der Erde, nur gestört durch das Knacken einiger Zweige, einer eingetretenen Grabhecke; dann der melancholische Gesang der Priester, hin und wieder unterbrochen durch einen Seufzer, der aus einem Blumenbeet kommt, wo man eine Frau mit gefalteten Händen in Schmerz versunken sieht.

Der Schatten, den Monte Christo gesehen hatte, eilte schnell auf den Leichenwagen zu und ging neben den Trägern her. Monte Christo wandte kein Auge von diesem Schatten, der von den andern kaum beachtet wurde. Zweimal verließ der Graf die Reihen, um zu sehen, ob dieser Mann nicht irgendeine unter seinen Kleidern verborgene Waffe suche.

Dieser Schatten war Morrel, der, als der Zug hielt, sich auf einen kleinen Hügel stellte, von dem aus man das Mausoleum gut übersehen konnte, so daß ihm nichts von der ganzen Feierlichkeit entging. Er trug einen schwarzen, bis oben zugeknöpften Überrock, sein Gesicht war bleich und eingefallen, seine Hände zerdrückten krampfhaft seinen Hut.

Alles nahm seinen gewöhnlichen Verlauf. Einige Herren hielten Reden; die einen beklagten diesen frühen Tod, die andern sprachen von dem Schmerz des Vaters; es gab sogar geistreiche Leute, die wußten, daß das junge Mädchen mehr als einmal bei ihrem Vater ein gutes Wort für die Verbrecher eingelegt habe.

Monte Christo hörte und sah nichts, oder vielmehr, er sah nur Morrel, dessen Ruhe und Unbeweglichkeit für den, der allein erriet, was in dem Herzen des jungen Offiziers vorging, schrecklich waren.

»Wahrhaftig«, sagte plötzlich Beauchamp zu Debray, »da ist ja Morrel! Wo, zum Teufel, hat er sich da verkrochen?«

Sie machten Château-Renaud auf Morrel aufmerksam.

»Wie bleich er ist!« sagte der erbebend.

»Ihn friert«, entgegnete Debray.

»Nein«, sagte langsam Château-Renaud, »ich glaube, daß er bewegt ist. Maximilian hat ein sehr empfindliches Gemüt.«

»Oh«, entgegnete Debray, »er kannte Fräulein von Villefort ja kaum. Das haben Sie selbst gesagt.«

»Allerdings; aber ich erinnere mich, daß er damals auf dem Ball bei Frau von Morcerf dreimal mit ihr getanzt hat; Sie wissen, Graf, auf dem Ball, wo Sie so großen Eindruck machten.«

»Nein, ich weiß nicht«, antwortete Monte Christo, ohne zu wissen, worauf, noch wem er antwortete, da seine ganze Aufmerksamkeit auf Morrel gerichtet war, dessen Gesicht sich rötete, als ob er den Atem anhielt.

»Die Reden sind aus; adieu, meine Herren«, sagte der Graf plötzlich. Er verschwand, ohne daß man wußte, wohin er sich gewandt hatte.

Die Feierlichkeit war beendet, die Anwesenden begaben sich auf den Rückweg nach Paris. Château-Renaud allein sah sich nach Morrel um; aber während er dem Grafen nachgesehen hatte, mußte Morrel seinen Platz verlassen haben, denn Château-Renaud suchte ihn vergeblich; dann folgte er Debray und Beauchamp.

Monte Christo hatte sich in ein Dickicht geworfen und beobachtete, hinter einem großen Grabstein versteckt, die geringsten Bewegungen Morrels, der sich allmählich dem von den Neugierigen und den Arbeitern verlassenen Mausoleum genähert hatte.

Morrel sah sich langsam um; in dem Augenblick aber, da seine Augen nach der andern Richtung gewandt waren, näherte sich Monte Christo zehn Schritt, ohne gesehen zu werden.

Der junge Mann kniete nieder. Der Graf ging näher an ihn heran, den Hals vorgestreckt, die Augen weit geöffnet, mit gebeugten Knien, wie um jeden Augenblick vorstürzen zu können.

Morrel beugte seine Stirn bis auf den Stein, umfaßte das Gitter mit beiden Händen und murmelte: »O Valentine!«

Der Ton, in dem diese beiden Worte gesprochen wurden, erschütterte das Herz des Grafen; er tat noch einen Schritt, klopfte Morrel auf die Schulter und sagte: »Sie sind's, lieber Freund! Ich suchte Sie.«

Monte Christo erwartete einen Ausbruch von Vorwürfen und Beschuldigungen, aber er irrte sich. Morrel wandte sich um und sagte anscheinend völlig ruhig: »Sie sehen, ich betete!«

Der Blick des Grafen prüfte den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen; nach dieser Musterung schien er ruhiger zu sein.

»Soll ich Sie nach Paris mitnehmen?« fragte er.

»Nein, danke.«

»Wünschen Sie irgend etwas?«

»Lassen Sie mich beten.«

Der Graf entfernte sich, ohne etwas einzuwenden, aber nur, um einen neuen Beobachtungsposten einzunehmen, von wo ihm keine Bewegung Morrels entging. Endlich erhob sich Morrel, wischte sich die auf dem Stein weiß gewordenen Beinkleider ab und schlug den Weg nach Paris ein, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Der Graf schickte seinen Wagen fort und folgte ihm im Abstand von hundert Schritt. Maximilian trat in der Rue Meslay in das Haus seines Schwagers, bei dem er wohnte. Fünf Minuten darauf öffnete sich die Tür, durch die er gegangen war, für Monte Christo.

Julie, Maximilians Schwester, war vorn im Garten, wo sie mit der größten Aufmerksamkeit den Arbeiten des alten Gärtners Penelon zusah.

»Ah, Herr Graf von Monte Christo!« rief sie mit der Freude, die gewöhnlich jedes Mitglied der Familie bekundete, wenn Monte Christo einen Besuch im Hause machte.

»Maximilian ist soeben nach Hause gekommen, nicht wahr, gnädige Frau?« fragte der Graf.

»Ja, ich glaube, ich habe ihn vorbeigehen sehen«, entgegnete die junge Frau; »aber ich bitte, rufen Sie Emanuel.«

»Entschuldigen Sie, gnädige Frau; aber ich muß sofort zu Maximilian hinauf«, erwiderte Monte Christo, »ich habe ihm etwas von größter Wichtigkeit zu sagen.«

»Dann gehen Sie«, sagte sie mit ihrem reizenden Lächeln. Sie sah ihm nach, bis er auf der Treppe verschwunden war.

Monte Christo hatte bald die beiden Treppen, die die Wohnung Maximilians vom Erdgeschoß trennten, zurückgelegt. Auf dem Flur angekommen, horchte er; kein Geräusch ließ sich vernehmen. Wie in den meisten alten, nur von einer Familie bewohnten Häusern war der Flur nur durch eine Glastür abgeschlossen. Aber in dieser Glastür war kein Schlüssel. Maximilian hatte sich eingeschlossen, und es war unmöglich, durch die mit einer rotseidenen Gardine verhängten Scheiben hindurchzusehen.

Die Angst des Grafen zeigte sich an der Röte seines Gesichts, ein bei diesem ruhigen Mann höchst ungewöhnliches Zeichen der Erregung. »Was tun?« murmelte er; dann überlegte er einen Augenblick.

»Klingeln?« fuhr er fort. »O nein, der Klang einer Glocke, das heißt eines Besuchs, beschleunigt oft den Entschluß derjenigen, die sich in der Lage befinden, in der Maximilian sich in diesem Augenblick befinden muß, und dann antwortet auf den Ton der Glocke ein anderer Ton.«

Monte Christo schauderte bei diesem Gedanken vom Kopf bis zu den Füßen. Mit blitzschnellem Entschluß stieß er mit dem Ellbogen eine der Scheiben ein und hob die Gardine in die Höhe. Er erblickte Morrel, der, mit einer Feder in der Hand, an seinem Schreibtisch

sitzend, beim Klirren der zerbrochenen Scheibe zusammengefahren war.

»Es ist nichts«, sagte der Graf, »verzeihen Sie, lieber Freund; ich bin ausgeglitten und habe dabei mit dem Ellbogen Ihre Scheibe eingestoßen. Da sie zerbrochen ist, werde ich das Loch benutzen, um die Tür zu öffnen; bemühen Sie sich also nicht.«

Er steckte den Arm durch die zerbrochene Scheibe und öffnete die Tür. Morrel erhob sich; der Besuch war ihm offenbar unangenehm; er ging Monte Christo entgegen, weniger um ihn zu empfangen, als um ihm den Weg zu versperren.

»Es ist die Schuld Ihrer Dienstboten«, sagte Monte Christo und rieb sich den Ellbogen; »Ihr Parkett glänzt wie ein Spiegel.«

»Haben Sie sich verletzt?« fragte Morrel kalt.

»Ich weiß nicht. Aber was machten Sie denn da? Sie haben geschrieben?«

»Ich?«

»Ihre Finger sind ja voll Tinte.«

»Allerdings«, antwortete Morrel, »ich schrieb; das passiert mir manchmal, sosehr ich auch Soldat bin.«

Monte Christo tat einige Schritte ins Zimmer. Maximilian mußte ihn durchlassen, aber er folgte ihm.

»Sie haben geschrieben?« fragte Monte Christo nochmals, indem er Morrel scharf ansah.

»Ich habe schon die Ehre gehabt, das zu bejahen.«

Der Graf warf einen Blick umher.

»Ihre Pistolen neben dem Schreibzeug!« sagte er, indem er auf die auf dem Schreibtisch liegenden Pistolen zeigte.

»Ich will verreisen«, antwortete Maximilian.

»Mein Freund!« sagte Monte Christo mit weicher Stimme.

»Herr Graf!«

»Mein Freund, mein lieber Maximilian, keine Unüberlegtheiten, ich bitte Sie!«

»Ich Unüberlegtheiten!« entgegnete Morrel, die Schultern zuckend. »Inwiefern ist denn eine Reise eine Unüberlegtheit?«

»Maximilian«, sagte Monte Christo, »legen wir beide die Maske ab. Sie täuschen mich nicht mit Ihrer Ruhe, ich täusche Sie nicht mit meinen Reden. Sie verstehen, daß ich eine wirkliche Sorge oder vielmehr eine furchtbare Überzeugung haben muß, wenn ich so gewaltsam bei einem Freund eindringe. Morrel, Sie wollen sich das Leben nehmen!«

»Ei«, entgegnete Morrel bebend, »wie kommen Sie auf solche Gedanken, Herr Graf?«

»Ich sage Ihnen, Sie wollen sich das Leben nehmen!« fuhr der Graf in demselben Ton fort. »Und hier ist der Beweis.«

Dabei trat er an den Schreibtisch, hob das leere Blatt auf, das Morrel über einen angefangenen Brief geworfen hatte, und nahm den Brief. Morrel stürzte herbei, um ihm den Brief aus den Händen zu reißen; Monte Christo aber hatte das vorausgesehen und hielt mit eiserner Hand seinen Arm fest.

»Da, sehen Sie, daß Sie sich das Leben nehmen wollten, Morrel!« sagte er. »Da steht's geschrieben.«

»Nun«, rief Morrel, von seiner scheinbaren Ruhe plötzlich in Erregung übergehend, »nun, und wenn es der Fall wäre, wenn ich beschlossen hätte, diese Pistole gegen mich zu richten, wer würde mich daran hindern? Wenn ich sage: Alle meine Hoffnungen sind vernichtet, mein Herz ist gebrochen, mein Leben zerstört, es ist nur noch Trauer und Ekel um mich her, die Erde ist Asche geworden, jede menschliche Stimme zerreißt mir das Herz; wenn ich sage: Es ist Barmherzigkeit, mich sterben zu lassen, denn wenn Sie mich nicht sterben lassen, verliere ich den Verstand, werde wahnsinnig; sagen Sie, wenn ich das mit Tränen und wehem Herzen sage, wird man mir antworten: Du hast unrecht!, wird man mich daran hindern, nicht der unglücklichste Mensch zu sein? Sagen Sie, Herr Graf, hätten Sie den Mut dazu?«

»Ja, Morrel«, antwortete Monte Christo mit einer Stimme, deren Ruhe in seltsamem Gegensatz zu der Erregtheit des jungen Mannes stand; »ja, ich hätte den Mut dazu.«

»Sie!« rief Morrel mit dem Ausdruck zunehmenden Zorns; »Sie, der Sie mich durch trügerische Hoffnungen getäuscht haben, der Sie mich durch falsche Versprechungen zurückgehalten haben, als ich sie noch hätte retten oder wenigstens in meinen Armen sterben sehen können; Sie, der Sie sich den Schein geben, über alles Wissen und alle Macht zu verfügen; Sie, der Sie die Rolle der Vorsehung spielen oder sich wenigstens den Anschein geben und der Sie nicht einmal so viel gekonnt haben, einer Vergifteten ein Gegengift zu geben! O wahrhaftig, Sie täten mir leid, wenn Sie mir nicht Grauen einflößten!«

»Morrel ...«

»Jawohl, Sie haben mich aufgefordert, die Maske abzunehmen; nun denn, seien Sie zufrieden, ich nehme sie ab. Als Sie mich auf dem Friedhof angeredet haben, habe ich Ihnen geantwortet, denn mein Herz ist gut; als Sie hierhergekommen sind, habe ich Sie eintreten lassen ... Aber da Sie sich zuviel herausnehmen, da Sie mir selbst in diesem Zimmer Trotz bieten wollen, wohin ich mich wie in mein Grab zurückgezogen hatte, da Sie mir, der ich alle Qualen erschöpft zu haben glaubte, eine neue bringen, Graf von Monte Christo, mein angeblicher Wohltäter, Graf von Monte Christo, der allgemeine Retter, seien Sie zufrieden, Sie werden Ihren Freund sterben sehen ...!«

Und Morrel stürzte mit dem Lachen des Wahnsinns zum zweitenmal zu den Pistolen. Monte Christo, bleich wie eine Erscheinung, aber blitzenden Auges, streckte die Hand über die Waffen aus und sagte zu dem Tobenden: »Und ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich nicht töten werden!«

»Hindern Sie mich doch daran!« entgegnete Morrel, indem er wiederum nach den Waffen greifen wollte. Wieder gebot ihm der stählerne Arm des Grafen Halt.

»Ich werde Sie daran hindern!«

»Aber wer sind Sie denn, daß Sie sich dieses Recht über andere Menschen anmaßen?« rief Maximilian.

»Wer ich bin?« entgegnete Monte Christo. »Hören Sie; ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der das Recht hat, Ihnen zu sagen: Morrel, ich will nicht, daß der Sohn deines Vaters heute stirbt!« Und Monte Christo trat majestätisch, erhaben, mit gekreuzten Armen auf den jungen Mann zu, der unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

»Warum sprechen Sie von meinem Vater?« stammelte er. »Warum beschwören Sie das Andenken meines Vaters in dieser Stunde?«

»Weil ich derjenige bin, der schon deinem Vater das Leben gerettet hat, als er sich töten wollte, wie du dich heute töten willst; weil ich der Mann bin, der deiner Schwester die Börse und deinem Vater den ›Pharao‹ geschickt hat; weil ich Edmund Dantès bin, der dich als Kind auf den Knien geschaukelt hat!«

Morrel taumelte keuchend einen Schritt zurück, dann verließen ihn plötzlich die Kräfte, und er sank mit einem lauten Aufschrei vor Monte Christo auf den Boden. Nun ging plötzlich in dieser bewundernswerten Natur eine vollständige Umwandlung vor: er erhob sich, stürzte aus dem Zimmer und zur Treppe und rief mit der ganzen Kraft seiner Stimme: »Julie! Julie! Emanuel!«

Monte Christo wollte ihm nachstürzen, aber Maximilian stieß mit Gewalt die Tür zurück.

Auf sein Rufen eilten Julie, Emanuel, Penelon und einige Dienstboten erschrocken herbei. Morrel nahm sie bei der Hand, trat in die Tür zurück und rief mit durch Schluchzen erstickter Stimme: »Auf die Knie! Das ist unser Wohltäter, der Retter unsres Vaters, es ist ...« Er wollte sagen: »Es ist Edmund Dantès!« Der Graf hielt ihn zurück, indem er ihn am Arm ergriff.

Julie stürzte vor und ergriff die Hand des Grafen, Emanuel umarmte ihn; Morrel fiel zum zweitenmal auf die Knie und schlug seine Stirn auf den Boden.

Da fühlte der Mann von Erz sein Herz sich in der Brust erweitern, eine verzehrende Flamme sprang ihm von der Kehle in die Augen, er neigte den Kopf und weinte.

Während einiger Augenblicke war das Zimmer von Weinen und Schluchzen erfüllt.

Julie hatte sich kaum ein wenig beruhigt, so eilte sie aus dem Zimmer, stieg eine Treppe hinunter, eilte mit kindlicher Freude in den Salon und hob eine Kristallglocke auf, unter der sich jene Börse befand, die der Unbekannte ihr damals gegeben hatte.

Unterdessen sagte Emanuel, die Stimme von Rührung unterbrochen, zum Grafen: »Oh, Herr Graf, wie konnten Sie, da Sie uns so oft von unserm unbekanntem Wohltäter sprechen hörten, da Sie uns die Erinnerung an ihn mit so viel Dankbarkeit und Verehrung pflegen sahen, wie konnten Sie bis heute warten, um sich zu erkennen zu geben? Oh, das ist grausam gegen uns und, ich möchte fast sagen, gegen Sie selbst.«

»Mein Freund«, sagte der Graf, »ich kann Sie ja so nennen, denn, ohne es zu ahnen, sind Sie seit elf Jahren mein Freund – die Entdeckung dieses Geheimnisses ist durch ein großes Ereignis herbeigeführt worden, das Ihnen unbekannt bleiben muß. Gott ist mein Zeuge, daß ich es während meines ganzen Lebens in meiner innersten Seele zu verschließen wünschte; Ihr Schwager Maximilian hat es mir gewaltsam entrissen, durch einen Auftritt, den er, wie ich sicher bin, bereut.«

Als er dann sah, daß Maximilian, immer noch auf den Knien liegend, den Kopf in einem Sessel verborgen hatte, fügte er leise hinzu: »Wachen Sie über ihn«, und er drückte Emanuel bedeutungsvoll die Hand.

»Warum das?« fragte der junge Mann erstaunt.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen; aber wachen Sie über ihn.«

Emanuel warf einen Blick im Zimmer umher und bemerkte die Pistolen. Erschrocken sah er diese Waffen an, die er Monte Christo

mit dem Finger zeigte. Monte Christo neigte den Kopf. Emanuel machte eine Bewegung zu den Pistolen.

»Lassen Sie«, sagte der Graf, dann ging er an Morrel heran und nahm dessen Hand; der Aufruhr im Herzen des jungen Mannes hatte einer tiefen Erstarrung Platz gemacht.

Julie kam wieder herauf. Sie hielt die seidene Börse in der Hand, und zwei Freudentränen liefen ihr über die Wangen.

»Hier ist die Reliquie«, sagte sie: »glauben Sie nicht, daß sie mir weniger teuer ist, seit uns der Retter offenbart ist.«

»Mein Kind«, antwortete Monte Christo errötend, »erlauben Sie mir, diese Börse wieder an mich zu nehmen; seitdem Sie die Züge meines Gesichts kennen, will ich nur durch die Liebe, die ich mir zu gewähren bitte, Ihrer Erinnerung vergegenwärtigt werden.«

»Oh!« sagte Julie, indem sie die Börse ans Herz drückte, »nein, nein, ich bitte Sie darum, sie mir zu lassen, denn Sie könnten uns eines Tages verlassen; Sie werden uns eines Tages verlassen, nicht wahr?«

»Sie haben richtig geraten«, erwiderte Monte Christo lächelnd; »in acht Tagen werde ich dieses Land verlassen haben, wo so viele Leute, die die Rache des Himmels verdient haben, glücklich lebten, während mein Vater vor Hunger und Leid dahinstarb.«

Monte Christo sah bei diesen Worten Morrel an und bemerkte, daß die Ankündigung seiner bevorstehenden Abreise ihn nicht aus seiner Erstarrung hatte reißen können; er sah ein, daß er einen letzten Kampf mit dem Schmerz seines Freundes zu bestehen haben werde, drückte Julie und Emanuel die Hand und sagte mit dem milden Ernst eines Vaters: »Meine Freunde, lassen Sie mich mit Maximilian allein.«

Julie freute sich, eine Gelegenheit zu haben, die kostbare Reliquie, von der der Graf nicht mehr gesprochen hatte, wieder mitzunehmen; sie zog deshalb ihren Mann mit sich fort. »Lassen wir sie allein«, sagte sie.

Als der Graf mit Morrel allein war, der unbeweglich wie eine Statue blieb, berührte er ihn an der Schulter und sagte: »Wirst du endlich wieder ein Mensch, Maximilian?«

»Ja, denn ich fange wieder an zu leiden.«

Des Grafen Stirn zog sich zusammen, er schien zu zögern.

»Maximilian!« sagte er, »diese Gedanken, denen du dich hingibst, sind eines Christen unwürdig.«

»Oh, beruhigen Sie sich, Freund«, antwortete Morrel, indem er den Kopf hob und dem Grafen sein Gesicht zeigte, auf dem sich eine unsägliche Traurigkeit ausprägte, »ich werde den Tod nicht mehr suchen.«

»Also keine Tränen, keine Verzweiflung mehr?« fragte der Graf.

»Nein, denn ich habe etwas Besseres als den Lauf einer Pistole oder die Spitze eines Dolches, um mich von meinem Schmerz zu heilen.«

»Armer Narr ...! Was hast du denn?«

»Ich habe meinen Schmerz selbst, der mich töten wird.«

»Freund«, sagte Monte Christo schwermütig, »hör mich an: In einem Augenblick der Verzweiflung habe ich wie du mir eines Tages das Leben nehmen wollen; in einer verzweifelten Lage hat dein Vater Hand an sich legen wollen. Hätte man deinen Vater in dem Augenblick, wo er den Lauf der Pistole gegen seinen Kopf richtete, hätte man mir in dem Augenblick, wo ich das Gefängnisbrot, das ich drei Tage lang nicht angerührt hatte, von meinem Bett stieß, ich sage, hätte man uns beiden in diesem Augenblick gesagt: Lebet! Es wird ein Tag kommen, da ihr glücklich sein und das Leben segnen werdet; mochte die Stimme gekommen sein, woher sie wollte, wir hätten sie mit dem Lächeln des Zweifels oder der Qual des Unglaubens angehört, und wie oft hat dein Vater später, wenn er dich in seine Arme schloß, das Leben gesegnet, wie oft habe ich selbst ...«

»Oh!« unterbrach Morrel den Grafen. »Sie hatten nur Ihre Freiheit verloren, mein Vater nur sein Vermögen, aber ich habe Valentine verloren.«

»Sieh mich an, Morrel«, sagte Monte Christo mit jener Feierlichkeit, die ihn bei gewissen Gelegenheiten so groß erscheinen ließ und seinen Reden solche Überzeugungskraft verlieh; »sieh mich an; ich habe weder Tränen in den Augen noch Fieber in den Adern, noch schlägt mein Herz vor Trauer; und doch sehe ich dich leiden, Maximilian, dich, den ich wie einen Sohn liebe. Nun wohl, sagt dir das nicht, daß der Schmerz ist wie das Leben und daß es noch etwas Unbekanntes darüber hinaus gibt? Nun, wenn ich dich bitte, wenn ich dir befehle zu leben, Morrel, so geschieht das in der Überzeugung, daß du es mir eines Tages danken wirst, dich dem Leben erhalten zu haben.«

»Mein Gott!« rief der junge Mann, »was sagen Sie mir da, Graf? Sehen Sie sich vor, vielleicht haben Sie nie geliebt!«

»Kind!« antwortete der Graf.

»Wirklich geliebt«, fuhr Morrel fort. »Sehen Sie, seit ich Mann bin, bin ich Soldat; ich bin neunundzwanzig Jahre alt geworden, ohne zu lieben, denn keins der Gefühle, die ich bis dahin empfand, verdient den Namen Liebe. Nun wohl, mit neunundzwanzig Jahren habe ich Valentine gesehen; seit zwei Jahren liebe ich sie; seit fast zwei Jahren habe ich die Tugenden der Jungfrau und des Weibes in diesem mir wie ein Buch geöffneten Herzen lesen können. Es winkte mir ein unendliches Glück, ein Glück, das zu groß, zu vollständig, zu göttlich war für diese Welt; da diese Welt es mir nicht gegeben hat, gibt es ohne Valentine für mich nur Verzweiflung und Trostlosigkeit auf Erden.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst hoffen«, wiederholte der Graf.

»Nehmen Sie sich dann in acht, wiederhole auch ich«, sagte Morrel; »denn Sie suchen mich zu überreden, und wenn Sie mich überreden, werden Sie mich um den Verstand bringen, denn Sie werden mich glauben machen, ich könnte Valentine wiedersehen.«

Der Graf lächelte.

»Mein Freund, mein Vater«, rief Morrel, »nehmen Sie sich in acht, sage ich zum drittenmal, denn die Macht, die Sie über mich haben,

erschreckt mich; nehmen Sie sich in acht mit dem, was Sie reden, denn meine Augen beleben sich, mein Herz wacht wieder auf; nehmen Sie sich in acht, denn Sie werden mich an Übernatürliches glauben machen. Ich würde gehorchen, wenn Sie mich den Grabstein heben hießen, der die Tochter Jairis bedeckt; ich würde auf den Wellen gehen wie der Apostel, wenn Sie mir mit der Hand andeuteten, es zu tun; nehmen Sie sich in acht, ich würde gehorchen.«

»Hoffe, mein Freund«, wiederholte der Graf.

»Oh«, sagte Morrel, indem er von der Höhe seiner Erregung in den Abgrund der Traurigkeit zurücksank, »oh, Sie treiben Scherz mit mir; Sie machen es wie die guten oder vielmehr die selbstsüchtigen Mütter, die mit süßen Worten den Schmerz des Kindes beruhigen, weil dessen Schreien sie ermüdet. Nein, mein Freund«, fuhr er fort, »ich habe unrecht, Ihnen zu sagen, sich in acht zu nehmen; nein, fürchten Sie nichts, ich werde meinen Schmerz so gut ins Innerste meiner Brust verschließen, daß Sie nicht einmal Mitleid damit zu haben brauchen. Leben Sie wohl, mein Freund.«

»Im Gegenteil«, antwortete der Graf; »von dieser Stunde an wirst du bei mir leben und mich nicht mehr verlassen, Maximilian, und in acht Tagen werden wir Frankreich hinter uns haben.«

»Und Sie heißen mich immer noch hoffen?«

»Ich heiße dich hoffen, weil ich ein Mittel weiß, um dich zu heilen.«

»Graf, Sie machen mich nur noch trauriger; Sie sehen in meinem Schmerz nur ein gewöhnliches Leid und glauben mich durch ein gewöhnliches Mittel, das Reisen, trösten zu können.«

»Was soll ich dir denn sagen?« entgegnete Monte Christo. »Habe Vertrauen zu meinen Versprechungen, warte ab, was kommen wird.«

»Graf, Sie verlängern bloß meine Qual.«

»Hast du schwaches Herz nicht die Kraft, einem Freund für den Versuch, den er unternimmt, einige Tage Zeit zu lassen? Weißt du, was der Graf von Monte Christo vermag? Weißt du, daß er über gro-

ße irdische Macht verfügt und genug an Gott glaubt, um von ihm, der da gesagt hat, daß der Glaube Berge versetzen könne, Wunder zu erreichen? Nun, warte auf dieses Wunder, welches ich erhoffe, oder ...«

»Oder ...«, wiederholte Morrel.

»Oder nimm dich in acht, Morrel, ich werde dich undankbar nennen.«

»Haben Sie Mitleid mit mir, Graf.«

»Ich habe so viel Mitleid mit dir, Maximilian, daß, wenn ich dich nicht genau in einem Monat heile, merke dir meine Worte, daß ich selbst dir dann diese Pistolen geladen in die Hand geben und dir das sicherste Gift Italiens reichen werde, das schneller wirkt, glaube mir, als das, welches Valentine getötet hat.«

»Versprechen Sie mir das?«

»Ja, denn auch ich bin Mensch, denn auch ich habe, wie ich dir gesagt habe, sterben wollen, und selbst seit das Unglück mich verlassen hat, habe ich noch oft von der Wonne des ewigen Schlummers geträumt.«

»Sie versprechen mir das wirklich, Graf?« rief Maximilian.

»Ich schwöre es dir«, sagte Monte Christo, indem er die Hand ausstreckte.

»Wenn ich in einem Monat keinen Trost gefunden habe, werden Sie mich frei über mein Leben verfügen lassen und mich in keinem Fall undankbar nennen?«

»In einem Monat auf die Stunde, Maximilian; der heutige Tag ist geheiligt, ich weiß nicht, ob du daran gedacht hast, wir haben heute den fünften September. Heute vor zehn Jahren habe ich deinen Vater gerettet, der sterben wollte.«

Morrel ergriff die Hände des Grafen und küßte sie; der Graf ließ ihn gewähren. »In einem Monat«, fuhr er fort, »hast du auf dem Tisch, an dem wir uns beide befinden werden, gute Waffen und einen sanften Tod; dafür aber versprichst du mir, bis dahin zu warten und zu leben?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

Monte Christo zog den jungen Mann ans Herz und hielt ihn lange umschlungen. »Und von jetzt an«, sagte er, »wirst du bei mir wohnen; du wohnst in den Gemächern Haidees, so wird meine Tochter wenigstens durch meinen Sohn ersetzt.«

»Haidee!« sagte Morrel. »Was ist aus ihr geworden?«

»Sie ist diese Nacht abgereist.«

»Um dich zu verlassen?«

»Um mich zu erwarten ... Mach dich also bereit, zu mir zu ziehen, und laß mich jetzt unbemerkt hinaus.«

Maximilian senkte den Kopf und gehorchte wie ein Kind.

## DIE TEILUNG

In dem kleinen Hotel der Rue Saint-Germain-des-Prés, das Albert von Morcerf für sich und seine Mutter gewählt hatte, gab es im ersten Stock eine in sich abgeschlossene kleine Wohnung. Diese war an eine sehr geheimnisvolle Persönlichkeit vermietet.

Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht nicht einmal der Portier gesehen hatte, denn im Winter hatte er es bis oben hinauf in einen Schal gewickelt, und im Sommer schneuzte er sich gerade in dem Augenblick, da er beim Vorübergehen an der Portierloge hätte gesehen werden können. Ganz gegen die Gewohnheit wurde dieser Bewohner des Hauses von niemand beobachtet; das Gerücht, daß sich hinter diesem Inkognito eine sehr hochgestellte Persönlichkeit berge, deren Arm weit reiche, hatte bewirkt, daß sein geheimnisvolles Auftreten respektiert wurde.

Fast stets, im Winter oder Sommer, kam er um vier Uhr in seine Wohnung, in der er nie die Nacht zubrachte. Um halb vier Uhr im Winter wurde durch die verschwiegene Dienerin, die die kleine Wohnung instand zu halten hatte, ein Feuer angezündet, und um dieselbe Zeit im Sommer wurde von derselben Dienerin Eis hinaufgebracht. Um vier Uhr, manchmal früher, manchmal auch später, kam die geheimnisvolle Person an.

Zwanzig Minuten später hielt ein Wagen vor dem Haus; eine in Schwarz oder Dunkelblau gekleidete Dame, die stets einen großen Schleier trug, stieg aus, ging wie ein Schatten an der Portierloge vorbei und die Treppe hinauf, die man nicht ein einziges Mal un-

ter ihrem leichten Fuß knarren hörte. Niemand fragte sie, wohin sie gehe. So war ihr Gesicht gleichfalls dem Portier und seiner Frau unbekannt.

Sie ging nur bis zum ersten Stock; dort kratzte sie auf eine besondere Art an einer Tür; die Tür öffnete sich und schloß sich rasch wieder.

Beim Verlassen des Hauses kam die Dame immer zuerst und stieg wieder in ihren Wagen, der manchmal nach dieser, manchmal nach jener Richtung davonfuhr. Zwanzig Minuten darauf entfernte sich auch der Unbekannte.

Am Tag nach dem Besuch des Grafen von Monte Christo bei Danglars kam der geheimnisvolle Bewohner gegen seine Gewohnheit um zehn Uhr morgens. Fast gleich darauf hielt eine Droschke vor dem Haus, und die verschleierte Dame stieg rasch die Treppe hinauf. Die Tür öffnete sich und schloß sich wieder, aber die Dame hatte, ehe sich die Tür geschlossen hatte, gerufen: »O Lucien! O mein Freund!«

So erfuhr der Portier, der, ohne es zu wollen, diesen Ausruf gehört hatte, zum erstenmal, daß sein Mieter sich Lucien nannte.

»Nun, was gibt es, liebe Freundin?« fragte der, dessen Namen die Dame in ihrer Unruhe oder ihrem Eifer offenbart hatte. »Sprechen Sie.«

»Mein Freund, kann ich auf Sie rechnen?«

»Gewiß, das wissen Sie doch. Aber was gibt es denn? Ihr Brief von heute morgen hat mich in eine schreckliche Unruhe versetzt; die Schrift war so hastig.«

»Lucien, ein großes Ereignis!« sagte die Dame, indem sie einen fragenden Blick auf Lucien richtete. »Danglars ist diese Nacht abgereist.«

»Abgereist! Danglars abgereist! Wohin denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie, Sie wissen es nicht? Er ist also abgereist, um nicht zurückzukehren?«

»Jedenfalls. Um zehn Uhr abends ist er in seinem Wagen bis an die Barriere von Charenton gefahren; dort hat er mit seinem Kammerdiener eine Postkutsche bestiegen und seinem Kutscher gesagt, er fahre nach Fontainebleau.«

»Nun, was sagen Sie denn da?«

»Warten Sie, mein Freund. Er hat mir einen Brief zurückgelassen.«

»Einen Brief?«

»Ja; lesen Sie!«

Und die Baronin zog einen Brief aus der Tasche, den sie Debray überreichte.

Debray zögerte einen Augenblick, als ob er den Inhalt des Briefes hätte erraten, oder vielmehr, als ob er vorher hätte zu einem Entschluß kommen wollen. Nach einigen Sekunden hatte er sich jedenfalls sein Handeln für alle Fälle überlegt. Er begann zu lesen.

Der Brief, der Frau Danglars so beunruhigt hatte, lautete:

»Sehr treue Gattin!«

Debray hielt unwillkürlich inne und sah die Baronin an, die tiefrot wurde.

»Lesen Sie«, sagte sie.

Debray las weiter:

»Wenn Sie diesen Brief erhalten, werden Sie keinen Gatten mehr haben. Ersrecken Sie nicht zu sehr, Sie werden keinen Gatten mehr haben, wie Sie keine Tochter mehr haben, das heißt, ich werde mich auf einer der dreißig oder vierzig Straßen befinden, die aus Frankreich hinausführen.

Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, und da Sie die Frau sind, um sie vollständig zu verstehen, so werde ich sie Ihnen geben. Hören Sie also:

Ich hatte heute morgen eine Zahlung von fünf Millionen zu leisten und habe sie geleistet; fast sofort darauf sollte ich dieselbe Summe zahlen, habe die Zahlung aber auf morgen verschoben; um dieses

Morgen zu vermeiden, das mir unerträglich wäre, reise ich heute ab.

Sie verstehen das, nicht wahr?

Ich sage, Sie verstehen, weil Sie um meine Angelegenheiten ebensogut Bescheid wissen wie ich, Sie wissen im Geschäft sogar besser Bescheid als ich; denn sollte ich sagen, wohin eine gute Hälfte meines einst ganz hübschen Vermögens gegangen ist, so würde ich es nicht können, während Sie, davon bin ich überzeugt, vollkommen Rechnung darüber ablegen könnten.

Denn die Frauen haben Instinkte von einer unfehlbaren Sicherheit; sie erklären sich durch eine von ihnen selbst erfundene Rechenweise das Wunder selbst. Ich, der ich nur meine Ziffern kannte, habe an dem Tag, wo mich meine Ziffern getäuscht haben, nichts mehr gewußt.

Haben Sie sich zuweilen über die Schnelligkeit meines Sturzes gewundert? Sind Sie von dem Zusammenschmelzen meiner Barren ein wenig geblendet worden? Ich muß gestehen, daß ich nur Feuer wahrgenommen habe; hoffen wir, daß Sie noch etwas Gold in der Asche gefunden haben.

Mit dieser tröstenden Hoffnung gehe ich von Ihnen, ohne daß mein Gewissen mir den geringsten Vorwurf macht; es bleiben Ihnen Ihre Freunde, die Asche, von der ich soeben sprach, und um Ihr Glück vollständig zu machen, die Freiheit, die ich Ihnen wiederzugeben mich beeile.

Indessen ist der Augenblick gekommen, ein Wort der Erklärung über unser persönliches Verhältnis einzuschalten. Solange ich gehofft habe, daß Sie am Wohl unseres Hauses arbeiteten, am Vermögen unsrer Tochter, habe ich die Augen geschlossen, da Sie aber aus dem Haus eine große Ruine gemacht haben, will ich nicht mehr als die Grundlage des Vermögens anderer dienen.

Ich habe Sie reich, aber wenig geehrt geheiratet. Entschuldigen Sie, daß ich so freimütig spreche, aber da ich wahrscheinlich nur

für uns beide spreche, so sehe ich nicht ein, weshalb ich nicht offen sein soll.

Ich habe unser Vermögen vermehrt, und es hat über fünfzehn Jahre lang stets zugenommen, bis zu dem Augenblick, wo unbekannte und für mich noch unverständliche Katastrophen über mich gekommen sind, ohne daß, wie ich sagen kann, mich irgendeine Schuld träfe.

Sie haben nur an der Vergrößerung Ihres Vermögens gearbeitet, und zwar mit Erfolg, wie ich überzeugt bin. Ich verlasse Sie also, wie ich Sie genommen habe, reich, aber wenig achtungswert.

Leben Sie wohl! Auch ich will von heute an für eigene Rechnung arbeiten. Glauben Sie an meine Dankbarkeit für das gegebene Beispiel, das ich befolgen werde. Ihr sehr ergebener Gatte Baron Danglars.«

Die Baronin war Debray während dieser langen und peinlichen Lektüre mit den Augen gefolgt; sie hatte den jungen Mann trotz der Selbstbeherrschung, die er besaß, ein- oder zweimal die Farbe wechseln sehen.

Als er den Brief gelesen hatte, faltete er das Papier langsam wieder zusammen und nahm eine nachdenkliche Haltung an.

»Nun?« fragte Frau Danglars mit banger Stimme.

»Nun?« wiederholte Debray mechanisch.

»Was denken Sie von diesem Brief?«

»Das ist sehr einfach; ich glaube, daß Danglars mit einem bestimmten Argwohn abgereist ist.«

»Jedenfalls; aber ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?« fragte Frau Danglars.

»Ich verstehe nicht«, sagte Debray mit eisiger Kälte.

»Er ist fortgegangen, vollständig fortgegangen, um nicht zurückzukehren.«

»Oh«, entgegnete Debray, »glauben Sie das nicht.«

»Doch«, antwortete die Baronin, »er wird nicht zurückkehren; ich kenne ihn, er ist unerschütterlich in allen Entschlüssen, die sich auf seine geschäftlichen Angelegenheiten beziehen. Hätte er geglaubt,

daß ich ihm zu irgend etwas nützlich sein könnte, so hätte er mich mitgenommen. Er läßt mich in Paris, weil unsre Trennung seinen Plänen dienen kann; sie ist also unwiderrufflich, und ich bin für immer frei«, fügte Frau Danglars mit bittendem Ausdruck hinzu.

Aber Debray antwortete nicht auf diese ängstliche Frage des Blickes und des Gedankens.

»Wie«, sagte sie endlich, »Sie antworten nicht?«

»Ich habe Sie nur eins zu fragen: Was denken Sie, das aus Ihnen jetzt werden soll?«

»Das wollte ich Sie fragen«, antwortete die Baronin klopfenden Herzens.

»Ah!« entgegnete Debray. »Sie wünschen also einen Rat von mir?«

»Ja, ich bitte Sie um einen Rat«, sagte die Baronin gepreßt.

»Nun, wenn Sie mich um einen Rat bitten«, antwortete der junge Mann kalt, »so rate ich Ihnen zu reisen.«

»Zu reisen!« murmelte Frau Danglars.

»Gewiß. Wie Danglars gesagt hat, sind Sie reich und vollständig frei; eine Abwesenheit von Paris wird, meiner Ansicht nach wenigstens, nach der mißglückten Heirat Eugénies und dem Verschwinden Danglars' unbedingt nötig sein. Nur ist es wesentlich, daß jeder weiß, daß Sie verlassen sind, und Sie für arm halte; denn man würde der Frau des Bankrotteurs ihren Überfluß und ihr großes Haus nicht verzeihen.

Für das erstere genügt es, daß Sie vierzehn Tage in Paris bleiben, jedem wiederholen, daß Sie verlassen sind, und Ihren besten Freundinnen erzählen, wie es zugegangen ist; die werden es dann schon weiterverbreiten. Dann verlassen Sie Ihr Haus, lassen Ihre Kleinodien zurück, verzichten auf Ihr Leibgedinge, und jeder wird Ihre Selbstlosigkeit rühmen und Ihr Lob singen.

Dann wird man wissen, daß Sie verlassen sind, und wird Sie für arm halten; denn ich allein kenne Ihre finanzielle Lage und bin bereit, Ihnen als treuer Teilhaber Rechnung abzulegen.«

Die Baronin hatte bleich und niedergeschmettert diese Rede mit Entsetzen und Verzweiflung angehört, während Debray ruhig und gleichgültig geblieben war.

»Verlassen!« wiederholte sie. »Oh, fürwahr, verlassen ... Ja, Sie haben recht, und niemand wird eine Ahnung davon haben, wie verlassen!«

Das waren die einzigen Worte, die diese stolze Frau, deren ganzes Herz Debray gehörte, antworten konnte.

»Aber reich, sehr reich sogar«, fuhr Debray fort, indem er einige Papiere aus seiner Briefftasche nahm und auf dem Tisch ausbreitete. Frau Danglars ließ ihn gewähren; sie suchte die Tränen zurückzuhalten, die aus ihren Augen hervorbrechen wollten, und es gelang ihr mit Mühe, ihre äußere Ruhe zu wahren.

»Es ist ungefähr sechs Monate her, seit wir uns assoziiert haben«, sagte Debray. »Sie haben hunderttausend Franken eingelegt. Im April dieses Jahres fand die Assoziierung statt; im Mai haben wir vierhundertfünfzigtausend Franken verdient; im Juni ist der Gewinn auf neunhunderttausend gestiegen. Im Juli haben wir siebzehnhunderttausend hinzugefügt; es war der Monat der spanischen Anleihe. Im August haben wir im Anfang dreihunderttausend Franken verloren; aber am fünfzehnten haben wir das wieder eingeholt, und am Ende hatten wir unsre Revanche; denn unsre Rechnungen ergeben bis gestern, wo ich sie aufgestellt habe, einen Bestand von zwei Millionen vierhunderttausend Franken, das heißt von zwölfhunderttausend Franken für jeden von uns.

Jetzt«, fuhr Debray fort, indem er mit der Genauigkeit und der Ruhe eines Börsenagenten in seinem Notizbuch nachrechnete, »stehen hier achtzigtausend Franken als Zinsen dieser in meinen Händen gebliebenen Summe.«

»Aber was sollen denn diese Zinsen bedeuten«, unterbrach ihn die Baronin, »da Sie doch niemals das Geld angelegt haben?«

»Entschuldigen Sie«, sagte Debray kalt, »ich hatte Ihre Vollmacht, es anzulegen, und habe davon Gebrauch gemacht. Das macht also

vierzigtausend Franken Zinsen für Ihre Hälfte, dazu die hunderttausend Franken Einlage, also dreizehnhundertvierzigtausend Franken auf Ihren Teil.

Nun«, fuhr Debray fort, »bin ich so vorsichtig gewesen, Ihr Geld vorgestern flüssig zu machen; das ist nicht lange her, wie Sie sehen; man sollte meinen, ich hätte geahnt, daß ich sofort Rechnung würde ablegen müssen. Ihr Geld ist hier, halb in Banknoten, halb in Wechseln.«

Ich sage hier, und das ist wahr; denn da ich mein Haus nicht für sicher genug und die Notare nicht für verschwiegen genug hielt und da die Grundstücke noch verräterischer sind als Notare, da Sie endlich nicht das Recht haben, außerhalb der ehelichen Gemeinschaft etwas zu kaufen oder zu besitzen, so habe ich diese ganze Summe, heute Ihr einziges Vermögen, in einem in diesem Schrank eingemauerten Kasten aufbewahrt und der größeren Sicherheit wegen selbst den Maurer gespielt.«

Frau Danglars nahm mechanisch die Scheine und Papiere, die Debray aus dem Versteck hervorholte und ihr übergab; trockenen Auges, aber die Brust von Schluchzen geschwellt, steckte sie alles in ihre Taschen und erwartete, bleich und stumm dastehend, ein liebevolles Wort, das sie darüber tröstete, so reich zu sein. Aber sie wartete vergebens.

»Jetzt«, sagte Debray, »haben Sie ein herrliches Leben vor sich, ungefähr sechzigtausend Livres Rente, was für eine Frau, die innerhalb eines Jahres wenigstens kein Haus machen kann, eine riesige Summe ist.

Alle Launen, die Ihnen durch den Kopf gehen, können Sie damit befriedigen, ganz abgesehen davon, daß, wenn Sie in Erinnerung an die Vergangenheit Ihren Anteil für ungenügend halten, Ihnen auch der meine zur Verfügung steht, und ich bin geneigt, Ihnen, wohlverstanden als Darlehen, alles, was ich besitze, anzubieten, das heißt eine Million sechzigtausend Franken.«

»Ich danke«, antwortete die Baronin, »Sie wissen, daß Sie mir viel mehr gegeben haben, als eine arme Frau braucht, die sobald nicht wieder in der Gesellschaft zu erscheinen gedenkt.«

Debray war einen Augenblick erstaunt, aber er faßte sich und machte eine Bewegung, als wollte er sagen: Wie Sie wollen!

Frau Danglars hatte vielleicht bis dahin noch auf etwas gehofft; da sie aber die gleichgültige Bewegung und den Seitenblick sah, von dem sie begleitet war, hob sie den Kopf, öffnete die Tür und ging ohne eine Äußerung des Zorns, aber auch ohne Zögern hinaus, indem sie den Mann, der sie auf diese Weise gehen ließ, nicht einmal eines letzten Grußes würdigte.

»Pah!« sagte Debray, als sie gegangen war. »Schöne Pläne, alles das; sie wird in ihrem Haus bleiben, Romane lesen und Landsknecht spielen, da sie nicht mehr an der Börse spielen kann.«

Er nahm sein Notizbuch und strich mit der größten Sorgfalt die Summen aus, die er eben bezahlt hatte.

»Es bleiben mir eine Million sechzigtausend Franken«, sagte er. »Schade, daß Fräulein von Villefort gestorben ist; dieses Mädchen sagte mir in jeder Beziehung zu, und ich hätte sie geheiratet.«

Und phlegmatisch wartete er noch zwanzig Minuten, um dann seinerseits zu gehen. –

Über der Wohnung, wo Debray eben zwei und eine halbe Million mit Frau Danglars geteilt hatte, wohnten Mercedes und Albert.

Mercedes war seit einigen Tagen sehr verändert, nicht daß sie je, selbst zur Zeit ihrer günstigsten Verhältnisse, jenen Prunk entfaltet hätte, der bewirkt, daß man die Frau nicht wiedererkennt, sobald sie in einfacheren Kleidern erscheint; auch nicht, daß sie genötigt gewesen wäre, die Kleidung des Elends zu tragen; nein, Mercedes war verändert, weil ihr Auge nicht mehr glänzte, weil ihr Mund nicht mehr lächelte, weil eine beständige Verlegenheit das Wort auf ihren Lippen festhielt, das früher stets rasch und treffend hervorkam.

Es war nicht die Armut, die Mercedes niederbeugte, nicht Mangel an Mut, der die Armut schwer auf ihr lasten ließ.

Mercedes, herabgestiegen aus der Welt, in der sie lebte, verloren in dem neuen Leben, das sie sich gewählt hatte, erschien wie eine aus ihrem Palast in eine Hütte herniedergestiegene Königin, die auf das durchaus Notwendige beschränkt ist und sich weder mit dem irdenen Geschirr, das sie selbst auftragen muß, noch mit dem armseligen Lager, das ihr früheres Bett ersetzt, zurechtzufinden weiß.

In der Tat hatte die schöne Katalonierin nicht mehr ihren stolzen Blick und nicht mehr ihr reizendes Lächeln, weil ihr Auge bei jedem Blick nur Betrübendes sah: ein Grau in Grau tapeziertes Zimmer, einen Fußboden ohne Teppiche, ärmliche Möbelstücke, die einen falschen Schein von Prunk an sich hatten, kurz, allem fehlte die Harmonie, die den an ein behagliches Heim gewöhnten Augen so notwendig ist.

Hier lebte Frau von Morcerf, seit sie ihr Haus verlassen hatte; eine Art Schwindel ergriff sie in dieser ewigen Stille. Da sie bemerkte, daß Albert sie beständig verstohlen beobachtete, um zu sehen, wie sie sich fühlte, zwang sie ein Lächeln auf ihre Lippen, aber ihre Augen blieben traurig, und ihr Lächeln war wie Licht ohne Wärme.

Albert seinerseits war sorgenvoll und fühlte sich unbehaglich. Überall störte ihn sein früheres luxuriöses Dasein; er wollte ohne Handschuhe ausgehen und fand seine Hände zu weiß; er wollte zu Fuß in die Stadt gehen und fand seine Stiefel zu lackiert.

Indessen war es diesen beiden edlen und klugen Menschen, die unlöslich durch das Band der Mutter- und Kindesliebe vereinigt waren, doch gelungen, sich zu verstehen, ohne viel Worte zu machen. Albert hatte endlich seiner Mutter, ohne sie erleichen zu machen, sagen können: »Mutter, wir haben kein Geld mehr.«

Mercedes hatte das wirkliche Elend nie kennengelernt; wenn sie auch in der Jugend arm gewesen war, so hatte sie doch nie Not gelitten. Solange die Netze gut waren, fing man Fische; solange man Fische verkaufte, hatte man Garn, um die Netze instand zu halten.

Der Winter nahte; Mercedes hatte kein Feuer in ihrem Zimmer, sie, deren ganzes Haus früher behaglich erwärmt gewesen war; sie,

deren Gemächer einst einem Treibhaus glichen, hatte nicht die arm-seligste kleine Blume. Aber sie hatte ihren Sohn.

Die Begeisterung für die Erfüllung einer Pflicht, die sie vielleicht übertrieben, hatte ihr Gemüt bis jetzt erhoben; aber sie hatte allmählich aus dem Land der Träume in das Land der Wirklichkeit herabsteigen müssen.

»Mutter«, sagte Albert in demselben Augenblick, da Frau Danglars die Treppe hinabging, »wir wollen einmal unser ganzes Geld zusammenrechnen, ich muß die Gesamtsumme wissen, um einen Plan zu machen.«

»Gesamtsumme: nichts«, sagte Mercedes mit einem schmerzlichen Lächeln.

»Doch, Mutter, Gesamtsumme dreitausend Franken vorläufig, und ich mache mich anheischig, mit diesen dreitausend Franken uns beiden ein herrliches Leben zu schaffen.«

»Kind!« seufzte Mercedes.

»Ach, liebe Mutter«, sagte der junge Mann, »ich habe schon Geld genug ausgegeben, um seinen Wert zu kennen. Dreitausend Franken sind eine riesige Summe, und ich habe darauf eine wunderbare Zukunft aufgebaut.«

»Fürs erste, nehmen wir denn diese dreitausend Franken an?« fragte Mercedes errötend.

»Aber das ist abgemacht, scheint mir«, antwortete Albert mit festem Ton; »wir nehmen sie um so mehr an, als wir sie nicht haben, denn sie sind, wie Sie wissen, in dem Garten des Häuschens in den Allées de Meilhan in Marseille vergraben. Mit zweihundert Franken kommen wir beide nach Marseille.«

»Mit zweihundert Franken!« sagte Mercedes. »Was fällt dir ein, Albert?«

»Ich habe mich auf dem Bureau der Post und der Dampfschiffe erkundigt und alles berechnet. Sie belegen Ihren Platz bis Châlons im Kabriolett – Sie sehen, Mutter, daß ich Sie als Königin behandle –, macht fünfunddreißig Franken. Von Châlons nach Lyon mit

dem Dampfschiff macht sechs Franken; von Lyon nach Avignon wieder mit dem Dampfschiff sechzehn Franken; von Avignon nach Marseille sieben Franken; Ausgaben auf der Reise fünfzig Franken; zusammen hundertundvierzehn Franken. Setzen wir hundertundzwanzig. Sie sehen, ich bin freigebig, nicht wahr, Mutter?»

Albert lächelte bei den letzten Worten.

»Aber du, mein armes Kind?»

»Ich! Haben Sie nicht gesehen, daß ich achtzig Franken für mich behalte? Ein junger Mann braucht nicht alle seine Bequemlichkeit zu haben; zudem weiß ich, was reisen heißt.«

»Mit deiner Postchaise und deinem Kammerdiener?»

»In jeder Weise, Mutter.«

»Nun wohl, sei es«, sagte Mercedes; »aber diese zweihundert Franken?»

»Hier sind sie und dann noch weitere zweihundert. Ich habe meine Uhr für hundert Franken verkauft und die Anhängsel für dreihundert. Wir sind also reich, da Sie statt der zur Reise nötigen hundertundvierzehn Franken zweihundertundfünfzig haben.«

»Aber wir sind hier im Haus etwas schuldig.«

»Dreißig Franken, die ich von meinen hundertundfünfzig bezahle. Das ist abgemacht, und da ich zur Reise nur achtzig Franken brauche, so schwimmen wir, wie Sie sehen, im Überfluß. Doch das ist nicht alles. Was sagen Sie hierzu, Mutter?»

Und Albert zog aus einer kleinen Brieftasche mit goldenem Schloß einen Tausendfrankenschein.

»Was ist das?« fragte Mercedes.

»Tausend Franken, Mutter.«

»Woher hast du die?»

»Hören Sie mich an, Mutter, und erregen Sie sich nicht zu sehr.«

Albert stand auf, küßte seine Mutter auf beide Wangen und betrachtete sie aufmerksam.

»Sie wissen nicht, Mutter, wie schön ich Sie finde!« sagte der junge Mann mit tiefer kindlicher Liebe. »Sie sind wirklich die schönste und edelste Frau, die ich je kennengelernt habe!«

»Liebes Kind«, sagte Mercedes, die vergeblich versuchte, eine Träne zurückzuhalten.

»Wirklich, es fehlte Ihnen nur noch, unglücklich zu sein, um meine Liebe in Anbetung zu verwandeln.«

»Ich bin nicht unglücklich, solange ich meinen Sohn habe«, sagte Mercedes.

»Hier fängt gerade die Prüfung an, Mutter«, antwortete Albert. »Sie wissen, was abgemacht ist?«

»Haben wir denn etwas abgemacht?« fragte Mercedes.

»Ja, es ist abgemacht, daß Sie in Marseille wohnen bleiben und daß ich nach Afrika gehe, wo ich statt des Namens, den ich aufgegeben habe, meinen neuen Namen zu Ehren bringen werde.«

Mercedes stieß einen Seufzer aus.

»Nun wohl, Mutter, ich bin seit gestern bei den Spahis eingestellt«, fuhr der junge Mann fort, indem er die Augen mit einer gewissen Beschämung senkte, denn er wußte selbst nicht, wie erhaben seine Erniedrigung war; »oder vielmehr, ich habe geglaubt, daß mein Körper mir gehöre und ich ihn verkaufen könne; seit gestern vertrete ich einen andern. Ich habe mich verkauft, wie man sagt«, fügte er hinzu, indem er zu lächeln versuchte, »teurer, als ich wert zu sein glaubte, nämlich für zweitausend Franken.«

»Also diese tausend Franken ...?« fragte Mercedes zitternd.

»Sind die Hälfte der Summe; die andere Hälfte kommt in einem Jahr.«

Mercedes hob die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zum Himmel, und die Tränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, flossen über ihre Wangen.

»Der Preis seines Blutes!« murmelte sie.

»Ja, wenn ich gefallen bin«, entgegnete Albert lachend; »aber ich versichere Sie, liebe Mutter, daß ich im Gegenteil die Absicht habe,

meine Haut tüchtig zu verteidigen; ich habe niemals solche Lust zu leben gehabt wie jetzt.«

»Mein Gott! mein Gott!« rief Mercedes.

»Weshalb soll ich denn übrigens fallen, Mutter? Sind denn Lamoricière, Changarnier, Bedeau und Morrel, die wir kennen, gefallen? Denken Sie, wie Sie sich freuen werden, Mutter, wenn Sie mich in der gestickten Uniform wiederkommen sehen. Ich erkläre Ihnen, daß ich mich prächtig darin ausnehmen werde und daß ich dieses Regiment aus Eitelkeit gewählt habe.«

Mercedes seufzte, während sie zu lächeln versuchte; sie begriff, daß es unrecht sei, ihr Kind das ganze Gewicht des Opfers tragen zu lassen.

»Nun, sehen Sie, Mutter«, fuhr Albert fort, »da haben Sie schon mehr als viertausend Franken, mit denen Sie gut zwei Jahre leben können.«

»Glaubst du?« fragte Mercedes.

Diese Worte waren der Gräfin entschlüpft; es lag in ihnen solch ein Schmerz, daß ihr Sinn Albert nicht entging; er fühlte sein Herz sich zusammenziehen und sagte, indem er die Hand seiner Mutter nahm und zärtlich drückte:

»Ja, Sie werden leben!«

»Ich werde leben!« rief Mercedes. »Aber du gehst nicht fort, nicht wahr, mein Sohn?«

»Mutter, ich gehe fort«, entgegnete Albert mit ruhiger, fester Stimme. »Sie lieben mich zu sehr, als daß Sie mich hier festhalten würden; zudem habe ich unterschrieben.«

»Du wirst nach deinem Willen handeln, mein Sohn, ich werde nach dem Gottes handeln.«

»Nicht nach meinem Willen, Mutter, sondern nach der Vernunft, nach der Notwendigkeit. Wir sind beide verzweifelte Menschen, nicht wahr? Was ist Ihnen heute das Leben? Was ist es mir? Ohne Sie sehr wenig, Mutter, glauben Sie es mir; denn ohne Sie, ich schwöre es Ihnen, hätte dieses Leben an dem Tag aufgehört, wo ich an

meinem Vater gezweifelt und seinen Namen verleugnet habe! Ich lebe, wenn Sie mir versprechen, noch zu hoffen; wenn Sie mich für Ihr künftiges Glück sorgen lassen, verdoppeln Sie meine Kraft. Ich werde dort unten den Gouverneur von Algier aufsuchen; er ist ein edles Herz und vor allem Soldat. Ich erzähle ihm meine traurige Geschichte und bitte ihn, gelegentlich den Blick nach der Seite zu wenden, wo ich sein werde, und wenn er Wort hält, wenn er mich beobachtet, so bin ich vor Ablauf eines halben Jahres Offizier oder tot. Bin ich Offizier, so ist Ihr Schicksal gesichert; denn dann habe ich Geld für uns beide und dazu einen neuen Namen, auf den wir beide stolz sein werden, da es Ihr wahrer Name sein wird. Falle ich ... nun wohl, wenn ich tot bin, dann, liebe Mutter, werden Sie sterben, wenn Sie wollen, und dann wird unser Unglück in seinem Übermaß ein Ende haben.«

»Gut«, antwortete Mercedes, »du hast recht, mein Sohn; beweisen wir gewissen Leuten, die die Augen auf uns gerichtet halten und warten, was wir tun werden, um ihre Meinung danach zu bilden, beweisen wir ihnen, daß wir wenigstens würdig sind, beklagt zu werden.«

»Aber keine traurigen Gedanken, liebe Mutter!« rief der junge Mann; »ich schwöre Ihnen, daß wir sehr glücklich sind oder es wenigstens sein können. Sie sind eine Frau, die sich in ihr Schicksal zu fügen weiß; ich bin, wie ich hoffe, einfach und leidenschaftslos geworden. Bin ich einmal im Dienst, so bin ich reich; sind Sie einmal im Hause des Herrn Dantès, so sind Sie ruhig. Versuchen wir es, Mutter!«

»Ja, wir wollen es versuchen, mein Sohn, denn du mußt leben, du mußt glücklich sein«, antwortete Mercedes.

»Also ist unsre Teilung gemacht«, sagte der junge Mann, indem er sich heiter stellte. »Wir können noch heute abreisen. Ich gehe, um Ihren Platz zu belegen.«

»Aber der deine, meine Sohn?«

»Ich muß noch zwei oder drei Tage hierbleiben, Mutter; dies ist der Anfang der Trennung, und wir müssen uns erst daran gewöhnen. Ich brauche noch einige Empfehlungen, einige Auskünfte über Afrika und werde Sie in Marseille treffen.«

»Gut, so sei es, laß uns gehen!« sagte Mercedes, indem sie sich in den einzigen Schal hüllte, den sie mitgenommen hatte und der zufällig ein sehr wertvoller schwarzer Kaschmirschal war.

Albert raffte in der Eile seine Papiere zusammen, klingelte, um dem Hauswirt die schuldigen dreißig Franken zu zahlen, bot seiner Mutter den Arm und ging mit ihr die Treppe hinab.

Vor ihnen ging jemand, der sich umwandte, als er das Rauschen eines Seidenkleides vernahm.

»Debray!« murmelte Albert.

»Sie, Morcerf!« antwortete der Sekretär des Ministers, indem er stehenblieb. Die Neugier trug bei ihm über den Wunsch, nicht gesehen zu werden, den Sieg davon; zudem war er ja auch erkannt. Es schien ihm in der Tat ein interessantes Abenteuer, in diesem unbekanntem Hotel den jungen Mann zu finden, dessen unglückliches Schicksal in Paris so viel Aufsehen erregt hatte.

»Morcerf!« wiederholte Debray.

Dann bemerkte er in dem Halbdunkel die noch jugendliche Gestalt und den schwarzen Schleier der Gräfin.

»Oh, Verzeihung«, fügte er mit einem Lächeln hinzu, »ich lasse Sie allein, Albert.«

Albert verstand den Gedanken Debrays.

»Mutter«, sagte er, indem er sich an Mercedes wandte, »dies ist Herr Debray, Sekretär des Ministers des Innern, ein früherer Freund von mir.«

»Wieso ein früherer Freund, was wollen Sie damit sagen?« stotterte Debray.

»Ich sage das, Herr Debray«, entgegnete Albert, »weil ich heute keine Freunde mehr habe und keine mehr haben darf. Ich danke Ihnen, daß Sie so gütig waren, mich zu erkennen.«

Debray stieg zwei Stufen in die Höhe und schüttelte Albert kräftig die Hand. »Glauben Sie mir, mein lieber Albert«, sagte er bewegt, »ich habe tiefen Anteil an Ihrem Unglück genommen und stelle mich Ihnen in jeder Beziehung zur Verfügung.«

»Ich danke Ihnen«, entgegnete Albert lächelnd; »aber wir sind in unserem Unglück reich genug geblieben, um niemand um Hilfe anzufragen zu brauchen; wir verlassen Paris, und wenn die Reisekosten bezahlt sind, bleiben uns fünftausend Franken.«

Die Röte stieg Debray ins Gesicht, der eine Million in der Brieftasche trug, und sowenig poetisch er war, konnte er nicht umhin, daran zu denken, daß dasselbe Haus eben noch zwei Frauen beherbergte, von denen die eine, verdienstermaßen entehrt, mit fünfzehnhunderttausend Franken arm davonging, während sich die andre, die unverdienstermaßen vom Schicksal getroffen, aber erhaben war in ihrem Unglück, mit einigen Pfennigen für reich hielt.

Dieser Vergleich brachte ihn aus der Fassung; er stammelte einige höfliche Worte und ging schnell die Treppe hinab.

An diesem Tag hatten seine Untergebenen im Ministerium sehr unter seiner schlechten Laune zu leiden. Aber am Abend erwarb er ein schönes Haus am Boulevard de la Madeleine, das fünfzigtausend Livres Rente einbrachte.

Am folgenden Tag, um die Stunde, da Debray den Kaufkontrakt unterzeichnete, bestieg Frau von Morcerf, nachdem sie ihren Sohn zärtlich umarmt hatte, das Kabriolett der Postkutsche, dessen Tür sich hinter ihr schloß.

An einem der zum Posthof hinausgehenden Fenster hielt sich ein Mann versteckt; er sah Mercedes in den Wagen steigen, sah den Wagen fortfahren und Albert sich entfernen.

Da fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte: »Auf welche Weise kann ich diesen beiden Unschuldigen das Glück zurückgeben, das ich ihnen genommen habe? Gott wird mir helfen!«

## DIE LÖWENGRUBE

Eine der Abteilungen des Gefängnisses La Force, die, in der die am schwersten belasteten und gefährlichsten Gefangenen untergebracht sind, heißt die Cour Saint-Bernard.

Die Gefangenen nennen diese Abteilung die Löwengrube, wahrscheinlich, weil die dort Untergebrachten Zähne haben, die oft die Gitter und zuweilen die Wärter beißen.

Es ist ein Gefängnis im Gefängnis; die Mauern haben die doppelte Dicke der andern. Jeden Tag untersucht ein Kerkermeister sorgfältig die massiven Gitter, und man erkennt an den herkulischen Gestalten, den kaltblütigen und scharfen Blicken dieser Wärter, daß sie ausgewählt worden sind, um die Gefangenen durch Schrecken zu beherrschen.

Der Hof dieser Abteilung ist von gewaltigen Mauern eingefast, an denen die Sonnenstrahlen schräg hinabgleiten, wenn sie sich entschließen, in diesen Abgrund moralischer und physischer Häßlichkeit einzudringen. Hier irren vom frühen Morgen an, sorgenvoll, verstört, bleich, schattengleich, die Männer umher, welche die Justiz unter die Schneide des Schwertes gebeugt hält.

Man sieht sie an der Stelle der Mauer stehen oder kauern, die am längsten von der Sonne beschienen und gewärmt wird. Dort bleiben sie, manchmal zu zweien miteinander sprechend, in der Regel aber allein, das Auge unaufhörlich zur Tür gerichtet, die sich öffnet, um irgendeinen der Bewohner dieses trostlosen Aufenthalts zu

rufen oder irgendeine neue aus dem Schmelztiegel der Gesellschaft ausgeworfene Schlacke in diesen Abgrund auszuspeien.

Die Cour Saint-Bernard hat ihr besonderes Sprechzimmer, ein langes Viereck, das durch zwei parallele, drei Fuß voneinander entfernte Gitter in zwei Teile geteilt ist, so daß der Besucher dem Gefangenen nicht die Hand drücken und ihm nichts zustecken kann. Dieses Sprechzimmer ist finster und feucht und macht einen entsetzlichen Eindruck, besonders wenn man an die furchtbaren Dinge denkt, über die durch diese Gitter hindurch gesprochen worden ist.

Doch dieser Ort, so entsetzlich er ist, ist das Paradies, in das diese Männer kommen, deren Tage gezählt sind; hier können sie wieder einmal die Gesellschaft genießen, nach der sie sich sehnen. Sehr selten verläßt einer die Löwengrube anders, als um nach der Barriere Saint-Jacques, dem Bagno oder in Einzelhaft zu gehen.

Im Hof ging ein junger Mann, die Hände in den Rocktaschen, umher, der von den Bewohnern der Löwengrube mit großer Neugier betrachtet wurde.

Man hätte ihn nach dem Schnitt seiner Kleider für einen eleganten Herrn halten können, wenn diese Kleider nicht zerfetzt gewesen wären; sie waren jedoch nicht abgenutzt, denn das feine Tuch nahm an den unbeschädigten Stellen unter der liebkosenden Hand des Gefangenen, der seinen Anzug zurechtzustutzen versuchte, seinen alten Glanz wieder an.

Er verwandte dieselbe Sorgfalt darauf, ein Batisthemd zu schließen, dessen Farbe sich seit seinem Eintritt in das Gefängnis bedeutend verändert hatte, und wischte seine Lackstiefel mit dem Zipfel eines Taschentuchs, in das Initialen mit einer Krone gestickt waren.

Einige Insassen der Löwengrube sahen mit großem Interesse der Toilette des Gefangenen zu.

»Sieh, der Prinz macht sich schön«, sagte einer der Spitzbuben.

»Er ist von Natur ein schöner Bursche«, sagte ein anderer, »und wenn er nur einen Kamm und Pomade hätte, würde er alle Herren mit weißen Handschuhen in den Schatten stellen.«

»Sein Rock muß ganz neu gewesen sein, und seine Stiefel glänzen prächtig. Sehr schmeichelhaft für uns, so feine Kollegen zu haben; diese Räuber von Gendarmen haben ihn schön zugerichtet; sie waren sicher neidisch, da sie den feinen Anzug so zerrissen haben.«

»Es scheint ein Prachtkerl zu sein«, bemerkte ein anderer; »er hat alles gemacht ... und in großem Stil ... Er kommt ganz jung aus dem Süden, wirklich ein tüchtiger Kerl.«

Der Gegenstand dieser abscheulichen Bewunderung schien das Lob oder den Duft des Lobes einzusaugen, denn die Worte hörte er nicht. Als seine Toilette beendet war, trat er an die Klappe der Kantine, an der ein Wärter lehnte.

»Hören Sie, mein Herr«, sagte er zu dem Wärter, »leihen Sie mir zwanzig Franken. Sie bekommen sie bald wieder; bei mir laufen Sie keine Gefahr. Bedenken Sie, daß meine Verwandten mehr Millionen als Sie Pfennige haben ... Hören Sie, zwanzig Franken, damit ich mir eine separate Zelle nehmen und einen Schlafrock kaufen kann. Ich leide entsetzlich darunter, immer im Rock und in Stiefeln zu sein. Welcher Rock, mein Herr, für einen Prinzen Cavalcanti!«

Der Wärter wandte ihm den Rücken zu und zuckte die Schultern. Er lachte nicht einmal über diese Worte, denn er hatte schon oft dergleichen gehört.

»Ich sehe«, sagte Andrea, »Sie sind ein Mann ohne Eingeweide, und ich werde Sie um Ihre Stelle bringen.«

Bei diesen Worten wandte sich der Wärter um und lachte laut auf. Die Gefangenen traten näher.

»Ich sage Ihnen, daß ich mir mit dieser elenden Summe einen Rock und ein Zimmer verschaffen kann, um den erlauchten Besuch, den ich jeden Tag erwarte, anständig zu empfangen.«

»Er hat recht«, sagten die Gefangenen. »Zum Kuckuck, man sieht doch, daß es ein feiner Herr ist.«

»Nun, dann leiht ihm doch die zwanzig Franken«, sagte der Wärter, indem er seine kolossale Schulter an die Wand lehnte; »seid ihr das nicht einem Kameraden schuldig?«

»Ich bin nicht der Kamerad dieser Leute«, rief der junge Mann stolz; »beleidigen Sie mich nicht, dazu haben Sie kein Recht.«

Die Spitzbuben sahen sich an, und ein dumpfes, Gemurmel lief durch ihre Reihen, ein Gewitter drohte über den aristokratischen Gefangenen hereinzubrechen. Der Wärter, der sicher war, den Fluten Halt zu gebieten, wenn sie zu ungestüm werden sollten, ließ, um sich einmal eine Erholung während seiner langweiligen Dienststunden zu verschaffen, das Wasser steigen. Die Spitzbuben näherten sich Andrea bereits. Die einen sagten: »Er soll den Stiefel fühlen!« Diese grausame Operation besteht darin, daß der in Ungnade gefallene Kamerad mit einem eisenbeschlagenen Stiefel bearbeitet wird.

Andre schlugen den »Aal« vor, eine andre Art der Erholung, die darin besteht, daß Steine und Sand in ein Tuch gefüllt werden, mit dem dann der Patient geschlagen wird.

»Prügeln wir den Schönen!« sagten einige.

Aber Andrea drehte sich nach ihnen um, zwinkerte mit den Augen, steckte seine Zunge in die Backe und ließ ein eigentümliches Schnalzen hören. Das war ein Gaunerzeichen, das Caderousse ihn gelehrt hatte.

Die Spitzbuben erkannten einen der Ihren; sofort senkten sich die Tücher, und der eisenbeschlagene Stiefel kehrte wieder auf den Fuß des Hauptnenkers zurück. Man hörte einige Stimmen äußern, daß der Herr recht habe, daß es ihm freistünde, nach seiner Art zu leben, und daß die Gefangenen das Beispiel der Gewissensfreiheit geben wollten.

Der Wärter war über dieses plötzliche Ende des Aufruhrs so erstaunt, daß er Andrea sofort bei den Händen nahm und ihn zu durchsuchen begann. Andrea ließ es, nicht ohne zu protestieren, geschehen. Plötzlich ertönte eine Stimme an der Tür.

»Benedetto!« rief ein Inspektor.

Der Wärter ließ Andrea los.

»Man ruft mich?« fragte dieser.

»Zum Sprechzimmer!« sagte die Stimme.

»Sehen Sie, man kommt, mich zu besuchen. Ah, mein lieber Herr, Sie werden sehen, ob man einen Cavalcanti wie einen gewöhnlichen Menschen behandeln kann!«

Andrea huschte wie ein schwarzer Schatten über den Hof und durch die halbgeöffnete Tür, während seine Genossen und der Wärter selbst voll Bewunderung zurückblieben.

Man rief ihn in der Tat ins Sprechzimmer, und man konnte mit Recht ebenso erstaunt darüber sein, wie Andrea selbst es war; denn der geriebene junge Mann hatte, statt die Erlaubnis zu benutzen zu schreiben, das vollkommene Stillschweigen beobachtet.

Ich werde, sagte er sich, augenscheinlich durch irgendeinen Mächtigen geschützt; alles beweist mir das: das Vermögen, das ich plötzlich bekommen, die Leichtigkeit, mit der ich alle Hindernisse überwunden, die Familie, die ich auf einmal erhalten habe, der erlauchte Name, der mir zuteil geworden ist, die glänzenden Verbindungen, die meinem Ehrgeiz versprochen worden sind. Ein leidiges Vergessen des Glücks, eine Abwesenheit meines Beschützers hat mich ins Verderben gestürzt, ja, aber nicht ganz und gar, nicht für immer. Die Hand hat sich für einen Augenblick zurückgezogen; aber sie muß sich wieder ausstrecken und mich von neuem ergreifen in dem Augenblick, wo ich glauben werde, nahe daran zu sein, in den Abgrund zu stürzen.

Warum sollte ich einen unvorsichtigen Schritt wagen? Ich würde mir vielleicht den Beschützer entfremden. Es gibt für ihn zwei Wege, mich aus der Patsche zu ziehen: die durch Gold erkaufte heimliche Flucht und der Einfluß auf das Gericht, daß ich freigesprochen werde. Ehe ich spreche und handle, will ich abwarten, bis mir bewiesen ist, daß man mich vollständig verlassen hat, und dann ...

Dieser Plan Andreas war nicht übel; Andrea ertrug das Elend der gemeinsamen Gefangenschaft, die Entbehrungen jeder Art; aber allmählich hatte die Gewohnheit wieder die Herrschaft über ihn erlangt. Er litt darunter, daß er schmutzig war und hungerte; die Zeit wurde ihm lang.

In diesem Augenblick rief ihn nun die Stimme des Inspektors ins Sprechzimmer. Andreas Herz klopfte vor Freude. Es war zu früh, als daß es der Besuch des Untersuchungsrichters, zu spät, als daß er vom Direktor oder dem Arzt gerufen sein konnte; es war also der erwartete Besuch.

Hinter den Gittern des Sprechzimmers, in das Andrea geführt wurde, bemerkte er das düstere Gesicht Bertuccios, der die Gitter, die verriegelten Türen und den Schatten betrachtete, der sich hinter den Gittern bewegte.

»Ah!« äußerte Andrea.

»Guten Tag, Benedetto«, sagte Bertuccio.

»Du!« sagte der junge Mann, mit Schrecken um sich blickend.

»Du erkennst mich nicht, unglückliches Kind!« sagte Bertuccio.

»Still! Still doch!« flüsterte Andrea, der wußte, welch feine Ohren die Wände hatten. »Mein Gott, mein Gott, sprich nicht so laut!«

»Du möchtest allein mit mir sprechen, nicht wahr?« fragte Bertuccio.

»Ja«, antwortete Andrea.

»Gut.« Bertuccio faßte in die Tasche und gab einem Wärter, den man hinter einer Klappe bemerkte, ein Zeichen.

»Lesen Sie«, sagte er.

»Was ist das?« fragte Andrea.

»Der Befehl, dir ein besonderes Zimmer zu geben und mich mit dir verkehren zu lassen.«

»Oh!« äußerte Andrea, indem er vor Freude in die Höhe fuhr. Sofort aber faßte er sich wieder und sagte sich: Wieder der unbekannte Beschützer! Man vergißt mich nicht; man sucht das Geheimnis zu bewahren, da man mit mir in einem besonderen Zimmer sprechen will. Bertuccio ist von dem Beschützer abgeschickt.

Der Wärter nahm einen Augenblick mit einem Vorgesetzten Rücksprache, öffnete dann die beiden Gittertüren und führte Andrea, der sich vor Freude nicht zu lassen wußte, in ein Zimmer des ersten Stocks mit der Aussicht auf den Hof.

Das Zimmer war weiß getüncht, hatte einen Ofen, ein Bett, einen Stuhl und einen Tisch und erschien dem Gefangenen prachtvoll.

Bertuccio setzte sich auf den Stuhl, Andrea warf sich aufs Bett. Der Wärter zog sich zurück.

»Laß sehen«, sagte der Verwalter, »was hast du mir zu sagen?«

»Und du?« fragte Andrea.

»Sprich du zuerst.«

»O nein, du hast mir viel zu sagen, da du mich aufgesucht hast.«

»Nun, wohlan denn. Du bist auf der Bahn des Verbrechens weitergeschritten, du hast gestohlen, gemordet.«

»Schön. Wenn du mich deshalb in ein besonderes Zimmer bringen läßt, um mir dergleichen zu sagen, hättest du dich nicht zu bemühen brauchen. Das weiß ich alles; aber es gibt andere Dinge, die ich nicht weiß. Sprechen wir von diesen. Wer hat dich hierhergeschickt?«

»Oho, du gehst schnell vorwärts, Benedetto!«

»Nicht wahr, und direkt aufs Ziel los. Vor allem keine überflüssigen Worte. Wer schickt dich?«

»Niemand.«

»Woher weißt du, daß ich im Gefängnis bin?«

»Ich habe dich schon lange in dem hochmütigen feinen Herrn wiedererkannt, der so elegant mit seinem Wagen in den Champs-Elysées fuhr.«

»Ah ja, in den Champs-Elysées. Das erinnert mich. Sprechen wir ein wenig von meinem Vater. Willst du?«

»Wer bin denn ich?«

»Du, mein Braver, du bist mein Adoptivvater ... Aber du bist doch nicht derjenige, der mir hunderttausend Franken zur Verfügung gestellt hat, die ich in vier bis fünf Monaten durchgebracht habe; du hast mir nicht den italienischen Adligen als Vater verschafft; du hast mich nicht in die Gesellschaft eingeführt und mich zu einem gewissen Diner in Auteuil eingeladen, das ich noch zu schmecken glaube, zusammen mit der besten Gesellschaft von ganz Paris, mit

einem gewissen Staatsanwalt, dessen Bekanntschaft ich hätte pflegen sollen, da er mir jetzt hätte nützlich sein können; du bist endlich nicht derjenige, der eine Kautions von ein oder zwei Millionen für mich gestellt hat, als mir der verhängnisvolle Zufall zustoßen mußte ... Geh, ehrenwerter Korse, sprich ...«

»Was soll ich dir sagen?«

»Ich werde dir helfen. Du sprachst eben von den Champs-Élysées, mein würdiger Pflegevater.«

»Nun?«

»Nun, in den Champs-Élysées wohnt ein sehr reicher Herr.«

»Bei dem du gestohlen und gemordet hast, nicht wahr?«

»Ich glaube, ja.«

»Der Herr Graf von Monte Christo?«

»Du sprichst den großen Namen gelassen aus. Gut, soll ich mich ihm in die Arme werfen und ihn umhalsen mit dem Ausruf: Vater, lieber Vater!«

»Scherze nicht«, antwortete Bertuccio ernst, »sprich diesen Namen hier nicht so aus!«

»Pah«, entgegnete Andrea, den der Ernst Bertuccios etwas aus der Fassung brachte, »warum nicht?«

»Weil derjenige, der diesen Namen trägt, zu sehr vom Glück begünstigt ist, als daß er der Vater eines Elenden gleich dir sein könnte.«

»Oh, große Worte ...«

»Und große Wirkungen, wenn du dich nicht in acht nimmst!«

»Drohungen ...! Die fürchte ich nicht ... Ich werde sagen ...«

»Glaubst du es mit Zwergen deiner Art zu tun zu haben?« entgegnete Bertuccio mit so ruhigem Ton und so sicherem Blick, daß Andrea bis ins Innerste ergriffen wurde. »Glaubst du es mit Bösewichtern aus dem Bagno oder mit deinen Tölpeln aus der Gesellschaft zu tun zu haben ...? Benedetto, du bist in einer furchtbaren Hand; diese Hand will sich dir öffnen, bedenke das. Spiele nicht mit dem Blitz,

den sie einen Augenblick niederlegt, aber wieder aufnehmen kann, wenn du versuchst, sie in ihrer freien Bewegung zu hemmen!«

»Ich will wissen, wer mein Vater ist!« sagte Benedetto eigensinnig. »Und wenn ich dabei zugrunde gehen sollte, ich muß es wissen. Was liegt mir am Skandal! Der verschafft mir nur Ruf und ist eine Reklame für mich. Aber die aus der vornehmen Welt haben trotz ihrer Millionen und ihrer Wappen immer etwas durch einen Skandal zu verlieren ... Nun, wer ist mein Vater?«

»Ich bin gekommen, um es dir zu sagen ...«

»Ah!« rief Benedetto mit freudfunkelnden Augen.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, der Wärter trat ein und sagte zu Bertuccio: »Entschuldigen Sie, mein Herr, aber der Untersuchungsrichter erwartet den Gefangenen.«

»Das heißt für uns Schluß«, sagte Andrea zu dem Verwalter. »Zum Teufel die Störung!«

»Ich werde morgen wiederkommen«, antwortete Bertuccio.

»Gut«, entgegnete Andrea. »Meine Herren Gendarmen, ich stehe zu Ihrer Verfügung ... Ah, mein Bester, laß doch einige Taler im Büro zurück, damit man mir gibt, was ich nötig habe.«

»Das soll geschehen«, antwortete Bertuccio.

Andrea reichte Bertuccio die Hand; der Verwalter behielt aber die seine in der Tasche und klimperte nur mit einigen Geldstücken.

»Das meinte ich«, sagte Andrea, indem er sich zu einem Lächeln zwang. Die seltsame Ruhe Bertuccios hatte ihn betroffen gemacht.

Sollte ich mich getäuscht haben? fragte er sich, während er in den vergitterten Wagen stieg. Nun, wir werden ja sehen.

»Auf morgen!« fügte er hinzu, indem er sich zu Bertuccio umwandte.

»Auf morgen!« antwortete der Verwalter.

## DER RICHTER

Man erinnert sich, daß der Abbé Busoni mit Noirtier allein im Sterbezimmer zurückgeblieben war und daß beide die Wache an der Leiche des jungen Mädchens übernommen hatten.

Vielleicht hatten die christlichen Ermahnungen des Priesters, sein überzeugendes mildes Wort dem Greis den Mut zurückgegeben; denn seit dem Augenblick, da er mit dem Abbé allein geblieben war, hatte seine Verzweiflung einer Ruhe Platz gemacht, die für alle, die sich seiner großen Liebe zu Valentine erinnerten, etwas Überraschendes hatte.

Villefort hatte den Greis seit dem Morgen des Todestags nicht wiedergesehen. Der ganze Hausstand war erneuert worden: Ein neuer Kammerdiener war für ihn, ein neuer Diener für Noirtier angenommen worden; zwei Mädchen waren in den Dienst der Frau von Villefort getreten, alle, selbst der Portier und der Kutscher, zeigten neue Gesichter. In einigen Tagen stand die Eröffnung der Schwurgerichtssitzung bevor, und Villefort arbeitete, in seinem Zimmer eingeschlossen, mit fieberhafter Tätigkeit an dem Prozeßmaterial gegen den Mörder Caderousses. Dieser Fall hatte, wie alles, was mit dem Grafen von Monte Christo in Beziehung stand, in der Pariser Welt großes Aufsehen erregt. Die Beweise waren nicht überführend, da sie auf einigen von einem sterbenden Galeerensträfling geschriebenen Worten beruhten, die seinen früheren Bagnogefährten beschuldigten, aber auch Haß oder Rachsucht entsprungen sein konnten. Der Staatsanwalt jedoch war der Überzeugung, daß Benedetto der

Schuldige sei, und er wollte aus dem schwierigen Sieg in dieser Angelegenheit eine der Genugtuungen der Eigenliebe ziehen, die allein imstande waren, sein erstarrtes Herz ein wenig aufleben zu lassen.

Die Vorbereitungen zu dem Prozeß gingen also rasch vorwärts, dank der unermüdlichen Arbeit Villeforts, der die nächste Sitzungsperiode des Gerichts damit eröffnen wollte. Der Staatsanwalt mußte sich mehr als je zurückziehen, um die Menge von Gesuchen, die man um Zulassungskarten an ihn richtete, nicht beantworten zu müssen.

Seit dem Begräbnis Valentines war auch erst so wenig Zeit verflossen, der Schmerz des Hauses war noch so neu, daß niemand sich wunderte, den Vater so ganz und gar seiner Pflicht hingegeben zu sehen, die ihm in seinem Kummer die einzige Ablenkung bot.

Ein einziges Mal, und zwar am Tag nach dem zweiten Besuch Bertuccios bei Benedetto, als dieser den Namen seines Vaters hatte erfahren sollen, hatte Villefort seinen Vater gesehen. Es war Sonntag, und Villefort war abgespannt in den Garten gegangen, wo er immer auf ein und demselben Weg auf und ab ging, düster, von einem unbittlichen Gedanken verfolgt.

Als sich seine Augen mechanisch dem Hause zuwandten, in dem er seinen Sohn lärmend spielen hörte, der aus seiner Pension zurückgekehrt war, um den Sonntag und Montag bei seiner Mutter zu verbringen, sah er an einem der geöffneten Fenster seinen Vater.

Herr Noirtier hatte sich ans Fenster schieben lassen, um die letzten Strahlen der noch warmen Sonne zu genießen, die auf den sterbenden Blumen und vergilbenden Blättern spielte. Das Auge des Greises war auf einen Punkt gerichtet, den Villefort nur undeutlich wahrnahm. Dieser Blick Noirtiers war so gehässig, so wild, so brennend vor Ungeduld, daß der Staatsanwalt, der alle Eindrücke dieses Gesichts, das er so gut kannte, zu deuten vermochte, sich von seinem Weg abwandte, um zu sehen, auf wen dieser vielsagende Blick fiel.

Da sah er unter einer Gruppe fast schon entblätterter Linden seine Frau mit einem Buch in der Hand sitzen; sie unterbrach von Zeit zu Zeit ihre Lektüre, um ihrem Sohn den Ball wieder zuzuwerfen, den dieser hartnäckig vom Salon in den Garten warf.

Villefort erblaßte, denn er wußte, was der Greis sagen wollte.

Noirtier hielt seine Augen immer noch auf denselben Punkt gerichtet; plötzlich aber wandte sich sein Blick von der Frau auf den Gatten, und nun war Villefort selbst dem Angriff dieser blitzenden Augen ausgesetzt, die mit dem Gegenstand auch ihre Sprache gewechselt hatten, ohne jedoch ihren drohenden Ausdruck zu verlieren.

Frau von Villefort, die von all diesen drohenden Leidenschaften, deren Kreuzfeuer sich über ihrem Kopfe traf, keine Ahnung hatte, behielt in diesem Augenblick den Ball ihres Sohnes und machte diesem ein Zeichen, ihn nebst einem Kusse selbst zu holen; aber Eduard ließ sich lange bitten; die mütterliche Liebkosung schien ihm wahrscheinlich keine genügende Belohnung für die Mühe, die er sich machen würde. Endlich entschloß er sich, sprang aus dem Fenster mitten auf ein Blumenbeet und eilte schweißbedeckt auf seine Mutter zu. Frau von Villefort wischte ihm die Stirn, drückte ihre Lippen darauf und schickte das Kind mit seinem Ball in der Hand und einer Handvoll Bonbon in der andern wieder fort.

Villefort, unwiderstehlich angezogen, näherte sich dem Haus; in dem Maße, wie er näher kam, senkte sich der Blick Noirtiers und folgte ihm, und das Feuer seiner Augen schien so glühend zu werden, daß die Glut Villefort bis ins Herz drang. In diesem Blick lag ein blutiger Vorwurf und gleichzeitig eine schreckliche Drohung. Dann erhoben sich die Augen des Greises zum Himmel, als ob er seinen Sohn an einen vergessenen Eid erinnerte.

»Es ist gut«, antwortete Villefort unten vom Hof aus, »haben Sie nur noch einen Tag Geduld; was ich gesagt habe, habe ich gesagt.«

Noirtier schien durch diese Worte beruhigt zu sein, und seine Augen wandten sich gleichgültig nach einer andern Seite.

Villefort knöpfte heftig seinen Rock auf, der ihn nicht frei atmen ließ, fuhr sich mit seiner bleichen Hand über die Stirn und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück.

Die Nacht verging kalt und ruhig, alles begab sich zu Bett und schlief wie immer in diesem Haus. Nur Villefort legte sich nach seiner Gewohnheit nicht mit den andern schlafen, sondern arbeitete bis fünf Uhr morgens. Er ging die letzten, am Tag vorher vor dem Untersuchungsrichter angestellten Verhöre durch, prüfte die Aussagen der Zeugen und ordnete seine Anklageschrift, eine der energischsten und geschicktesten, die er je aufgestellt hatte.

Am folgenden Tag, am Montag, sollte die erste Schwurgerichtssitzung stattfinden. Villefort sah diesen Tag bleich und finster anbrechen; das bläuliche Licht fiel auf die mit roter Tinte geschriebenen Zeilen. Der Staatsanwalt war einen Augenblick eingeschlafen, während seine Lampe erlosch; das Knistern der Flamme weckte ihn, seine Finger waren feucht und purpurn, als ob er sie in Blut getaucht hätte.

Er öffnete das Fenster; ein orangefarbener Streifen zog sich fern am Himmel hin und durchschnitt die schmalen Pappeln, die sich schwarz am Horizont abzeichneten. Aus dem Luzernfeld jenseits des Gitters stieg eine Lerche empor und ließ ihren hellen Morgengesang hören.

Die feuchte Luft umwehte den Kopf Villeforts und erfrischte sein Gedächtnis.

»Heute muß es sein«, sagte er mit Anstrengung; »heute muß der Mann, der das Schwert des Gesetzes halten wird, überall treffen, wo Schuldige anzutreffen sind!«

Seine Blicke richteten sich dann zu dem Fenster Noirtiers, an dem er gestern den Greis gesehen hatte. Der Vorhang war vorgezogen. Und doch war ihm das Bild seines Vaters so gegenwärtig, als ob das Fenster geöffnet wäre und er noch den drohenden Greis sähe.

»Ja«, murmelte er, »ja, sei ruhig!«

Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er ging einige Male durch das Zimmer; endlich warf er sich angekleidet auf ein Sofa, weniger um zu schlafen, als um seine durch die Ermüdung und die Kälte der Arbeit, die bis ins Mark drang, steif gewordenen Glieder wieder beweglich zu machen.

Nach und nach erwachte alles. Villefort hörte in seinem Zimmer alle die aufeinanderfolgenden Geräusche, die das Leben des Hauses ausmachen; er hörte die Türen, die sich öffneten und schlossen, die Klingel seiner Frau, welche die Kammerjungfer herbeirief, die ersten Rufe des Kindes, das fröhlich, wie man in diesem Alter gewöhnlich erwacht, aufstand.

Villefort klingelte seinerseits. Sein neuer Kammerdiener trat ein und brachte ihm die Zeitungen und eine Tasse Schokolade.

»Was bringen Sie mir da?« fragte Villefort.

»Eine Tasse Schokolade.«

»Ich habe keine bestellt. Wer sorgt denn so für mich?«

»Die gnädige Frau; sie hat mir gesagt, daß der gnädige Herr heute bei dieser Mordaffäre jedenfalls viel sprechen würden und der Stärkung bedürften.«

Der Diener setzte die Tasse auf den Tisch vor dem Sofa, der wie alle übrigen mit Papieren bedeckt war, dann ging er.

Villefort sah einen Augenblick mit finsterem Ausdruck die Tasse an, dann nahm er sie plötzlich mit einer nervösen Bewegung und trank sie auf einen Zug aus. Es war, als ob er hoffte, daß das Getränk tödlich wäre, und als ob er den Tod herbeirief, um ihn von einer Pflicht zu entlasten, die ihm noch etwas Schlimmeres als Sterben befahl. Dann erhob er sich und ging durch das Zimmer, mit einer Art Lächeln, das schrecklich anzusehen war.

Die Schokolade war unschädlich, und Villefort fühlte keine Wirkung.

Als die Frühstücksstunde gekommen war, erschien Villefort nicht bei Tisch. Der Kammerdiener trat wieder bei ihm ein.

»Die gnädige Frau läßt sagen, daß es eben elf Uhr geschlagen hat und daß die Gerichtsverhandlung um Mittag stattfindet.«

»Nun?« fragte Villefort.

»Die gnädige Frau ist fertig angekleidet und fragt, ob sie den gnädigen Herrn begleiten soll.«

»Wohin?«

»Zum Gericht.«

»Wozu?«

»Die gnädige Frau sagt, sie wünsche sehr, der Verhandlung bei-zuwohnen.«

»Ah!« rief Villefort, »das wünscht sie!«

Der Bediente wich einen Schritt zurück und sagte: »Wenn der gnädige Herr allein zu gehen wünschen, werde ich es der gnädigen Frau sagen.«

Villefort blieb einen Augenblick stumm; er drückte sich die Nägel in die bleiche Wange, von der sein schwarzer Bart abstach.

»Sagen Sie der gnädigen Frau«, sagte er endlich, »daß ich sie sprechen möchte und sie bitte, mich zu erwarten.«

»Jawohl.«

»Dann rasieren Sie mich und helfen mir beim Ankleiden.«

Der Kammerdiener verschwand, kam dann zurück, rasierte Villefort und kleidete ihn in feierliches Schwarz. Als er fertig war, sagte er: »Die gnädige Frau hat gesagt, sie erwarte den gnädigen Herrn, sobald die Toilette des gnädigen Herrn beendet ist.«

»Ich gehe.«

Villefort nahm die Akten unter den Arm, den Hut in die Hand und begab sich zu seiner Frau. An der Tür blieb er einen Augenblick stehen und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der bleichen Stirn. Dann öffnete er.

Frau von Villefort saß auf einer Ottomane und blätterte mit Ungeduld in den Zeitungen und Broschüren, die der kleine Eduard sich das Vergnügen machte zu zerreißen, ehe seine Mutter sie noch

ausgelesen hatte. Sie war vollständig zum Ausgehen angekleidet, ihr Hut lag auf einem Stuhl, sie hatte die Handschuhe angezogen.

»Ah, da sind Sie!« sagte sie mit ihrer gewöhnlichen ruhigen Stimme. »Mein Gott, wie blaß Sie sind! Sie haben also die ganze Nacht gearbeitet? Warum haben Sie denn nicht mit uns gefrühstückt? Nun, nehmen Sie mich mit, oder soll ich mit Eduard allein gehen?«

Bei allen diesen Fragen war Villefort kalt und stumm geblieben wie eine Statue.

»Eduard«, sagte er, indem er einen gebietenden Blick auf das Kind richtete, »geh und spiele im Salon, mein Freund, ich muß mit Mama sprechen.«

Frau von Villefort zitterte, als sie diese kalte Ruhe sah und diesen entschiedenen Ton hörte.

Eduard hatte den Kopf erhoben und seine Mutter angesehen, und da er sah, daß diese den Befehl Villeforts nicht bestätigte, hatte er seine Beschäftigung, seinen Bleisoldaten die Köpfe abzuschlagen, wieder aufgenommen.

»Eduard!« rief Villefort so heftig, daß das Kind auf dem Teppich emporfuhr. »Hörst du mich? Geh!«

Das Kind, das an solch eine Behandlung wenig gewöhnt war, erhob sich und wurde bleich; es wäre schwierig gewesen zu sagen, ob vor Zorn oder Furcht.

Der Vater nahm den Knaben am Arm, küßte ihn auf die Stirn und sagte: »Geh, mein Kind, geh!«

Eduard ging aus dem Zimmer. Herr von Villefort riegelte hinter ihm die Tür ab.

»O mein Gott!« sagte die junge Frau, indem sie ihren Gatten forschend ansah und zu lächeln versuchte. »Was gibt es denn?«

»Wo verstecken Sie das Gift, dessen Sie sich zu bedienen pflegen?« fragte der Staatsanwalt, der zwischen seiner Frau und der Tür stand, mit klarer Stimme ohne jede Einleitung.

Frau von Villefort empfand, was die Lerche empfinden muß, wenn sie über ihrem Haupt die Weihe ihre mörderischen Kreise ziehen sieht.

Ein rauher, abgebrochener Ton, weder Schrei noch Seufzer, entfuhr ihrer Brust; sie wurde leichenblaß.

»Ich ... ich verstehe nicht«, sagte sie. Sie war im ersten Schreck emporgesprungen, jetzt sank sie wie vernichtet wieder auf die Kissen zurück.

»Ich fragte Sie«, fuhr Villefort mit völlig ruhiger Stimme fort, »wo Sie das Gift verstecken, mit dem Sie meinen Schwiegervater, Herr von Saint-Méran, meine Schwiegermutter, Barrois und meine Tochter Valentine getötet haben!«

»Oh, was sagen Sie?« rief Frau von Villefort, die Hände ringend.

»Sie haben nicht zu fragen, sondern zu antworten.«

»Dem Gatten oder dem Richter?« stammelte Frau von Villefort.

»Dem Richter, Madame, dem Richter!«

Die Blässe dieser Frau, die Qual ihres Blicks, das Zittern ihres ganzen Körpers boten ein schreckliches Schauspiel.

»O Villefort!« murmelte sie. »O Villefort!« Das war alles.

»Sie antworten nicht!« rief der furchtbare Frager; dann fügte er mit einem Lächeln hinzu, das noch entsetzlicher war als sein Zorn: »Es ist wahr, Sie leugnen nicht!«

Sie machte eine Bewegung.

»Und Sie können nicht leugnen«, fuhr Villefort fort, indem er die Hand nach ihr ausstreckte, wie um sie im Namen des Gesetzes zu ergreifen; »Sie haben die einzelnen Verbrechen mit einer schamlosen Geschicklichkeit vollbracht, die jedoch nur die täuschen konnte, die aus Liebe blind waren. Seit dem Tode der Frau von Saint-Méran habe ich gewußt, daß mein Haus einen Giftmischer birgt; Herr d'Avrigny hatte mich gewarnt; nach Barrois' Tod hat sich mein Verdacht, Gott verzeihe mir's, auf einen Engel gelenkt, mein Verdacht, der selbst da, wo kein Verbrechen vorliegt, unaufhörlich im Grund meines Herzens wach ist; aber nach Valentines Tod gab es für mich keinen

Zweifel mehr, und nicht nur für mich, sondern auch für andre; so wird Ihr Verbrechen, das jetzt zwei Personen bekannt ist und von mehreren vermutet wird, offenbar werden, und wie ich Ihnen sagte, nicht der Gatte spricht mehr zu Ihnen, sondern der Richter!«

Die junge Frau verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. »O Villefort!« stammelte sie. »Ich beschwöre Sie, trauen Sie dem Scheine nicht!«

»Und nun sind Sie feige!« rief Villefort verächtlich. »In der Tat, ich habe immer bemerkt, daß Giftmischer feige sind. Nun sind Sie feige, obwohl Sie den schändlichen Mut hatten, drei alte Leute und ein junges Mädchen, von Ihnen dahingemordet, den Geist aufgeben zu sehen?«

»Villefort, Villefort!«

»Nun sind Sie feige«, fuhr Villefort mit wachsender Erregung fort, »Sie, die Sie bei vier Sterbenden die Minuten des Todeskampfes gezählt, die Sie mit höllischer Berechnung Ihre Pläne entworfen und mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und Genauigkeit Ihre Tränke gemischt haben? Sollten Sie, die Sie alles so gut zu berechnen wußten, eins in Rechnung zu ziehen vergessen haben: wohin Sie Ihre Verbrechen führen könnten? Oh, das ist unmöglich! Sie haben irgendein süßes Gift, noch tödlicher als die andern, aufbewahrt, um der Strafe zu entgehen, die Ihnen zukäme ... Sie haben das getan, ich hoffe es wenigstens.«

Frau von Villefort rang die Hände und sank in die Knie.

»Ich weiß wohl ... ich weiß wohl«, sagte er, »Sie gestehen; aber das Geständnis vor dem Richter, das Geständnis im letzten Augenblick, wenn nichts mehr zu leugnen ist, dieses Geständnis mildert nicht die Strafe, die er dem Schuldigen auferlegt!«

»Die Strafe!« rief Frau von Villefort. »Die Strafe! Sie haben dieses Wort zweimal ausgesprochen.«

»Gewiß. Weil Sie vierfach schuldig sind, glauben Sie ihr zu entgehen? Weil Sie die Frau dessen sind, der diese Strafe beantragt, haben Sie geglaubt, daß sie ausbleiben würde? Nein, nein! Wer sie auch sei, das Schafott wartet der Giftmischerin, wenn sie, wie ich eben

gesagt habe, nicht die Vorsorge getroffen hat, einige Tropfen ihres sicheren Giftes für sich aufzubewahren.«

Frau von Villefort stieß einen wilden Schrei aus; das Entsetzen malte sich auf ihren entstellten Zügen.

»Oh, fürchten Sie nicht das Schafott«, sagte der Staatsanwalt, »ich will Sie nicht entehren, denn das hieße mich selbst entehren; nein, im Gegenteil, wenn Sie mich verstanden haben, so müssen Sie begreifen, daß Sie nicht auf dem Schafott sterben können.«

»Nein, ich habe nicht begriffen; was wollen Sie sagen?« stammelte die unglückliche Frau vollständig vernichtet.

»Ich will sagen, daß die Frau des ersten Beamten der Hauptstadt einen fleckenlosen Namen nicht mit ihrer Schande bedecken und zugleich ihren Gatten und ihr Kind entehren wird.«

»Nein! O nein!«

»Nun wohl, das wird eine gute Tat von Ihnen sein, und für diese gute Tat danke ich Ihnen.«

»Sie danken mir, und wofür?«

»Für das, was Sie soeben gesagt haben.«

»Was habe ich denn gesagt? Mein Kopf ist wirr; ich begreife nichts mehr, mein Gott, mein Gott!« Und sie stand auf, ihr Haar war aufgelöst, der Mund schäumte.

»Sie haben mir auf die Frage nicht geantwortet, die ich an Sie richtete, als ich eintrat: Wo ist das Gift, dessen Sie sich zu bedienen pflegen?«

Frau von Villefort hob die Arme zum Himmel und rang krampfhaft die Hände.

»Nein, nein, nein«, schrie sie; »nein, das können Sie nicht wollen!«

»Ich will nicht, daß Sie auf dem Schafott enden, verstehen Sie?« antwortete Villefort.

»Gnade!«

»Ich will, daß Gerechtigkeit geschehe. Ich bin auf der Erde, um zu strafen«, fügte er mit flammendem Blick hinzu. »Jeder andern,

und wäre es einer Königin, würde ich den Henker schicken; aber mit Ihnen will ich barmherzig sein. Ihnen sage ich: Nicht wahr, Sie haben einige Tropfen Ihres mildesten und schnellsten Giftes aufbewahrt?«

»Verzeihen Sie mir; lassen Sie mich leben!«

»Sie sind feig!« sagte Villefort.

»Denken Sie daran, daß ich Ihre Frau bin!«

»Sie sind eine Giftmischerin!«

»Um des Himmels willen ...!«

»Nein!«

»Um der Liebe willen, die Sie für mich empfunden haben ...«

»Nein! Nein!«

»Um unsres Kindes willen! Oh, um unsres Kindes willen lassen Sie mich leben!«

»Nein, nein, nein! sage ich Ihnen; ließe ich Sie leben, Sie würden es vielleicht eines Tages gleich den andern töten.«

»Ich meinen Sohn töten!« schrie die Mutter wild, indem sie auf Villefort zustürzte. »Ich meinen Eduard töten ... ha, ha!« Und ein schreckliches Lachen, das Lachen einer Wahnsinnigen, endete den Satz und verlor sich in ein Röcheln. Sie sank ihrem Mann zu Füßen. Villefort trat an sie heran.

»Denken Sie daran«, sagte er, »daß, wenn bei meiner Rückkehr das Strafgericht nicht vollzogen ist, ich Sie mit eigenem Mund anzeigen und mit meinen eignen Händen verhaften werde.«

Sie hörte ihn an, keuchend, vernichtet; ihr Auge allein lebte und glühte in schrecklichem Feuer.

»Sie verstehen mich«, sagte Villefort; »ich gehe, um die Todesstrafe gegen einen Mörder zu beantragen ... Finde ich Sie lebend wieder, so schlafen Sie heute abend im Gefängnis.«

Frau von Villefort stieß einen Seufzer aus, die Spannung ihrer Nerven löste sich, sie sank auf dem Teppich zusammen.

Der Staatsanwalt schien eine Regung des Mitleids zu empfinden, er sah sie weniger streng an und sagte langsam: »Leben Sie wohl!«

Dieses Lebewohl fiel wie das todbringende Messer auf Frau von Villefort. Sie wurde ohnmächtig.

Der Staatsanwalt ging und schloß die Tür zweimal hinter sich ab.

## VOR DEM SCHWURGERICHT

Die Affäre Benedetto hatte in Paris gewaltiges Aufsehen erregt. Als ständiger Besucher des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne hatte der falsche Cavalcanti während der zwei oder drei Monate, die sein Glanz gedauert hatte, eine Menge Bekanntschaften geschlossen. Die Zeitungen hatten die verschiedenen Wechselfälle seines Lebens als eleganter Lebemann und als Sträfling im Bagno erzählt; infolgedessen wurden besonders die neugierig, die den Prinzen Andrea Cavalcanti persönlich gekannt hatten, und diese waren entschlossen, alles daranzusetzen, um Benedetto, den Mörder seines Kettengenossen, auf der Anklagebank zu sehen.

Für viele war Benedetto, wenn nicht ein Opfer, so doch wenigstens ein Irrtum der Justiz; man hatte den Vater Cavalcanti in Paris gesehen und erwartete, ihn von neuem erscheinen zu sehen, um seinen erlauchten Sprößling von den Behörden zu verlangen. Alles eilte also zu der Schwurgerichtssitzung, um das Schauspiel zu genießen. Von sieben Uhr morgens an bildete man eine Schlange vor der Tür, und eine Stunde vor Eröffnung der Verhandlung war der Saal schon voll von denen, die so bevorzugt gewesen waren, eine Einlaßkarte zu erhalten.

Es war ein prächtiger Septembertag; die Wolken, die am Morgen die aufgehende Sonne verdeckt hatten, waren wie durch Zauber zerstoßen; einer der mildesten Herbsttage erstrahlte in seiner ganzen Reinheit.

Die Richter und die Geschworenen traten endlich ein und nahmen unter tiefster Stille im Saal Platz; Herr von Villefort, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, ja fast sogar der allgemeinen Bewunderung, setzte sich in seinen Stuhl und ließ seinen ruhigen Blick durch den Saal schweifen.

Jeder betrachtete voll Staunen dieses ernste und strenge Gesicht, über dessen Ruhe die Schmerzen des Vaters keine Macht zu haben schienen, und man sah mit einer Art Schrecken diesen Mann an, dem menschliche Gefühle fremd zu sein schienen.

»Gendarmen«, sagte der Präsident, »führen Sie den Angeklagten Benedetto herein!«

Bei diesen Worten wurde die Aufmerksamkeit des Publikums lebhafter, und aller Augen richteten sich zur Tür, durch die Benedetto eintreten sollte.

Bald öffnete sich diese Tür, und der Angeklagte erschien.

Der Eindruck war auf jedermann derselbe, und keiner täuschte sich über den Ausdruck seines Gesichts. Seine Züge trugen nicht den Stempel jener tiefen Bewegung, die das Blut zum Herzen treibt und Stirn und Wangen bleich macht. Seine Hände, deren eine auf seinem Hut lag, während die andre in dem Ausschnitt seiner weißen Piquéweste steckte, zitterten nicht; sein Auge war ruhig, es glänzte sogar. Kaum hatte der junge Mann den Saal betreten, durchlief sein Auge die Reihen der Richter und Beisitzer und verweilte dabei länger auf dem Präsidenten und besonders auf dem Staatsanwalt.

Neben Andrea nahm sein Verteidiger Platz, der amtlich bestellt worden war, denn Andrea hatte sich mit diesen Einzelheiten, denen er keine Wichtigkeit beilegte, nicht befassen wollen; es war ein junger Mann mit aschblondem Haar, dessen Gesicht durch seine Aufregung gerötet war.

Der Präsident ließ die Anklageschrift verlesen, die, wie man weiß, von der so gewandten und unerbittlichen Feder Villeforts abgefaßt war.

Diese Anklageschrift zu verlesen dauerte lange und sie wäre für jeden andern niederschmetternd gewesen, aber Andrea trug das Gewicht der Anklage mit der Seelenruhe eines Spartaners.

Niemals war Villefort so beredt gewesen; das Verbrechen wurde in den lebhaftesten Farben dargestellt; das Vorleben des Angeklagten, der Zusammenhang seiner Taten von seinem Jünglingsalter an waren mit der Meisterschaft dargelegt, die die Praxis des Lebens und die Kenntnis des menschlichen Herzens einem so hervorragenden Geist, wie der Staatsanwalt war, verliehen hatten.

Andrea schenkte den aufeinander folgenden Belastungsmomenten nicht die geringste Aufmerksamkeit. Herr von Villefort, der ihn oft musterte und jedenfalls bei ihm die psychologischen Studien fortsetzte, die er so oft Gelegenheit gehabt hatte, bei den Angeklagten vorzunehmen, vermochte nicht ein einziges Mal, ihn die Augen niederschlagen zu machen, so durchdringend er ihn auch ansah.

Endlich war die Verlesung beendet.

»Angeklagter«, sagte der Präsident, »wie heißen Sie?«

Andrea erhob sich. »Entschuldigen Sie, Herr Präsident«, sagte er mit einer Stimme, die vollständig ruhig klang, »aber ich sehe, daß Sie bei Ihren Fragen eine Reihenfolge wählen, bei der ich Ihnen nicht folgen kann. Ich erhebe den Anspruch, den ich später rechtfertigen werde, eine Ausnahme von den gewöhnlichen Angeklagten zu machen. Wollen Sie deshalb, bitte, Ihre Fragen in einer andern Reihenfolge stellen; ich werde deshalb nicht weniger alle Fragen beantworten.«

Der Präsident sah überrascht die Geschworenen an, die ihrerseits den Staatsanwalt ansahen. Eine große Überraschung zeigte sich in der ganzen Versammlung. Auf Andrea schien das nicht den geringsten Eindruck zu machen.

»Wie alt sind Sie?« fragte der Präsident. »Werden Sie diese Frage beantworten?«

»Diese wie die andern, Herr Präsident.«

»Wie alt sind Sie also?«

»Ich bin einundzwanzig Jahre alt oder werde es vielmehr erst in einigen Tagen, da ich in der Nacht vom siebenundzwanzigsten auf den achtundzwanzigsten September 1817 geboren bin.«

Herr von Villefort, der sich gerade eine Notiz machen wollte, hob bei diesem Datum den Kopf.

»Wo sind Sie geboren?« fragte der Präsident weiter.

»In Auteuil bei Paris«, antwortete Benedetto.

Herr von Villefort hob zum zweitenmal den Kopf, sah Benedetto an, wie er das Haupt der Medusa angesehen haben würde, und wurde totenbleich.

Benedetto dagegen fuhr sich anmutig mit der Ecke eines feinen gestickten Batist-Taschentuches über die Lippen.

»Ihr Beruf?« fragte der Präsident.

»Erst war ich Fälscher«, antwortete Benedetto in der ruhigsten Weise von der Welt; »dann wurde ich Dieb, und kürzlich bin ich Mörder geworden.«

Ein Murmeln oder vielmehr ein Sturm der Entrüstung und Überraschung brach in allen Teilen des Saales los; die Richter selbst sahen sich verblüfft an; die Geschworenen bekundeten den größten Abscheu gegen den Zynismus, den man bei einem so eleganten Herrn so wenig erwartete.

Herr von Villefort stützte seine Stirn, die, anfangs bleich, rot und siedend heiß geworden war, in die Hand, plötzlich erhob er sich und sah wie ein Irrer um sich; er schnappte nach Luft.

»Suchen Sie etwas, Herr Staatsanwalt?« fragte Benedetto mit seinem verbindlichsten Lächeln.

Herr von Villefort antwortete nichts und setzte sich oder vielmehr fiel wieder auf seinen Stuhl zurück.

»Sind Sie jetzt bereit, Ihren Namen zu sagen, Angeklagter?« fragte der Präsident. »Die gemeine Prahlerei, mit der Sie Ihre Verbrechen aufgezählt haben, die Sie als Beruf angeben und die Sie sich zur Ehre anzurechnen scheinen, läßt mich annehmen, daß Sie Ihren Namen

dadurch, daß Sie diese Ihre Ehrentitel vorausschicken, um so mehr herausstreichen wollen.«

»Es ist unglaublich, Herr Präsident«, antwortete Benedetto im liebenswürdigsten Ton und mit den höflichsten Manieren, »wie Sie meine innersten Gedanken erraten haben; in der Tat habe ich Sie eben zu diesem Zweck gebeten, von der Reihenfolge Ihrer Fragen abzugehen.«

Das Staunen stieg aufs höchste; die Worte des Angeklagten hatten nichts Prahlerisches und Zynisches mehr; die erregten Zuhörer ahnten einen Gewitterstrahl in dieser finstern Wolke.

»Nun«, sagte der Präsident, »Ihr Name?«

»Meinen Namen kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß ihn nicht; aber ich weiß den meines Vaters, und den kann ich Ihnen nennen.«

Es zog wie eine Blendung über Villeforts Augen; man sah von seinen Wangen Schweißtropfen auf die Papiere fallen, die er mit krampfhafter Hand hin- und herwandte.

»Dann der Name Ihres Vaters«, fuhr der Präsident fort.

Kein Atemzug störte die Stille dieser gewaltigen Versammlung; alles wartete.

»Mein Vater ist Staatsanwalt«, antwortete Andrea ruhig.

»Staatsanwalt!« rief voll Befremden der Präsident, ohne die Erschütterung auf dem Gesicht Villeforts zu bemerken. »Staatsanwalt!«

»Ja, und da Sie seinen Namen wissen wollen, will ich ihn nennen: Er heißt von Villefort!«

Der solange aus Respekt vor dem Gericht zurückgehaltene Unmut machte sich plötzlich aus der Brust eines jeden Luft; die Richter selbst dachten nicht daran, diese Bewegung der Menge zu unterdrücken. Die Ausrufungen, die Verwünschungen gegen Benedetto, der ganz kaltblütig blieb, die drohenden Gebärden, die Bewegung der Gendarmen, alles das dauerte fünf Minuten, ehe die Richter und Gerichtsdienner die Ruhe wiederhergestellt hatten.

Dann hörte man die Stimme des Präsidenten: »Wollen Sie sich über das Gericht lustig machen, Angeklagter? Sollten Sie es wagen, Ihren Mitbürgern das Schauspiel einer Verderbnis zu geben, die noch nicht ihresgleichen gehabt hätte?«

Zehn Personen beschäftigten sich mit dem Staatsanwalt, der halb vernichtet dasaß, und sprachen ihm Trost und Mut zu.

Die Ruhe war im Saal wiederhergestellt, mit Ausnahme jedoch einer Stelle, wo eine ziemlich zahlreiche Gruppe sich bewegte und flüsterte. Es hieß, eine Dame sei ohnmächtig geworden; man hatte sie Riechsalz einatmen lassen, und sie war wieder zu sich gekommen.

Benedetto hatte während dieses ganzen Tumults sein lächelndes Gesicht der Versammlung zugewandt. Dann stützte er sich mit der einen Hand auf das eichene Geländer der Anklagebank und sagte mit eleganter Haltung: »Meine Herren, Gott bewahre mich davor, den Gerichtshof zu beleidigen und vor dieser ehrenwerten Versammlung einen unnützen Skandal aufzuführen. Man fragt mich, wie alt ich sei, ich sage es; man fragt mich, wo ich geboren sei, ich antworte; man fragt mich nach meinem Namen, den kann ich nicht sagen, da meine Eltern mich verlassen haben. Aber ich kann wohl, ohne meinen Namen zu nennen, da ich keinen habe, den Namen meines Vaters nennen: Nun, ich wiederhole, mein Vater ist Herr von Villefort, und ich bin bereit, es zu beweisen.«

Es lag in dem Ton des jungen Mannes eine Sicherheit, eine Überzeugung und Energie, die Stillschweigen hervorrief. Die Blicke wandten sich einen Augenblick zum Staatsanwalt, der unbeweglich in seinem Stuhl saß, als wäre er von einem Blitz getötet worden.

»Meine Herren«, fuhr Benedetto mit einer Handbewegung und einem Ton fort, die bewirkten, daß alle ihm lautlos zuhörten, »ich bin Ihnen den Beweis und die Aufklärung meiner Worte schuldig.«

»Sie haben aber«, rief der Präsident, »in der Untersuchung erklärt, daß Sie sich Benedetto nennen, und haben sich für eine Waise und einen Korsen ausgegeben.«

»In der Untersuchung habe ich gesagt, was mir paßte; denn ich wollte nicht, daß man den feierlichen Klang, den ich meinen Worten geben wollte, abschwächte oder hemmte, was unfehlbar eingetreten wäre.

Jetzt wiederhole ich Ihnen, daß ich zu Auteuil in der Nacht vom siebenundzwanzigsten auf den achtundzwanzigsten September 1817 geboren bin und daß ich der Sohn des Herrn Staatsanwalts von Villefort bin. Wollen Sie nun Einzelheiten haben?

Ich werde sie Ihnen geben.

Ich bin im ersten Stock des Hauses Nummer 28 in der Rue de la Fontaine geboren, in einem mit rotem Damast tapezierten Zimmer. Mein Vater nahm mich auf den Arm, indem er meiner Mutter sagte, ich sei tot, wickelte mich in eine mit einem H und einem N gezeichnete Serviette und trug mich in den Garten, wo er mich lebend vergrub.«

Ein Beben ging durch die Versammelten, als sie sahen, daß die Sicherheit des Angeklagten mit dem Schrecken des Herrn von Villefort zunahm.

»Aber woher wissen Sie alle diese Einzelheiten?« fragte der Präsident.

»Ich werde es Ihnen sagen, Herr Präsident. In dem Garten, wo mich mein Vater vergraben hatte, befand sich in derselben Nacht ein Korse, der ihm seit langem auflauerte, um sich an ihm zu rächen. Der Mann war in einem Dickicht versteckt, er sah meinen Vater etwas vergraben und stieß ihn bei dieser Arbeit mit dem Messer nieder; da er das Vergrabene für einen Schatz hielt, grub er es wieder aus und fand mich. Dieser Mann brachte mich in das Findelhaus, wo ich unter Nummer 57 eingetragen wurde. Ein Vierteljahr später machte seine Schwester die Reise von Rogliano nach Paris, um mich zu holen, reklamierte mich als ihren Sohn und nahm mich mit.

So wurde ich, obgleich in Auteuil geboren, in Korsika erzogen.«

Es herrschte einen Augenblick lang so tiefes Schweigen, daß man den Saal für leer halten konnte.

»Fahren Sie fort«, sagte die Stimme des Präsidenten.

»Gewiß«, fuhr Benedetto fort, »ich hätte glücklich sein können bei den braven Leuten, die mich anbeteten; aber mein schlechter Charakter trug über alle Tugenden, die meine Adoptivmutter mir ins Herz einzupflanzen suchte, den Sieg davon. Ich wuchs auf im Bösen und bin zum Verbrecher geworden. Endlich, eines Tages, als ich Gott fluchte, daß er mich so schlecht gemacht und mir ein so häßliches Schicksal verliehen hatte, sagte mein Adoptivvater zu mir: ›Lästere nicht, Unglücklicher! Denn Gott hat dir ohne Zorn das Leben gegeben. Das Verbrechen kommt von deinem Vater und nicht von dir; von deinem Vater, der dich der Hölle geweiht hat, wenn du stürbest, und dem Elend, wenn ein Wunder dir das Leben wiedergäbe!«

Seitdem habe ich aufgehört, Gott zu lästern, aber ich habe meinen Vater verflucht; und deshalb habe ich hier die Worte hören lassen, die Sie mir vorgeworfen haben, Herr Präsident; deshalb habe ich den Skandal verursacht, über den diese Versammlung noch zittert. Wenn es ein Verbrechen mehr ist, so bestrafen Sie mich; aber wenn ich Sie überzeugt habe, daß von meiner Geburt an mein Schicksal verhängnisvoll, schmerzlich, bitter, bejammernswert gewesen ist, so beklagen Sie mich!«

»Aber Ihre Mutter?« fragte der Präsident.

»Meine Mutter hielt mich für tot; meine Mutter ist nicht schuldig. Ich habe den Namen meiner Mutter nicht erfahren wollen und kenne ihn nicht.«

In diesem Augenblick ertönte aus der Mitte der Gruppe, in der vor kurzem eine Dame ohnmächtig geworden war, ein heftiger Schrei, der in einem Schluchzen endete.

Die Dame bekam einen Nervenanstfall und wurde aus dem Gerichtssaal getragen; dabei verschob sich der Schleier, der ihr Gesicht verbarg, und man erkannte Frau Danglars.

Trotz der Erschlaffung seiner Sinne, trotz des Sausens, das seine Ohren füllte, trotz der Art Wahnsinns, die sein Gehirn zerrüttete, erkannte Villefort sie und erhob sich.

»Die Beweise, die Beweise!« sagte der Präsident. »Angeklagter, denken Sie daran, daß dieses Gewebe von Abscheulichkeiten von den überzeugendsten Beweisen unterstützt werden muß.«

»Die Beweise?« fragte Benedetto lachend. »Die Beweise wollen Sie haben?«

»Ja.«

»Nun denn, sehen Sie Herrn von Villefort an, und dann verlangen Sie noch Beweise von mir!«

Alle sahen auf den Staatsanwalt, der unter dem Gewicht dieser tausend auf ihn gehefteten Blicke vor den Richtertisch trat, taumelnd, die Haare in Unordnung, die Eindrücke seiner Nägel auf dem Gesicht.

In der Versammlung war ein langgedehntes Murmeln des Erstaunens hörbar.

»Man fordert von mir Beweise, Vater«, sagte Benedetto, »soll ich sie geben?«

»Nein, nein«, stammelte Villefort mit erstickter Stimme; »nein, das ist unnötig.«

»Wie, unnötig?« rief der Präsident. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will sagen«, rief der Staatsanwalt, »daß ich mich vergebens gegen die tödliche Umklammerung, die mich zermalmt, wehren würde. Keine Beweise; es ist unnötig: Alles, was dieser junge Mann gesagt hat, ist wahr.«

Ein finsternes, schwüles Schweigen folgte; den Anwesenden sträubte sich das Haar.

»Wie, Herr von Villefort«, rief der Präsident, »Sie geben nicht einer Halluzination nach? Sie sind vollständig bei Sinnen? Man würde es begreiflich finden, daß eine so seltsame, so unerwartete und schreckliche Anklage Ihren Geist getrübt hat. Fassen Sie sich.«

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf. Seine Zähne klapperten wie im Fieber, und dennoch war er totenbleich.

»Ich bin im vollen Besitz meiner Geisteskräfte«, sagte er; »der Körper allein leidet, und das ist begreiflich. Ich bekenne mich schuldig alles dessen, was dieser junge Mann gegen mich vorgebracht hat, und halte mich von jetzt ab in meinem Haus zur Verfügung meines Nachfolgers.«

Und indem Villefort dies mit dumpfer, fast erstickter Stimme sagte, wandte er sich schwankend zur Tür, die ein Gerichtsdienstler mechanisch vor ihm öffnete.

Die ganze Versammlung blieb nach diesem Geständnis stumm und fassungslos.

»Die Sitzung ist aufgehoben, meine Herren«, sagte der Präsident; »der Prozeß wird auf die nächste Sitzungsperiode verschoben. Die Untersuchung muß von neuem und durch einen andern Beamten aufgenommen werden.«

Andrea verließ immer noch ebenso ruhig und viel interessanter den Saal in Begleitung der Gendarmen, die ihm unwillkürlich Achtung bezeigten.

## SÜHNE

Es wäre schwierig gewesen, den Zustand von Erstarrung zu schildern, in dem Villefort sich befand, als er den Gerichtspalast verließ. Er schleppte sich die Korridore entlang, nur von der Gewohnheit geführt; er warf das Amtskleid von der Schulter, nicht weil er das für angemessen hielt, sondern weil es eine drückende Last für ihn war. Taumelnd gelangte er in den Hof, sah seinen Wagen, weckte den Kutscher, öffnete selbst den Schlag und sank auf die Kissen, indem er mit dem Finger in die Richtung des Faubourg Saint-Honoré zeigte. Der Wagen fuhr davon.

Das ganze Gewicht seines zusammengestürzten Glücks war ihm aufs Haupt gefallen; dieses Gewicht zermalmte ihn, er wußte die Folgen nicht, hatte sie nicht erwogen; aber er fühlte sie.

»Gott!« murmelte er, ohne zu wissen, was er sagte. »Gott! Gott!«

Der Wagen fuhr schnell; während Villefort sich auf dem Polster bewegte, fühlte er etwas, was ihm im Wege war. Er faßte hin, es war ein Fächer seiner Frau, der zwischen die Polster gerutscht war. Dieser Fächer weckte eine Erinnerung; Villefort dachte an seine Frau.

»Oh!« rief er, als ob ihm ein glühendes Eisen ins Herz gestoßen worden wäre.

Seit einer Stunde hatte er nur noch eine Seite seines Elends vor Augen, und plötzlich bot sich seinem Geist eine andre, eine nicht weniger schreckliche als diese.

Dieser Frau gegenüber war er soeben der unerbittliche Richter gewesen, er hatte sie zum Tode verdammt, und sie, von Entsetzen er-

griffen, von Gewissensbissen überwältigt, niedergeschmettert unter der Schande, mit der er sie mit der Beredsamkeit seiner makellosen Tugend überhäuft hatte, sie, die arme, schwache, gegen eine absolute und höchste Gewalt wehrlose Frau, bereitete sich vielleicht in diesem selben Augenblick vor zu sterben!

Eine Stunde war schon seit ihrer Verurteilung verflossen; ohne Zweifel ließ sie in diesem Augenblick alle ihre Verbrechen an ihrem Geist vorüberziehen, bat Gott um Gnade und schrieb einen Brief an ihren tugendhaften Gatten, um ihn kniefällig um Verzeihung zu bitten, um eine Verzeihung, die sie mit dem Tod erkaufte.

Villefort stieß zum zweitenmal ein Brüllen des Schmerzes und der Wut aus. »Oh«, rief er, indem er sich auf dem Atlas seines Wagens wälzte, »diese Frau ist nur zur Verbrecherin geworden, weil sie mich berührt hat! Ich schwitze Verbrechen aus, und sie ist angesteckt, wie man vom Typhus angesteckt wird ... Und ich bestrafte sie! Ich habe gewagt, ihr zu sagen: Bereue und stirb ... ich! Oh, nein, nein! Sie soll leben ... sie soll mir folgen ... Wir wollen fliehen, Frankreich verlassen, fliehen, so weit die Erde uns tragen kann. Ich habe ihr vom Schafott gesprochen ...! Großer Gott! Wie habe ich es gewagt, dieses Wort auszusprechen! Mich selbst erwartet ja auch das Schafott ...! Wir wollen fliehen ... Ja, ich werde ihr alles gestehen; alle Tage werde ich, mich demütigend, ihr sagen, daß auch ich ein Verbrechen begangen habe ... Oh, ein Bund des Tigers und der Schlange! O würdige Frau eines Gatten wie ich ...! Sie muß leben, meine Schande muß ihre erblassen machen!«

Villefort riß das Fenster auf. »Schneller, schneller!« rief er mit einer Stimme, daß der Kutscher auf dem Bock zusammenfuhr.

Die gängstigten Pferde stürmten dahin.

Ja, ja, wiederholte sich Villefort, ja, sie muß leben, muß bereuen und meinen Sohn erziehen, mein armes Kind, den einzigen, der mit dem zähen Greis aus der Vernichtung meiner Familie übriggeblieben ist. Sie liebte ihn, für ihn hat sie alles getan. Man muß nie an dem Herzen einer Mutter verzweifeln, die ihr Kind liebt, sie wird

bereuen, niemand wird wissen, daß sie schuldig war. Diese in meinem Haus begangenen Verbrechen, derentwegen man sich schon beunruhigt, werden mit der Zeit vergessen werden; oder wenn sich einige Feinde daran erinnern, nehme ich sie mit auf mich. Eins, zwei, drei mehr, was macht das! Meine Frau wird sich retten und meinen Sohn mitnehmen, fern von dem Abgrund, in den die Welt mit mir zu stürzen scheint. Sie wird leben, wird noch glücklich sein, da alle ihre Liebe ihrem Sohn gehört und ihr Sohn sie nicht verlassen wird. Ich werde eine gute Tat tun, das wird das Herz erleichtern.

Und der Staatsanwalt atmete freier als seit langem.

Der Wagen hielt im Hof seines Hauses.

Villefort sprang heraus; er sah, daß die Dienstmoten überrascht waren, daß er so schnell zurückgekommen war, sonst las er nichts in ihren Gesichtern. Keiner redete ihn an; sie blieben wie gewöhnlich vor ihm stehen, um ihn vorüberzulassen, weiter nichts.

Er kam an dem Zimmer Noirtiers vorbei und bemerkte durch die angelehnte Tür zwei Schatten, aber es kümmerte ihn nicht, wer bei seinem Vater sei; seine Unruhe zog ihn woandershin.

»Nun«, sagte er, indem er die kleine Treppe emporstieg, die zum Flur führte, wo die Zimmer seiner Frau und das leere Zimmer Valentines lagen; »hier ist nichts verändert.«

Vor allem schloß er die Flurtür.

»Niemand darf uns stören«, sagte er, »ich muß frei mit ihr sprechen, mich vor ihr anklagen, ihr alles sagen ...«

Er trat an die Tür und faßte an den Glasknopf; die Tür gab nach.

»Nicht geschlossen! Oh, gut, sehr gut!« murmelte er.

Er trat in den kleinen Salon, wo man alle Abende das Bett für Eduard herrichtete; denn obgleich der Knabe in Pension war, so kam er doch jeden Abend nach Hause; seine Mutter hatte sich nie von ihm trennen wollen.

Villefort umfaßte mit einem Blick das ganze Zimmer.

»Niemand«, sagte er; »sie ist jedenfalls im Schlafzimmer.«

Er ging zur Tür; sie war verriegelt. Zitternd blieb er stehen.

»Heloise!« rief er.

Es war ihm, als ob ein Möbel bewegt würde.

»Heloise!« wiederholte er.

»Wer ist da?« fragte die Stimme derjenigen, die er rief.

Es kam ihm vor, als ob die Stimme viel schwächer wäre als sonst.

»Öffnen Sie, öffnen Sie!« rief Villefort. »Ich bin's!«

Aber trotz dieses Befehls, trotz des Tones der Angst, in dem er gegeben war, wurde nicht geöffnet.

Villefort trat die Tür ein.

Frau von Villefort stand bleich und mit verzerrten Zügen am Eingang zu ihrem Boudoir und sah ihn mit Augen voll schrecklicher Starrheit an.

»Heloise, Heloise!« sagte er. »Was haben Sie? Sprechen Sie!«

Die junge Frau streckte ihre steife und fahle Hand gegen ihn aus.

»Es ist geschehen«, sagte sie mit einem Röcheln, das ihr die Kehle zu zerreißen schien; »was wollen Sie denn noch mehr?«

Und sie stürzte in voller Länge auf den Teppich.

Villefort eilte auf sie zu und erfaßte ihre Hand. Diese Hand drückte krampfhaft ein Kristallfläschchen mit goldenem Stöpsel.

Frau von Villefort war tot.

Villefort taumelte vor Entsetzen bis zur Schwelle zurück und betrachtete den Leichnam.

»Mein Sohn!« rief er plötzlich. »Wo ist mein Sohn? Eduard! Eduard!«

Dieser Name wurde mit solcher Angst gerufen, daß die Dienstboten herbeieilten.

»Mein Sohn, wo ist mein Sohn?« fragte Villefort. »Er soll aus dem Haus gebracht werden, er soll nicht sehen ...«

»Eduard ist nicht unten, gnädiger Herr«, antwortete der Kammerdiener.

»Er spielt jedenfalls im Garten; sehen Sie nach!«

»Nein, gnädiger Herr. Die gnädige Frau hat ihn vor etwa einer halben Stunde gerufen; er ist zu ihr gegangen und noch nicht wieder heruntergekommen.«

Eisiger Schweiß trat auf Villeforts Stirn, seine Füße straukelten, die Gedanken begannen sich in seinem Kopf zu drehen.

»Er ist zu ihr gegangen«, murmelte er, »zu ihr gegangen!« Und er kehrte langsam um, indem er sich mit der einen Hand die Stirn wischte, während er sich mit der andern an den Wänden festhielt.

Wenn er wieder in das Zimmer trat, mußte er die Leiche der unglücklichen Frau nochmals sehen. Wollte er Eduard rufen, so mußte er das Echo dieses Totenzimmers wecken, die Stille des Grabes stören.

»Eduard, Eduard!« stammelte er.

Das Kind antwortete nicht. Wo war denn das Kind, das zu seiner Mutter hinaufgegangen und noch nicht wieder heruntergekommen war?

Villefort tat einen Schritt vorwärts. Der Leichnam seiner Frau lag quer vor der Tür zum Boudoir, in dem sich Eduard befinden mußte; dieser Leichnam schien mit offenen Augen und einem geheimnisvollen ironischen Lächeln um die Lippen die Schwelle zu bewachen.

Hinter dem Leichnam ließ der aufgeraffte Türvorhang einen Teil des Boudoirs überblicken; man sah ein Klavier und das Ende eines mit blauem Atlas überzogenen Diwans.

Villefort ging drei oder vier Schritt und sah sein Kind auf dem Diwan liegen; es schlief jedenfalls.

Der Unglückliche empfand eine unbeschreibliche Freude; ein Strahl reinen Lichts fiel in die Hölle, in der er sich quälte.

Es handelte sich also nur darum, über den Leichnam fort in das Boudoir zu gehen, das Kind in seine Arme zu nehmen und mit ihm zu entfliehen.

Villefort war nicht mehr der verdorbene Gesellschaftsmensch; er war ein bis auf den Tod verwundeter Tiger, der beim letzten Biß seine zerbrochenen Zähne fühlt.

Er hatte keine Furcht mehr vor Vorurteilen, sondern vor Gespenstern. Er nahm einen Anlauf und sprang über den Leichnam, als ob es sich darum gehandelt hätte, über einen Haufen glühender Kohlen zu setzen.

Er hob das Kind auf, drückte es an sich, schüttelte es, nannte es mit Namen; das Kind antwortete nicht. Er drückte gierig die Lippen auf die Wangen des Knaben; die Wangen waren fahl und eisig; er betastete die steifen Glieder, legte die Hand auf das Herz des Knaben; das Herz schlug nicht mehr.

Das Kind war tot.

Ein zusammengefalteter Zettel fiel von der Brust Eduards. Villefort, niedergeschmettert, sank in die Knie; das Kind entfiel seinen kraftlosen Armen und rollte neben die Mutter.

Villefort hob den Zettel auf, erkannte die Handschrift seiner Frau und las gierig:

*»Sie wissen, daß ich eine gute Mutter war, da ich für meinen Sohn zur Verbrecherin geworden bin!*

*Eine gute Mutter scheidet nicht ohne ihren Sohn!«*

Villefort konnte seinen Augen, konnte seinem Verstand nicht glauben.

Er schleppte sich zum Körper Eduards und untersuchte ihn noch einmal mit der Aufmerksamkeit, mit der die Löwin ihr gestorbenes Junges prüft.

Dann entrang sich seiner Brust ein herzerreißender, gellender Schrei. »Gott!« murmelte er. »Immer wieder Gott!«

Diese beiden Opfer erschreckten ihn; er fühlte das Entsetzen in sich aufsteigen, er beugte seinen Kopf unter dem Gewicht der Schmerzen. Er erhob sich, schüttelte sein schweißfeuchtes, vor Schrecken gestäubtes Haar, und er, der nie mit jemand Mitleid gehabt hatte, ging, um den Greis, seinen Vater, aufzusuchen, um in seiner Schwäche

jemand zu haben, dem er sein Unglück erzählen, bei dem er weinen konnte.

Er eilte die Treppe hinunter und trat bei Noirtier ein. Bei seinem Eintritt schien Noirtier so aufmerksam und liebevoll, wie es seine Unbeweglichkeit erlaubte, dem Abbé Busoni zuzuhören, der so ruhig und kalt war wie gewöhnlich.

Als Villefort den Abbé bemerkte, legte er die Hand an die Stirn. Die Vergangenheit kam zurück wie eine Woge, deren Zorn mehr Schaum aufwirft als die andern Wogen. Er erinnerte sich des Besuches, den er dem Abbé gemacht hatte, als er sich bei ihm nach dem Grafen von Monte Christo erkundigt hatte, und des Besuches, den der Abbé ihm selbst am Todestag Valentines gemacht.

»Sie hier!« sagte er. »Erscheinen Sie denn nie anders, als um den Tod zu begleiten?«

Busoni richtete sich auf; als er die Erregung im Gesicht des Staatsanwalts, den wilden Schimmer seiner Augen sah, begriff er, daß, was sich vor Gericht ereignen sollte, sich ereignet hatte; das übrige wußte er nicht.

»Ich war damals gekommen, um an der Leiche Ihrer Tochter zu beten«, antwortete Busoni.

»Und heute, was wollen Sie heute hier?«

»Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie mir Ihre Schuld genugsam bezahlt haben und daß ich von jetzt an Gott bitten werde, daß er sich zufriedengeben möge wie ich.«

»Mein Gott!« rief Villefort, entsetzt zurückweichend. »Diese Stimme! Das ist nicht die des Abbés Busoni!«

»Nein.«

Der Abbé riß sich die falsche Tonsur ab und schüttelte den Kopf. Sein langes schwarzes Haar fiel ihm auf die Schultern und umrahmte sein männliches Gesicht.

»Das ist das Gesicht des Grafen von Monte Christo!« rief Villefort mit verstörten Augen.

»Es ist noch nicht das richtige, Herr Staatsanwalt, besinnen Sie sich besser und aus fernerer Zeit!«

»Diese Stimme! Wo habe ich sie zum erstenmal gehört?«

»Sie haben sie zum erstenmal gehört in Marseille vor dreiundzwanzig Jahren, am Tag Ihrer Verlobung mit Fräulein von Saint-Méran. Suchen Sie in Ihren Akten nach.«

»Sie sind nicht Busoni, nicht Monte Christo? Mein Gott, Sie sind dieser verborgene, unerbittliche Todfeind! Ich habe in Marseille etwas gegen Sie getan, o wehe mir!«

»Ja, du hast recht, das ist's«, sagte der Graf, indem er die Arme über seiner breiten Brust kreuzte; »suche, suche!«

»Aber was habe ich dir denn getan?« rief Villefort, dessen Geist schon auf der Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn schwankte.

»Was habe ich dir getan? Sag an! Sprich.«

»Sie haben mich zu einem langsamen und gräßlichen Tod verurteilt, Sie haben meinen Vater getötet, Sie haben mir die Liebe mit der Freiheit genommen und das Glück mit der Liebe!«

»Wer sind Sie? Wer sind Sie denn? Mein Gott!«

»Ich bin der Geist eines Unglücklichen, den Sie in die Verliese des Schlosses If eingesargt haben. Diesem endlich seinem Grab entstiegenen Geist hat Gott die Maske des Grafen von Monte Christo aufgesetzt und ihn mit Diamanten und Gold bedeckt, damit Sie ihn erst heute erkennen.«

»Ah! Ich erkenne dich, ich erkenne dich!« sagte der Staatsanwalt.  
»Du bist ...«

»Ich bin Edmund Dantès!«

»Du bist Edmund Dantès!« rief der Staatsanwalt, indem er den Grafen bei der Hand ergriff. »Dann komm!«

Und er zog ihn mit sich über die Treppe; Monte Christo folgte ihm, ohne zu wissen, wohin er ihn führte; er ahnte ein neues Unglück.

»Da, Edmund Dantès«, sagte Villefort, indem er dem Grafen die Leichen seiner Frau und seines Sohnes zeigte, »da, sieh hin, bist du gerächt?«

Monte Christo erleichte bei diesem schrecklichen Anblick; er fühlte, daß er die Rechte der Rache überschritten hatte, daß er nicht mehr sagen konnte: »Gott ist für mich und mit mir.«

Er stürzte mit einem Gefühl unaussprechlicher Qual auf den Leichnam des Kindes zu, öffnete ihm die Augen, befühlte den Puls und eilte mit dem Knaben in das Zimmer Valentines, das er hinter sich abschloß.

»Mein Kind!« rief Villefort. »Er nimmt mir den Leichnam meines Kindes fort! Oh, Fluch, Unglück, Tod über dich!«

Er wollte Monte Christo nachstürzen; aber wie in einem Traum fühlte er seine Füße an den Boden festwurzeln, seine Augen traten aus den Höhlen, seine gekrümmten Finger drangen allmählich in das Fleisch seiner Brust, bis das Blut die Nägel rot färbte; die Adern seiner Stirn schwellen an, wie Feuer brannte es ihm im Gehirn.

Diese Starre dauerte einige Minuten, dann war die schreckliche Zerrüttung seines Verstandes vollendet. Er stieß einen gellenden Schrei aus, lachte laut auf und stürzte über die Treppe davon.

Eine Viertelstunde darauf wurde das Zimmer Valentines wieder geöffnet, und Monte Christo erschien wieder, bleich, finsternen Auges, die Brust bedrückt; alle Züge dieses gewöhnlich so ruhigen, edlen Gesichts waren durch den Schmerz entstellt. In den Armen hielt er das Kind, dem keine Hilfe das Leben hatte zurückgeben können.

Er beugte ein Knie und legte das Kind langsam und vorsichtig neben die Mutter, so daß der Kopf auf ihrer Brust ruhte. Dann stand er auf, verließ das Zimmer und fragte auf der Treppe einen Diener, wo Herr von Villefort sei. Der Diener zeigte, ohne zu antworten, zum Garten.

Monte Christo begab sich in den Garten, folgte der angedeuteten Richtung und sah Villefort mit einem Spaten in einer Art Wut die Erde aufgraben, während die Dienerschaft um ihn herum stand.

»Hier ist's wieder nicht«, sagte der Staatsanwalt, »hier ist's wieder nicht.« Und er begann an einer andern Stelle zu graben.

Monte Christo trat an ihn heran und sagte leise und in fast demütigem Ton: »Herr von Villefort, Sie haben einen Sohn verloren; aber ...«

Villefort, der nichts gehört und auch nichts verstanden hatte, unterbrach ihn.

»Oh, ich werde es wiederfinden«, sagte er; »wenn Sie auch behaupten, daß es nicht mehr da sei; ich werde es wiederfinden, und müßte ich bis zum Jüngsten Gericht suchen.«

Monte Christo wich entsetzt zurück.

»Oh«, sagte er, »er ist wahnsinnig!«

Und als ob er fürchtete, daß die Mauern des verfluchten Hauses über ihm zusammenstürzen könnten, eilte er auf die Straße; zum erstenmal zweifelte er daran, daß er das Recht hatte zu tun, was er getan hatte.

»Oh, genug, genug hiervon!« sagte er. »Retten wir den Letzten!«

Als er in sein Haus in den Champs-Élysées zurückkehrte, traf er Morrel, der schweigend wie ein Schatten, der darauf wartet, wieder in sein Grab zurückzukehren, durch das Haus irrte.

»Machen Sie sich fertig, Maximilian«, sagte er mit einem Lächeln zu ihm, »wir verlassen morgen Paris.«

»Haben Sie hier nichts mehr zu tun?« fragte Morrel.

»Nein«, antwortete Monte Christo, »und gebe Gott, daß ich nicht zu viel getan habe!«

## DIE ABREISE

Die Ereignisse, die sich so kurz hintereinander zugetragen hatten, beschäftigten ganz Paris. Emanuel und seine Frau sprachen davon mit begreiflicher Überraschung in ihrem kleinen Salon in der Rue Meslay; sie brachten die drei ebenso plötzlichen wie unerwarteten Katastrophen in der Morcerfschen, Danglarsschen und Villefortschen Familie miteinander in Verbindung.

Maximilian, der sie besuchte, hörte die Unterhaltung mit der bei ihm seit einiger Zeit gewöhnlichen Teilnahmslosigkeit an.

»Wirklich«, sagte Julie zu Emanuel, »sollte man nicht meinen, daß alle diese reichen Leute, die gestern noch so glücklich waren, in der Berechnung, auf der sie ihr Vermögen, ihr Glück und ihr Ansehen aufgebaut haben, den Anteil des bösen Genius vergessen hätten und daß dieser, wie die bösen Zauberinnen des Märchens, die man nicht zur Hochzeit oder Kindtaufe eingeladen hat, plötzlich erschienen ist, um sich wegen dieses Vergessens zu rächen?«

»Welches Unglück!« sagte Emanuel, der an Morcerf und Danglars dachte.

»Welche Leiden!« äußerte Julie, die an Valentine dachte, deren Namen sie mit weiblichem Instinkt nicht in Gegenwart ihres Bruders nannte.

In diesem Augenblick ertönte die Glocke. Dies war das vom Hausmeister gegebene Zeichen, daß Besuch kam. Fast zur gleichen Zeit öffnete sich die Tür, und der Graf von Monte Christo erschien

auf der Schwelle. Die beiden jungen Leute stießen einen Freudenruf aus. Maximilian hob den Kopf und ließ ihn wieder sinken.

»Maximilian«, sagte der Graf, ohne daß er die verschiedenen Eindrücke, die seine Gegenwart hervorbrachte, zu bemerken schien, »ich komme, um Sie abzuholen.«

»Mich abholen?« fragte Morrel, wie aus einem Traum erwachend.

»Ja«, entgegnete Monte Christo; »ist es nicht abgemacht, daß ich Sie mitnehme, und habe ich Ihnen nicht gestern gesagt, sich bereit zu halten?«

»Ich bin bereit«, antwortete Maximilian; »ich kam hierher, um Abschied zu nehmen.«

»Und wohin gehen Sie, Herr Graf?« fragte Julie.

»Zuerst nach Marseille, gnädige Frau.«

»Nach Marseille?« wiederholten beide Gatten.

»Ja, und ich entführe Ihnen Ihren Bruder.«

»Ach, Herr Graf«, sagte Julie, »geben Sie ihn uns geheilt zurück!«

Morrel wandte sich ab, um seine Röte zu verbergen.

»Sie haben also bemerkt, daß er leidend ist?« fragte der Graf.

»Ja«, antwortete die junge Frau, »und ich fürchte, er langweilt sich außerdem bei uns.«

»Ich werde ihn zerstreuen«, entgegnete der Graf.

»Ich bin bereit, Herr Graf«, sagte Maximilian. »Leb wohl, Emanuel! Leb wohl, Julie!«

»Wie!« rief Julie. »Sie wollen so auf der Stelle abreisen, ohne Vorbereitungen, ohne Pässe?«

»Das Zögern verdoppelt den Schmerz der Trennung«, entgegnete der Graf, »und Maximilian hat sich jedenfalls mit allem versehen; denn ich hatte es ihm empfohlen.«

»Ich habe meinen Paß, und meine Koffer sind gepackt«, sagte Morrel mit seiner teilnahmslosen Ruhe.

»Sehr schön«, sagte Monte Christo lächelnd, »da erkennt man die Pünktlichkeit des guten Soldaten.«

»Und Sie verlassen uns so im Augenblick?« fragte Julie. »Sie schenken uns nicht einen Tag, eine Stunde?«

»Mein Wagen hält vor der Tür, gnädige Frau; ich muß in fünf Tagen in Rom sein.«

»Aber Maximilian geht doch nicht nach Rom?« fragte Emanuel.

»Ich gehe, wohin mich der Graf führt«, sagte Morrel mit trübem Lächeln; »ich gehöre ihm noch für einen Monat an.«

»Mein Gott! Wie er das sagt, Herr Graf!«

»Maximilian begleitet mich«, entgegnete der Graf mit seiner überzeugenden Liebenswürdigkeit, »beruhigen Sie sich deshalb wegen Ihres Bruders.«

»Leb wohl, Schwester«, wiederholte Morrel. »Leb wohl, Emanuel.«

»Er zerreißt mir das Herz mit seinem Gleichmut«, sagte Julie. »O Maximilian, du verbirgst uns etwas.«

»Pah!« meinte Monte Christo. »Sie werden ihn heiter, lachend und fröhlich wiederkommen sehen.«

Maximilian warf Monte Christo einen Blick zu, in dem beinahe etwas wie Verachtung und Zorn war.

»Gehen wir!« sagte der Graf.

»Ehe Sie gehen, Herr Graf«, sagte Julie, »gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, was ich neulich ...«

»Gnädige Frau«, entgegnete der Graf, indem er ihre Hände nahm, »was Sie mir sagen würden, wird nie das aufwiegen, was ich in Ihren Augen lese, was Ihr Herz gefühlt hat, was das meine empfunden hat. Wie die Wohltäter in den Romanen hätte ich abreisen müssen, ohne Sie nochmals wiederzusehen; aber diese Tugend ging über meine Kräfte, weil ich ein schwacher und eitler Mensch bin, weil der feuchte, fröhliche und zärtliche Blick meinesgleichen mir wohltut. Jetzt gehe ich und treibe den Egoismus so weit, Ihnen zu sagen:

Vergessen Sie mich nicht, meine Freunde, denn wahrscheinlich werden Sie mich nie wiedersehen.«

»Sie nicht mehr wiedersehen!« rief Emanuel, während zwei große Tränen über Julies Wangen rollten. »Sie nicht mehr wiedersehen!«

Monte Christo küßte Julie die Hand, die sich darauf in seine Arme warf, und reichte die andere Hand Emanuel; dann riß er sich von diesem Haus los, in dem das Glück wohnte, und gab Maximilian, der teilnahmslos und gleichgültig blieb, wie er seit Valentines Tod immer gewesen war, einen Wink, ihm zu folgen.

»Geben Sie meinem Bruder die Freude wieder!« flüsterte Julie dem Grafen ins Ohr.

Monte Christo drückte ihr die Hand, wie er sie vor elf Jahren auf der Treppe zu ihres Vaters Arbeitszimmer gedrückt hatte.

»Verlassen Sie sich immer auf Sindbad den Seefahrer?«

»O ja!«

»Gut, dann schlafen Sie in Frieden und im Vertrauen auf den Herrn.«

Vor der Tür stand der Postwagen; vier kräftige Pferde schüttelten die Mähnen und stampften das Pflaster vor Ungeduld.

An der Freitreppe wartete Ali mit schweißbedecktem Gesicht; er schien schnell gelaufen zu sein.

»Nun«, fragte ihn der Graf auf arabisch, »bist du bei dem Greis gewesen?«

Ali bejahte durch ein Zeichen.

»Und du hast ihm den Brief vor die Augen gehalten, wie ich dir gesagt habe?«

»Ja«, machte der Sklave wieder ehrerbietig.

»Und was hat er gesagt, oder vielmehr, was hat er getan?« fragte der Graf gespannt.

Ali trat ins Licht, so daß sein Herr ihn sehen konnte, ahmte den Gesichtsausdruck des Greises nach und schloß die Augen, wie Noirtier tat, wenn er ja sagen wollte.

»Gut, er nimmt an«, sagte Monte Christo; »fort denn!«

Er hatte kaum dieses Wort gesprochen, so setzte sich der Wagen in Bewegung.

Maximilian rückte sich in seiner Ecke zurecht, ohne ein Wort zu sagen.

Eine halbe Stunde verfloß; der Wagen hielt plötzlich; der Graf hatte die seidene Schnur gezogen, deren andres Ende um Alis Finger gewickelt war.

Der Nubier sprang ab und öffnete den Schlag.

Die Nacht war sternenhell. Man befand sich auf der Anhöhe von Villejuif, von wo man auf Paris mit seinen Millionen Lichtern hinabsieht.

Der Graf war ausgestiegen, der Wagen fuhr auf ein Zeichen von ihm voran, er blieb allein. Lange sah er mit gekreuzten Armen auf die Stadt hinab.

»Große Stadt!« murmelte er, indem er den Kopf neigte und die Hände faltete, als ob er betete. »Noch nicht sechs Monate sind verflossen, seit ich durch deine Tore schritt. Ich glaube, daß der Geist Gottes mich zu dir geführt hat, er führt mich triumphierend wieder fort; das Geheimnis meiner Anwesenheit in deinen Mauern habe ich diesem Gott anvertraut, der allein in meinem Herzen lesen kann; er allein weiß, daß ich fortgehe ohne Haß und ohne Stolz, aber nicht ohne Bedauern; er allein weiß, daß ich von der Macht, die er mir anvertraut hat, weder für mich noch für eitle Dinge Gebrauch gemacht habe. O große Stadt! In deinem klopfenden Busen habe ich gefunden, was ich suchte; ein geduldiger Bergmann, habe ich deine Eingeweide durchwühlt, um das Böse auszumerzen; jetzt ist mein Werk vollbracht, meine Sendung ist zu Ende; jetzt kannst du mir keine Freuden und Schmerzen mehr bieten. Lebe wohl, Paris, lebe wohl!«

Sein Blick schweifte noch einmal über das ungeheure Häusermeer wie der Blick eines nächtlichen Geistes; dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und stieg wieder in den Wagen, der bald an der andern Seite des Hügels in einer Staubwolke verschwand.

Sie legten zwei Meilen zurück, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Morrel träumte, Monte Christo betrachtete ihn.

»Morrel«, sagte der Graf, »bereuen Sie es, mir gefolgt zu sein?«

»Nein, Herr Graf; aber Paris verlassen ...«

»Wenn ich geglaubt hätte, daß das Glück Sie in Paris erwartete, hätte ich Sie dagelassen.«

»In Paris ruht Valentine, und Paris verlassen heißt sie zum zweitenmal verlieren.«

»Maximilian«, sagte der Graf, »die Freunde, die wir verloren haben, ruhen nicht in der Erde, sie sind in unserm Herzen begraben, und Gott hat es so gewollt, damit wir immer von ihnen begleitet seien. Ich habe zwei Freunde, die mich so immer begleiten; der eine ist der, welcher mir das Leben gegeben hat, der andere, der meinen Verstand geweckt hat; beider Geist lebt in mir. Ich frage sie um Rat, wenn ich im Zweifel bin, und habe ich etwas Gutes getan, verdanke ich es ihrem Rat. Fragen Sie die Stimme Ihres Herzens, Morrel, ob Sie fortfahren dürfen, mir dieses böse Gesicht zu machen.«

»Mein Freund«, antwortete Maximilian, »die Stimme meines Herzens ist sehr traurig und verspricht mir nur Unglück.«

»Ein bedrücktes Gemüt pflegt alles schwarz zu sehen; die Seele schafft sich selbst ihren Horizont; Ihre Seele ist düster und macht Ihnen einen gewitterschwangeren Himmel.«

»Das ist vielleicht wahr«, sagte Maximilian; dann versank er wieder in sein Brüten.

Die Reise wurde mit jener Geschwindigkeit zurückgelegt, die zu den Eigentümlichkeiten im Leben des Grafen gehörte. Am folgenden Morgen erreichten sie Châlons, wo das Dampfschiff des Grafen sie erwartete. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, wurde der Wagen an Bord geschafft. Die beiden Reisenden waren schon eingeschifft.

Das Dampfschiff fuhr wie ein Vogel dahin; selbst Morrel empfand den merkwürdigen Rausch der Schnelligkeit, und manchmal

schien es, als ob der Wind, der sein Haar flattern machte, auf einen Augenblick auch die Wolken von seiner Stirn jagte.

Der Graf schien in dem Maße, wie er sich von Paris entfernte, von einer fast übermenschlichen Heiterkeit umstrahlt. Man hätte ihn für einen Verbannten halten können, der in sein Vaterland zurückkehrt.

Bald erschien Marseille in der Ferne und weckte in beiden eine Fülle von Erinnerungen.

Der Graf und Morrel stiegen im Hafen an Land. Ein Schiff ging nach Algier ab; die Gepäckstücke, die auf der Brücke sich drängenden Passagiere, die Menge der Verwandten und Freunde, die Lebewohl sagten, schrien und weinten – dieses Schauspiel, das selbst die immer wieder bewegt, die es alle Tage sehen, konnte Maximilian nicht von einem Gedanken ablenken, der ihn in dem Augenblick ergriffen hatte, da er den Fuß auf die großen Platten des Kais gesetzt hatte.

»Sehen Sie«, sagte er, indem er den Grafen am Arm faßte, »hier ist die Stelle, wo mein Vater stehenblieb, als der ›Pharao‹ in den Hafen einlief; hier warf sich der edle Mann, den Sie vor Tod und Entehrung retteten, in meine Arme; ich fühle noch seine Tränen auf meinem Gesicht, und er weinte nicht allein, viele Leute weinten gleichfalls, als sie uns sahen.«

Monte Christo lächelte.

»Ich befand mich dort«, sagte er, indem er zu einer Straßenecke zeigte.

Wie er dies sagte, hörte man aus der Richtung, die er angedeutet hatte, ein schmerzliches Stöhnen und sah eine Frau, die einem Passagier des abfahrenden Schiffes zuwinkte. Diese Frau war verschleiert; Monte Christo betrachtete sie mit einer Bewegung, die Morrel leicht bemerkt hätte, wenn dessen Augen nicht nach dem Schiff gerichtet gewesen wären.

»Mein Gott«, rief Morrel, »ich täusche mich nicht! Dieser junge Mann, der mit seinem Hut grüßt, der junge Mann in Uniform, das ist Albert von Morcerf!«

»Ja«, sagte Monte Christo, »ich habe ihn erkannt.«

»Wieso? Sie haben ja nach der entgegengesetzten Seite geblickt.«

Der Graf lächelte, wie er zu tun pflegte, wenn er nicht antworten wollte. Und seine Augen folgten der Frau, die an der Straßenecke verschwand. Dann wandte er sich um.

»Lieber Freund«, sagte er zu Maximilian, »haben Sie hier nicht etwas zu tun?«

»Ich habe am Grab meines Vaters zu weinen«, antwortete Morrel dumpf.

»Gut, gehen Sie und erwarten Sie mich dort; ich werde Sie dort wiedertreffen.«

»Sie verlassen mich?«

»Ja ... auch ich habe einen frommen Besuch zu machen.«

Morrel ergriff die Hand des Grafen, verließ ihn dann mit einer Kopfbewegung voller Traurigkeit und wandte sich zum östlichen Teil der Stadt.

Monte Christo blieb auf derselben Stelle, bis Maximilian verschwunden war, dann schlug er den Weg zu den Allées de Meilhan ein, um das Haus zu besuchen, das dem Leser vom Anfang dieser Geschichte bekannt ist.

Dieses Haus stand noch immer im Schatten der großen Lindenallee, die den Marseiller Müßiggängern als Promenade dient. Weinranken zogen sich an den von der Sonne des Südens gelbgebrannten Steinen hinauf. Zwei ausgetretene Steinstufen führten zur Eingangstür, die aus drei Bohlen bestand, welche, obwohl sie ständig mehr zerfielen, nie Kitt oder Farbe gekannt hatten und geduldig warteten, bis die Feuchtigkeit sie wieder zusammenfügte.

Dieses trotz seines Alters reizende, trotz seines ärmlichen Äußern heitere Haus war genau dasselbe, das ehemals der Vater Dantès be-

wohnt hatte. Nur hatte der Greis in der Dachkammer gewohnt, und der Graf hatte das ganze Haus Mercedes zur Verfügung gestellt.

Hier war die Frau im langen Schleier, die Monte Christo sich von dem abfahrenden Schiff hatte entfernen sehen, eingetreten.

Sie schloß die Tür in demselben Augenblick, da er an der Straßenecke erschien.

Für ihn waren die ausgetretenen Steinstufen alte Bekannte; er verstand besser als irgend jemand diese alte Tür zu öffnen, deren im Innern angebrachte Klinke durch einen Nagel mit dickem Kopf gehoben wurde.

Er trat ein, ohne anzuklopfen. Am Ende eines mit Ziegeln gepflasterten Ganges öffnete sich ein sonniges Gärtchen, dasselbe, in dem Mercedes an dem bezeichneten Platz die Summe gefunden hatte, deren Vergrabung der Graf zartfühlend vierundzwanzig Jahre zurückdatiert hatte. Von der Schwelle der Straßentür bemerkte man die ersten Bäume des Gartens.

An der Gartentür angekommen, hörte Monte Christo einen Seufzer, der einem Schluchzen glich; in einer Jasminlaube mit dichtem Blätterwerk und langen, purpurnen Blüten saß Mercedes vorgebeugt und weinte.

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen; das Gesicht in beide Hände verborgen, ließ sie ihren Seufzern und ihrem Schluchzen, die so lange durch die Gegenwart ihres Sohnes zurückgehalten waren, freien Lauf.

Monte Christo trat einige Schritte vor; der Sand knirschte unter seinen Füßen.

Mercedes hob den Kopf und stieß einen Schreckensruf aus, als sie einen Mann vor sich stehen sah.

»Gnädige Frau«, sagte der Graf, »es ist nicht mehr in meiner Macht, Ihnen das Glück zu bringen, aber ich biete Ihnen den Trost an; wollen Sie ihn annehmen als von einem Freund kommend?«

»Ich bin in der Tat sehr unglücklich«, antwortete Mercedes; »ich bin allein auf der Welt ... Ich hatte nur meinen Sohn, und er ist von mir gegangen.«

»Er hat wohlgetan, gnädige Frau«, entgegnete der Graf, »er ist ein edles Herz. Er hat erkannt, daß jeder Mann dem Vaterland einen Tribut schuldig ist: der eine sein Talent, der andere seinen Fleiß, dieser sein Studium, jener sein Blut. Wäre er bei Ihnen geblieben, so hätte er sein Leben nutzlos verbraucht, er hätte sich nicht an Ihren Schmerz gewöhnen können; er wäre durch die Ohnmacht mit Haß erfüllt worden. Indem er gegen sein Unglück kämpft, wird er groß und stark werden und es in Glück verwandeln. Lassen Sie ihn Ihrer beider Zukunft wieder aufbauen; ich wage Ihnen zu versprechen, daß sie in sicheren Händen ist.«

»Oh«, sagte die Arme, indem sie traurig den Kopf schüttelte, »dieses Glück, von dem Sie sprechen und das ich mit ganzer Seele für ihn von Gott erflehe, werde ich nicht genießen. In mir und um mich ist so viel vernichtet worden, daß ich mich dem Grabe nahe fühle. Sie haben gut getan, Herr Graf, mich wieder an den Ort zu bringen, wo ich so glücklich gewesen bin: Wo man glücklich gewesen ist, dort soll man sterben.«

»Ach«, entgegnete Monte Christo, »alle Ihre Worte fallen mir bitter und brennend aufs Herz, um so mehr, da Sie recht haben, mich zu hassen; ich bin es, der all Ihr Unglück veranlaßt hat. Warum beklagen Sie mich nicht, statt mich anzuklagen? Sie würden mich dadurch noch viel unglücklicher machen ...«

»Sie hassen, Sie anklagen, Sie, Edmund ... den Mann hassen und anklagen, der meinem Sohn das Leben gerettet hat, denn es war erst Ihre unheilvolle Absicht, Herrn von Morcerf den Sohn zu töten, auf den er stolz war, nicht wahr? Oh, sehen Sie mich an, und Sie werden sehen, ob nur der Schein eines Vorwurfs in mir ist.«

Der Graf hob seinen Blick und richtete ihn auf Mercedes, die, halb aufgerichtet, ihm beide Hände entgegenstreckte.

»Oh, sehen Sie mich an«, fuhr sie mit tiefer Schwermut fort; »man kann heute den Glanz meiner Augen aushalten; die Zeit ist nicht mehr, da ich kam, um Edmund zuzulächeln, der mich da oben am Fenster der Dachkammer erwartete, die sein alter Vater bewohnte ... Seit dieser Zeit sind sehr viele schmerzliche Tage verflossen, die gleichsam einen Abgrund zwischen mich und jene Zeit gegraben haben. Sie anklagen, Edmund, Sie hassen, mein Freund! Nein, mich klage ich an und hasse ich! O Elende, die ich bin!« rief sie, indem sie die Hände faltete und zum Himmel auf sah. »Ich bin bestraft genug ...! Ich hatte Religion, Unschuld, Liebe, dieses dreifache Glück, und ich Elende habe an Gott gezweifelt!«

Monte Christo trat ihr einen Schritt näher und reichte ihr schweigend die Hand.

»Nein«, sagte sie, indem sie die ihre sanft zurückzog, »nein, mein Freund, rühren Sie mich nicht an. Sie haben mich geschont, und doch war ich von allen denen, die Sie getroffen haben, die Schuldigste. Alle andern haben aus Haß, Habgier, Selbstsucht gehandelt; ich habe aus Feigheit gehandelt. Jene hatten Begierden, ich habe Furcht gehabt. Nein, drücken Sie meine Hand nicht, Edmund, Sie suchen nach einem liebevollen Wort, ich fühle es, sprechen Sie es nicht aus; behalten Sie es für eine andre, ich bin es nicht mehr wert. Sehen Sie«, fuhr sie fort, indem sie ihr Gesicht vollständig enthüllte, »das Unglück hat mein Haar grau gemacht; meine Augen haben so viele Tränen vergossen, daß sie von blauen Adern umgeben sind; meine Stirn trägt Falten. Sie dagegen, Edmund, sind immer noch jung, immer noch schön und stolz, und das, weil Sie Glauben hatten, weil Sie Kraft hatten, weil Sie auf Gott bauten und Gott Ihnen half. Ich bin feige gewesen, bin abgefallen; Gott hat mich verlassen, und nun bin ich so weit gekommen.«

Mercedes traten Tränen aus den Augen; das Herz der Frau brach bei dem Ansturm der Erinnerungen.

Monte Christo nahm ihre Hand und küßte sie ehrerbietig; aber sie fühlte, daß dieser Kuß ohne Inbrunst war, als ob er die Statue einer Heiligen geküßt hätte.

»Es gibt«, fuhr sie fort, »vom Schicksal bestimmte Menschen, deren ganze Zukunft durch einen ersten Fehltritt vernichtet wird. Ich hielt Sie für tot und hätte sterben müssen; denn was hat es genützt, daß ich im Herzen ewig um Sie getrauert habe? Ich bin dadurch nur vor der Zeit eine alte Frau geworden. Was hat es genützt, daß ich, die ich als einzige von allen Sie erkannt hatte, nur das Leben meines Sohnes gerettet habe? Hätte ich nicht auch den Mann retten müssen, so schuldig er auch war, den ich zum Gatten genommen hatte? Dennoch habe ich ihn sterben lassen – was sage ich, mein Gott! –, ich habe durch meine Gefühllosigkeit zu seinem Tod beigetragen, durch meine Verachtung, indem ich mich nicht mehr erinnerte, nicht mehr erinnern wollte, daß er für mich zum Wortbrüchigen und Verräter geworden war! Was nützt es wiederum, daß ich meinen Sohn bis hierher begleitet habe, da ich ihn doch verlasse, ihn allein abreisen lasse, ihn diesem todbringenden Land Afrika überliefere? Oh, ich bin feige gewesen, sag ich Ihnen; ich bin von meiner Liebe abgefallen und bringe wie die Abgefallenen allem, was mich umgibt, Unglück!«

»Nein, Mercedes, nein«, sagte Monte Christo; »fassen Sie wieder eine bessere Meinung von sich selbst. Nein, Sie sind ein edles und frommes Weib, und Sie hatten mich durch Ihren Schmerz entwaffnet; aber hinter mir stand unsichtbar und unbekannt der zornige Gott, dessen Vollstrecker ich nur war und der den Blitzstrahl nicht hat zurückhalten wollen, den ich geschleudert hatte. Oh, ich rufe diesen Gott, zu dessen Füßen ich mich seit zehn Jahren jeden Tag niederwerfe, zum Zeugen an, daß ich Ihnen mein Leben zum Opfer bringen wollte, und mit meinem Leben meine Pläne. Prüfen Sie die Vergangenheit und die Gegenwart, suchen Sie in die Zukunft zu blicken und urteilen Sie, ob ich nicht das Werkzeug des Herrn bin. Das entsetzlichste Unglück, das grausamste Leiden, das

Verlassenwerden von allen, die mich liebten, die Verfolgung durch die, die mich nicht kannten, das war der erste Teil meines Lebens; dann nach der Gefangenschaft, der Einsamkeit, dem Elend plötzlich Luft und Freiheit und ein so glänzendes, so fabelhaftes, so unermessliches Vermögen, daß ich, wenn ich nicht blind sein wollte, mir sagen mußte, daß Gott es mir zu großen Zwecken gesandt habe. Seitdem schien mir ein Priesteramt zuteil geworden zu sein; seitdem gehörte kein Gedanke in mir mehr diesem Leben, dessen Süße, Sie Arme, Sie manchmal gekostet haben; ich hatte keine Stunde der Ruhe, ich fühlte mich vorwärts getrieben wie eine Feuerwolke, die dahinfährt, um die verfluchten Städte zu vernichten. Wie jene wagemutigen Kapitäne, die sich zu einer gefahrvollen Reise einschiffen, sorgte ich für Lebensmittel, lud ich die Waffen, bereitete ich Angriffs- und Verteidigungsmittel vor, gewöhnte meinen Körper an die größten Anstrengungen, meine Seele an die erschütterndsten Eindrücke, übte meinen Arm zu töten, meine Augen, leiden zu sehen, meinen Mund, beim Schrecklichsten zu lächeln. Gut, vertrauend, vergessend, wie ich war, wurde ich rachsüchtig, berechnend, boshaft oder vielmehr gefühllos wie das taube und blinde Schicksal. Dann beschritt ich den Weg, der mir geöffnet war, ich durchmaß ihn ganz und erreichte das Ziel. Wehe denjenigen, die ich auf meinem Wege traf!«

»Genug!« sagte Mercedes. »Genug, Edmund! Glauben Sie, daß die, welche allein Sie erkannt, Sie auch allein zu verstehen vermocht hat. Edmund, diejenige, die Sie zu erkennen und zu verstehen vermocht hat, sie hat Sie bewundern müssen, hätten Sie sie auch auf Ihrem Wege getroffen und wie Glas zerbrochen! Ein Abgrund gähnt zwischen mir und der Vergangenheit, ein Abgrund zwischen Ihnen und den andern Menschen, und meine größte Qual, das sage ich Ihnen, ist, Vergleiche anzustellen; denn es gibt nichts auf der Welt, was Ihnen gleicht. Jetzt sagen Sie mir Lebewohl, Edmund, lassen Sie uns scheiden.«

»Ehe ich Sie verlasse, frage ich Sie: Was wünschen Sie, Mercedes?«  
fragte Monte Christo.

»Ich wünsche nur eins, Edmund: daß mein Sohn glücklich sei.«

»Bitten Sie Gott, der allein das Dasein der Menschen in Händen hält, den Tod von ihm fernzuhalten, das übrige nehme ich auf mich.«

»Dank, Edmund.«

»Aber Sie, Mercedes?«

»Ich brauche nichts, ich lebe zwischen zwei Gräbern; das eine ist das Edmund Dantès', der seit langem tot ist; ich liebte ihn! Das Wort paßt schlecht zu meinen welken Lippen, aber mein Herz erinnert sich noch, und ich möchte um nichts auf der Welt dieses Erinnern des Herzens verlernen. Das andere ist das eines Mannes, den Edmund Dantès getötet hat; ich billige die Tat, aber ich muß für den Toten beten.«

»Ihr Sohn wird glücklich sein«, wiederholte der Graf.

»Dann werde ich so glücklich sein, wie ich es sein kann.«

»Aber ... was werden Sie tun?«

Mercedes lächelte traurig. »Wenn ich Ihnen sagte, daß ich hier leben werde wie die Mercedes von ehemals, das heißt, indem ich arbeite, so würden Sie es nicht glauben; ich kann nur noch beten, ich brauche auch nicht zu arbeiten; der kleine Schatz, den Sie vergraben hatten, hat sich an der von Ihnen bezeichneten Stelle gefunden; man wird sich erkundigen, wer ich bin, was ich tue, man wird nicht wissen, wie ich lebe; was macht das? Das ist eine Sache zwischen Gott, Ihnen und mir.«

»Mercedes«, sagte der Graf, »ich mache Ihnen keinen Vorwurf, aber Sie haben das Opfer übertrieben, indem Sie das ganze von Herrn von Morcerf gesammelte Vermögen aufgaben; denn die Hälfte davon rührte von Ihrer Sparsamkeit und Ihrer Umsicht her.«

»Ich sehe, was Sie mir vorschlagen wollen; aber ich kann es nicht annehmen, Edmund. Mein Sohn würde es mir verbieten.«

»Ich werde nichts für Sie tun, was nicht die Billigung des Herrn Albert von Morcerf hat. Ich werde erfahren, was seine Meinung ist, und mich ihr unterwerfen. Aber wenn er das, was ich tun will, annimmt, werden Sie ihm ohne Widerstand folgen?«

»Sie wissen, Edmund, wie sehr das Leben mich mit seinen Stürmen geschüttelt hat, so sehr, daß ich den Willen verloren habe.«

Monte Christo erblaßte und senkte den Kopf vor ihrem Schmerz.

»Wollen Sie mir nicht auf Wiedersehen sagen?« fragte er, indem er ihr die Hand reichte.

»Gewiß, ich sage Ihnen: Auf Wiedersehen«, entgegnete Mercedes, indem sie feierlich zum Himmel deutete.

Und nachdem Mercedes mit ihrer zitternden Hand die Hand des Grafen berührt hatte, eilte sie zur Treppe und entschwand den Augen des Grafen.

Monte Christo ging langsam aus dem Haus und schlug den Weg zum Hafen ein.

Aber Mercedes sah ihn nicht sich entfernen, obgleich sie an dem Fenster des kleinen Zimmers unter dem Dach stand, das Dantès' Vater einst bewohnt hatte. Ihre Augen suchten in der Ferne das Schiff, das ihren Sohn dem weiten Meer zuführte. Ihre Stimme murmelte wie gegen ihren Willen: »Edmund, Edmund, Edmund!«

## DIE VERGANGENHEIT

Der Graf schied mit Weh im Herzen von dem Haus, in dem er Mercedes zurückließ, um sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie wiederzusehen.

Seit dem Tode des kleinen Eduard war eine große Veränderung in Monte Christo vor sich gegangen. Auf dem Gipfel seiner Rache angekommen, hatte er auf der andern Seite den Abgrund des Zweifels gesehen.

Dazu hatte die Unterhaltung, die er soeben mit Mercedes gehabt hatte, so viele Erinnerungen in seinem Herzen wachgerufen, daß diese Erinnerungen selbst bekämpft werden mußten.

Ein Mann vom Gepräge des Grafen konnte nicht lange in dieser trüben Stimmung bleiben; er sagte sich, daß sich ein Irrtum in seine Berechnungen eingeschlichen haben müsse, da er fast dahin gelangt war, sich selbst zu tadeln.

»Ich sehe die Vergangenheit falsch an!« sagte er. »Ich kann mich nicht so getäuscht haben. Was! Das Ziel, das ich mir gesetzt hatte, sollte wahnwitzig gewesen sein! Ich sollte seit zehn Jahren einen Irrweg begangen haben! Eine Stunde hätte genügt, um dem Architekten zu beweisen, daß das Werk aller seiner Hoffnungen ein, wenn nicht unmögliches, so doch verwerfliches Werk sei!

Ich will mich nicht an diesen Gedanken gewöhnen, er würde mich wahnsinnig machen. Was meinen Erwägungen von heute fehlt, ist die richtige Würdigung der Vergangenheit, weil ich diese Vergangenheit vom andern Ende des Horizonts sehe. Es geht mir

wie den Leuten, die sich im Traum verwundet haben; sie sehen ihre Wunde an und fühlen sie und erinnern sich nicht, sie empfangen zu haben.

So will ich mich denn für einen Augenblick wieder in mein elendes Leben von früher zurückversetzen; ich will noch einmal die Wege beschreiten, auf die das Verhängnis mich gestoßen hat, wo das Unglück mich geführt und die Verzweiflung mich gepackt hat. Zuviel Gold und Edelsteine strahlen heute von dem Spiegel zurück, in dem Monte Christo den Dantès betrachtet. Hinweg damit! Jetzt, da ich reich bin, will ich noch einmal arm sein, da ich frei bin, noch einmal gefangen, da ich wieder zum Leben erwacht bin, noch einmal im Grabe liegen.«

Indem er so mit sich sprach, ging Monte Christo die Rue de la Caisserie entlang. Es war dieselbe Straße, durch die er vor vierundzwanzig Jahren in der Stille der Nacht von den Gendarmen geführt worden war; diese Häuser, jetzt voll heiteren Lebens, waren in jener Nacht finster, stumm und geschlossen gewesen.

Er ging zum Kai hinunter und kam an die Stelle, wo er damals eingeschifft worden war. Ein Boot fuhr vorbei; Monte Christo rief den Führer an, und das Boot kam auf ihn zu.

Das Wetter war prächtig, die Fahrt war ein Fest. Am Horizont stieg die Sonne rot und flammend in die Fluten hinab; das spiegelglatte Meer furchte sich manchmal, wenn hier und da ein Fisch, der von einem verborgenen Feind verfolgt wurde, aus dem Wasser sprang; in der Ferne fuhren weiß und anmutig Fischerbarken und Handelsschiffe, die Ladung nach Korsika oder Spanien hatten, dahin.

Trotz dieses schönen Himmels, trotz des goldenen Lichtes, das alles um ihn her umflutete, waren dem Grafen, während er in seinen Mantel gehüllt dahinfuhr, alle Einzelheiten jener schrecklichen Fahrt gegenwärtig: das einsame Licht, das im Katalonierdorf gebrannt hatte; der Anblick des Schlosses If, der ihm klarmachte, wohin er gebracht wurde; der Kampf mit den Gendarmen, als er

sich ins Meer stürzen wollte; seine Verzweiflung, als er sich besiegt fühlte, und die Kälte des Eisens, als ihm der Lauf des Karabiners an die Schläfe gesetzt wurde.

Der Himmel bedeckte sich für ihn mit einem Trauerflor, und die Erscheinung des schwarzen Riesen, den man das Schloß If nennt, ließ ihn erbeben, als ob ihm plötzlich das Gespenst eines Todfeindes erschienen wäre.

Die Barke stieß ans Land. Instinktiv wich der Graf bis zum äußersten Ende der Barke zurück; er achtete nicht darauf, als der Führer sagte: »Wir landen.« Er erinnerte sich daran, daß ihn an dieser selben Stelle, auf diesem selben Felsen seine Wächter mit Gewalt fortgeschleppt hatten, daß man ihn gezwungen hatte, diese Rampe emporzusteigen, indem man ihn mit einem Bajonett in die Hüfte stieß.

Edmund Dantès war damals die Überfahrt sehr lang erschienen, Monte Christo dagegen hatte sie sehr kurz gefunden; jeder Ruderschlag hatte Gedanken und Erinnerungen emporwirbeln lassen.

Seit der Julirevolution befanden sich im Schloß If keine Gefangenen mehr; in den Wachstuben war ein Posten untergebracht, um auf die Schmuggler zu achten; ein Hausmeister erwartete die Besucher an der Tür, um ihnen die frühere Schreckensfeste, die jetzt eine Sehenswürdigkeit geworden war, zu zeigen.

Als Monte Christo die dunkle Treppe hinunterstieg und zu den Verliesen geführt wurde, die er zu sehen gewünscht hatte, überzog eine tiefe Blässe seine Stirn, und der kalte Schweiß brach bei ihm aus.

Er erkundigte sich, ob noch ein früherer Kerkermeister aus der Zeit der Restauration da sei; aber alle waren pensioniert oder in andre Stellen versetzt.

Der Hausmeister, der ihn führte, war erst seit 1830 da.

Man führte ihn in sein eigenes Verlies.

Er sah wieder das bleiche Licht, das durch das enge Fensterloch fiel, die Stelle, wo sich das jetzt fortgenommene Bett befunden

hatte, und hinter dem Bett, wenn auch zugemauert, so doch noch durch die neueren Steine kenntlich, das von dem Abbé Faria gebrochene Loch.

Monte Christo fühlte seine Beine schwach werden; er nahm einen Holzschemel und setzte sich.

»Gibt es auch Geschichten über dieses Schloß, außer der von der Gefangenschaft Mirabeaus?« fragte der Graf. »Haben diese düsteren Stätten, von denen man nur schwer glauben mag, daß je lebende Menschen in ihnen eingeschlossen gewesen sind, irgendeine Überlieferung?«

»Jawohl«, antwortete der Hausmeister, »und gerade über dieses Verlies hat mir mein Vorgänger, der Wärter Antoine, eine seltsame Geschichte erzählt.«

Monte Christo erbebt. Dieser Antoine war sein Wärter gewesen. Er hatte fast den Namen und das Gesicht vergessen; als aber der Name ausgesprochen wurde, sah er ihn wie im Leben wieder vor sich, mit seinem bärtigen Gesicht, seiner braunen Jacke und seinem Schlüsselbund, dessen Klirren er noch zu hören vermeinte.

Der Graf wandte sich um und glaubte ihn im Schatten des Korridors zu sehen, der durch das Licht der Fackel in der Hand des Hausmeisters noch dunkler erschien.

»Soll ich sie Ihnen erzählen?« fragte der Hausmeister.

»Ja«, antwortete Monte Christo, »erzählen Sie.«

Und er faßte nach der Brust, um das heftige Herzklopfen zu unterdrücken.

»Dieses Verlies«, begann der Hausmeister, »wurde vor langer Zeit von einem, wie es scheint, sehr gefährlichen Menschen bewohnt, der um so gefährlicher war, da er große Geschicklichkeit besaß. Mit ihm zugleich war noch ein Mann im Schloß, der war aber nicht böse; es war ein armer irrsinniger Geistlicher.«

»So, irrsinnig«, wiederholte Monte Christo; »und welcher Art war sein Irrsinn?«

»Er bot Millionen an, wenn man ihm die Freiheit geben würde.«

Monte Christo hob die Augen zum Himmel, aber er konnte den Himmel nicht sehen; es lag ein dichter Schleier von Steinen zwischen ihm und dem Firmament. Er dachte daran, daß ein ebenso dichter Schleier sich zwischen den Augen derjenigen, denen der Abbé Schätze anbot, und diesen Schätzen befunden hatte.

»Konnten die Gefangenen sich sehen?« fragte Monte Christo.

»O nein, das war streng verboten; aber sie umgingen das Verbot, indem sie einen Gang brachen, der von diesem Verlies zum andern führte.«

»Und welcher von beiden brach diesen Gang?«

»Oh, der junge Mann, ganz entschieden«, antwortete der Hausmeister; »der junge Mann war erfinderisch und stark, während der arme Abbé alt und schwach war und zudem sein Geist zu sehr zerrüttet, als daß er noch einen Gedanken zu verfolgen imstande war.«

»Blinde ...«, murmelte Monte Christo.

»Genug also«, fuhr der Hausmeister fort, »der junge Mensch grub einen Gang. Womit? Davon weiß man nichts; aber er grub ihn, und der Beweis dafür ist, daß man noch die Spur sieht; da, sehen Sie?« Und er beleuchtete mit der Fackel die Mauer.

»Ja, wahrhaftig«, äußerte der Graf mit einer Stimme, die vor Bewegung dumpf klang.

»Die Folge war, daß die beiden Gefangenen zusammenkamen. Wie lange das dauerte, weiß man nicht. Da wurde eines Tages der alte Gefangene krank und starb, und wissen Sie, was der junge tat?« fragte der Hausmeister.

»Sagen Sie's.«

»Er trug den Toten fort, legte ihn in sein eigenes Bett, mit dem Gesicht zur Wand, ging dann in das leere Verlies und kroch in den Sack des Toten. Haben Sie je von solch einem Einfall gehört?«

Monte Christo schloß die Augen und fühlte alle die Eindrücke wieder, die er empfunden hatte, als die grobe, noch von der Leiche kalte Sackleinwand sein Gesicht berührt hatte. Der Hausmeister fuhr fort:

»Sehen Sie, sein Plan war folgender: Er glaubte, die Toten würden im Schloß If beerdigt, und da er natürlich voraussetzte, daß man sich der Gefangenen wegen nicht die Unkosten für einen Sarg aufladen werde, so rechnete er darauf, die Erde mit den Schultern heben zu können; es herrschte aber leider in dem Schloß ein Brauch, der seinen Plan über den Haufen warf; die Toten wurden nicht beerdigt, sondern man band ihnen eine Kugel an die Füße und warf sie ins Meer. So geschah es denn; unser Mann wurde oben von der Galerie ins Wasser geworfen, am folgenden Tag fand man den richtigen Toten und erriet alles, denn die Totengräber sagten dann, was sie bis dahin nicht zu sagen gewagt hatten, daß sie nämlich in dem Augenblick, wo der Körper hinabgeschleudert wurde, einen entsetzlichen Schrei gehört hatten, der sofort durch das Wasser, in dem der Körper verschwand, erstickt wurde.«

Der Graf atmete mühsam, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und die Angst preßte ihm das Herz zusammen.

»Nein«, murmelte er, »nein! Dieser Zweifel, den ich empfunden habe, war der Anfang des Vergessens; aber hier wird das Herz von neuem durstig nach Rache.«

»Und der Gefangene«, fragte er, »hat man nie etwas von ihm gehört?«

»Nein, niemals; sehen Sie, es war zweierlei möglich: Entweder ist er platt gefallen, und da die Höhe einige fünfzig Fuß betrug, so wird er auf der Stelle getötet worden sein.«

»Sie haben gesagt, man habe ihm eine Kugel an die Füße gebunden; er wird also aufrecht gefallen sein.«

»Oder er ist aufrecht gefallen«, fuhr der Hausmeister fort, »und dann hat ihn die Kugel unweigerlich in die Tiefe gezogen, wo der arme Kerl geblieben ist.«

»Sie bedauern ihn?«

»Wahrhaftig, ja, obgleich er in seinem Element war.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Es ging das Gerücht, daß dieser Unglückliche früher Schiffsoffizier war und wegen Bonapartismus in den Kerker geworfen worden sei.«

»Hat man nie seinen Namen erfahren?« fragte der Graf.

»Na, wie sollte man das!« entgegnete der Hausmeister. »Er war nur als Nummer vierunddreißig bekannt.«

»Villefort, Villefort!« murmelte Monte Christo, »das hast du dir oft sagen müssen, wenn mein Geist dir in schlaflosen Nächten erschien.«

»Wollen Sie sich noch mehr ansehen?« fragte der Führer.

»Ja, ich möchte besonders den Kerker des armen Abbés sehen.«

»Der Nummer siebenundzwanzig?«

»Ja, der Nummer siebenundzwanzig«, wiederholte Monte Christo.

Und es war ihm, als ob er wieder die Stimme des Abbés Faria hörte, als er ihn nach seinem Namen gefragt und dieser ihm durch die Mauer diese Nummer zugerufen hatte.

»Kommen Sie.«

»Warten Sie«, sagte Monte Christo, »lassen Sie mich noch einmal einen Blick in diesen Kerker werfen.«

»Das paßt gut«, entgegnete der Führer, »ich habe den Schlüssel zu dem andern vergessen.«

»Holen Sie ihn.«

»Ich lasse Ihnen die Fackel hier.«

»Nein, nehmen Sie sie mit.«

»Da werden Sie aber ohne Licht sein.«

»Ich sehe im Dunkeln.«

»Gerade wie er.«

»Wie wer?«

»Nummer vierunddreißig. Er soll sich so an die Dunkelheit gewöhnt haben, daß er eine Stecknadel in der finstersten Ecke seines Verlieses habe sehen können.«

»Er hat zehn Jahre gebraucht, um das zu erreichen«, murmelte der Graf.

Der Führer entfernte sich und nahm die Fackel mit.

Der Graf hatte wahr gesprochen: Kaum war er einige Sekunden im Dunkeln, so unterschied er alles wie am lichten Tag. Nun sah er sich um und erkannte seinen Kerker.

»Ja«, sagte er, »da ist der Stein, auf den ich mich setzte, da die Spur meiner Schultern, die ihren Eindruck in der Mauer gelassen haben! Da die Spur des Blutes, das mir von der Stirn floß, als ich mir eines Tages den Kopf an der Wand zerschmettern wollte ...! Oh, diese Zahlen ... ich erinnere mich ihrer ... ich machte sie eines Tages, als ich das Alter meines Vaters berechnete, um zu wissen, ob es wahrscheinlich sei, daß ich ihn noch am Leben finden würde, und das Alter Mercedes', um zu wissen, ob ich sie noch frei finden würde. Nach dieser Berechnung hatte ich einen Augenblick Hoffnung, ich rechnete ohne den Hunger und die Treulosigkeit.«

Ein bitteres Lachen entfuhr dem Munde des Grafen. Er hatte wie im Traum seinen Vater zu Grabe tragen, Mercedes an den Altar treten sehen.

An der andern Mauer fiel ihm eine Inschrift auf, die sich noch weiß von dem grünlichen Stein abhob. »Mein Gott«, las er, »erhalte mir das Gedächtnis!«

»O ja!« rief er, »das war mein einziges Gebet in der letzten Zeit. Ich bat nicht mehr um Freiheit, sondern um das Gedächtnis; ich fürchtete, wahnsinnig zu werden und zu vergessen. Mein Gott, du hast mir das Gedächtnis erhalten, und ich habe mich erinnert.«

In diesem Augenblick spiegelte sich das Licht der Fackel an den Mauern; der Hausmeister kam zurück. Monte Christo ging ihm entgegen.

»Folgen Sie mir«, sagte der Mann und führte ihn durch einen unterirdischen Gang zu einem andern Eingang.

Hier wurde Monte Christo wieder von einer Welt von Gedanken ergriffen. Das erste, was er in der Zelle erblickte, war der an die

Mauer gezeichnete Meridian, mit dessen Hilfe der Abbé Faria die Stunden gezählt hatte; dann die Reste des Bettes, auf dem der arme Gefangene gestorben war.

Bei diesem Anblick schwellte ein sanftes und zärtliches Gefühl, ein Gefühl der Dankbarkeit, sein Herz; zwei Tränen fielen aus seinen Augen.

»Hier war der irrsinnige Abbé«, sagte der Führer; »von daher hat ihn der junge Mann aufgesucht.« Und er zeigte Monte Christo die Öffnung des Ganges, der auf dieser Seite nicht verschlossen worden war. »Ein Gelehrter«, fuhr er fort, »hat an der Farbe der Steine erkannt, daß die beiden Gefangenen ungefähr zehn Jahre miteinander verbracht haben. Die Ärmsten! Sie haben sich in diesen zehn Jahren sehr langweilen müssen.«

Dantès nahm einige Louisdors aus der Tasche und reichte sie diesem Mann, der ihn zum zweitenmal bedauerte, ohne ihn zu kennen. Der Führer nahm das Geld; als er aber beim Licht der Fackel den Wert der Summe erkannte, sagte er: »Sie haben sich geirrt.«

»Wieso?«

»Sie haben mir Gold gegeben.«

»Ich weiß wohl.«

»Wie! Sie wissen es?«

»Ja.«

»Es ist Ihre Absicht, mir dieses Gold zu geben?«

»Ja.«

»Und ich kann es mit gutem Gewissen behalten?«

»Ja.«

Der Hausmeister sah Monte Christo voll Staunen an. Er konnte an sein Glück nicht glauben.

»Mein Herr«, sagte er, »ich verstehe Ihre Freigebigkeit nicht.«

»Das ist leicht zu verstehen, mein Freund«, antwortete der Graf, »ich bin Seemann gewesen, und Ihre Geschichte hat mich mehr als einen anderen rühren müssen.«

»Da Sie so freigebig sind, mein Herr, verdienen Sie, daß ich Ihnen etwas anbiete«, sagte der Führer.

»Was hast du mir anzubieten, mein Freund? Muscheln, Stroharbeiten? Ich danke.«

»Nein, nein; etwas, was sich auf die Geschichte, die ich Ihnen eben erzählt habe, bezieht.«

»So!« rief der Graf lebhaft. »Was denn?«

»Hören Sie«, antwortete der Hausmeister. »Ich habe mir gesagt: Man findet immer etwas in einem Zimmer, wo jemand fünfzehn Jahre gefangen gewesen ist! Und habe mich daran gemacht, die Mauern zu untersuchen.«

»Ah!« rief Monte Christo, indem er sich des doppelten Verstecks des Abbé erinnerte. »In der Tat!«

»Bei sorgfältigem Suchen«, fuhr der Hausmeister fort, »entdeckte ich, daß es am Kopfende des Bettes und unter dem Herd des Kamins hohl klang.«

»Ja«, sagte Monte Christo, »ja.«

»Ich nahm die Steine heraus und fand ...«

»Eine Strickleiter, Werkzeuge?« rief der Graf.

»Woher wissen Sie das?« fragte der Hausmeister erstaunt.

»Ich weiß es nicht, sondern errate es«, antwortete der Graf; »das sind gewöhnlich die Gegenstände, die man in den Verstecken der Gefangenen findet.«

»Ja«, sagte der Führer, »eine Strickleiter und Werkzeuge.«

»Und du hast sie noch?« rief Monte Christo.

»Nein; ich habe alle diese Kuriositäten an Besucher verkauft; aber ich habe noch etwas.«

»Was denn?« fragte der Graf voll Ungeduld.

»Eine Art Buch, das auf Leinwandstreifen geschrieben ist.«

»Oh«, rief Monte Christo, »das Buch hast du noch?«

»Ob es ein Buch ist, weiß ich nicht«, antwortete der Hausmeister; »aber ich habe es noch.«

»Hole es mir, mein Freund«, sagte der Graf, »und wenn es das ist, was ich vermute, so sei ohne Sorge.«

»Ich will's Ihnen bringen«, sagte der Hausmeister und eilte fort.

Der Graf kniete vor den Trümmern des Bettes nieder, aus dem der Tod für ihn einen Altar gemacht hatte.

»Oh, mein zweiter Vater«, sagte er, »du, der du mir Freiheit, Wissenschaft, Reichtum gegeben hast; du, der du kanntest Gut und Böses, nimm mir, wenn nach unserm Tode irgend etwas von uns bleibt, was beim Klang der Stimme derjenigen erbebt, die auf der Erde geblieben sind, nimm mir diesen Rest des Zweifels, der, wenn er sich nicht in Überzeugung verwandelt, zum Gewissensbiß werden wird.«

Der Graf senkte den Kopf und faltete die Hände.

»Da, mein Herr!« sagte eine Stimme hinter ihm. Monte Christo erbebt und sah sich um.

Der Hausmeister hielt ihm jene Leinwandstreifen hin, auf die der Abbé Faria alle Schätze seines Wissens ausgegossen hatte. Dieses Manuskript war das große Werk des Abbé Faria über das Königtum in Italien.

Der Graf griff begierig danach, und seine Augen fielen zuerst auf das Motto; er las: »Du wirst dem Drachen die Zähne ausreißen und die Löwen unter die Füße treten, sagt der Herr.«

»Ah«, rief er, »das ist die Antwort! Dank, Vater, Dank!«

Er zog eine kleine Briefftasche hervor, die zehn Banknoten von je tausend Franken enthielt, und sagte: »Da, nimm diese Briefftasche.«

»Sie schenken sie mir?«

»Ja, aber unter der Bedingung, daß du erst dann hineinsiehst, wenn ich fort bin.«

Er verbarg die Reliquie, die er wiedergefunden hatte und die für ihn den Wert des größten Schatzes besaß, auf der Brust, eilte aus den Gewölben und stieg wieder in die Barke.

»Nach Marseille!« sagte er.

Während er davonfuhr, sagte er, indem er das finstere Gefängnis ansah: »Wehe denjenigen, die mich in dieses finstere Gefängnis haben einschließen lassen, und denjenigen, die vergessen haben, daß ich dort eingeschlossen war!«

Als sie an dem Katalonierdorf vorüberfuhren, wandte der Graf sich ab und murmelte, indem er den Kopf in den Mantel hüllte, den Namen einer Frau.

Der Sieg war vollständig; der Graf hatte zweimal den Zweifel zu Boden geschlagen.

Der Name, den er mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, die fast Liebe war, aussprach, war der Name Haidees.

Als er wieder an Land gestiegen war, begab er sich zu dem Friedhof, wo er, wie er wußte, Morrel wiedertreffen würde.

Auch Monte Christo hatte vor zehn Jahren auf diesem Friedhof ein Grab gesucht, aber vergeblich. Er, der mit Millionen nach Frankreich zurückkam, hatte das Grab seines vor Hunger gestorbenen Vaters nicht finden können.

Der Reeder Morrel hatte allerdings ein Kreuz darauf setzen lassen, aber dieses Kreuz war umgefallen, und der Totengräber hatte es als Brennmaterial benutzt.

Der würdige Kaufmann war glücklicher gewesen. Er war in den Armen seiner Kinder gestorben, war von ihnen zu Grabe geleitet und an der Seite seiner Frau beigesetzt worden, die ihm zwei Jahre vorausgegangen war.

Zwei große Marmorplatten, die ihre Namen trugen, waren inmitten eines Gitters nebeneinander aufgerichtet, und die Gräber wurden von vier Zypressen beschattet.

Maximilian lehnte an einem dieser Bäume und blickte mit Augen, die nichts wahrnahmen, auf die beiden Gräber.

Sein Schmerz war tief, fast wild.

»Maximilian«, redete ihn der Graf an, »nicht dahin müssen Sie den Blick richten, sondern dorthin!«

Und er zeigte zum Himmel.

»Die Toten sind überall«, entgegnete Morrel; »haben Sie selbst mir das nicht gesagt, als Sie mich veranlaßt haben, Paris zu verlassen?«

»Maximilian«, sagte der Graf, »Sie haben mich unterwegs gebeten, Sie einige Tage in Marseille zu lassen. Ist das noch Ihr Wunsch?«

»Ich habe keinen Wunsch mehr, Graf; nur scheint es mir, daß mir in Marseille das Warten weniger lästig sein wird als anderswo.«

»Um so besser, Maximilian, denn ich verlasse Sie und nehme Ihr Wort mit, nicht wahr?«

»Oh, ich werde es vergessen, Graf«, antwortete Morrel, »ich werde es vergessen!«

»Nein, Sie werden es nicht vergessen, weil Sie vor allem ein Ehrenmann sind, Morrel; weil Sie geschworen haben und nochmals schwören werden.«

»O Graf, haben Sie Mitleid mit mir! Graf, ich bin so unglücklich!«

»Ich habe einen noch viel Unglücklicheren gekannt als Sie, Morrel.«

»Unmöglich.«

»Ach«, sagte Monte Christo, »das ist ein Stolz unsres armen Menschengeschlechts, daß jeder sich für noch unglücklicher hält als ein anderer Unglücklicher, der neben ihm weint und seufzt.«

»Was gibt es Unglücklicheres als den Mann, der das einzige, was er auf der Welt liebte und begehrte, verloren hat?«

»Hören Sie mich an, Morrel«, sagte Monte Christo, »und richten Sie einen Augenblick Ihren Sinn auf das, was ich Ihnen sage. Ich habe einen Mann gekannt, der gleich Ihnen all seine Hoffnung auf eine Frau gesetzt hatte. Dieser Mann war jung, er hatte einen alten Vater, den er liebte, eine Braut, die er anbetete; er war im Begriff, sie zu heiraten, als plötzlich eine jener Launen des Schicksals ihm die Freiheit und die Geliebte, die Zukunft, die er erträumte und schon sein zu nennen glaubte, nahm, um ihn in die Tiefe eines Kerkers zu werfen.«

»Oh«, entgegnete Morrel, »man kommt nach acht Tagen, einem Monat, einem Jahr wieder aus dem Kerker heraus.«

»Er blieb vierzehn Jahre darin, Morrel«, sagte der Graf, indem er dem jungen Mann die Hand auf die Schulter legte.

Maximilian schauderte.

»Vierzehn Jahre!« murmelte er.

»Vierzehn Jahre«, wiederholte der Graf; »auch er hatte während dieser vierzehn Jahre viele Augenblicke der Verzweiflung; auch er wollte sich wie Sie, da er sich für den Unglücklichsten der Menschen hielt, das Leben nehmen.«

»Nun?« fragte Morrel.

»Nun, im letzten Augenblick faßte er Geduld und wartete. Eines Tages verließ er auf wunderbare Weise, verwandelt, reich, mächtig, das Grab; sein erster Schrei galt seinem Vater: sein Vater war tot!«

»Auch mein Vater ist tot!« sagte Morrel.

»Ja, aber Ihr Vater ist in Ihren Armen gestorben, geliebt, glücklich, geehrt, reich; sein Vater dagegen war arm, elend, an Gott verzweifeln gestorben, und als der Sohn zehn Jahre später das Grab des Vaters suchte, war es verschwunden, und niemand konnte ihm sagen: Dort ruht im Herrn das Herz, das dich so sehr geliebt hat.«

»Oh!« sagte Morrel.

»Der war also ein viel unglücklicherer Sohn als Sie, Morrel, denn er wußte nicht einmal, wo er das Grab seines Vaters finden konnte.«

»Aber es blieb ihm wenigstens die Frau, die er geliebt hatte«, antwortete Morrel.

»Sie irren sich, Morrel; diese Frau ...«

»War sie tot?« rief Maximilian.

»Schlimmer als das: sie war ihm untreu geworden; sie hatte einen der Verfolger ihres Verlobten geheiratet. Sie sehen also, Morrel, daß dieser Mann ein viel unglücklicherer Liebhaber war als Sie.«

»Und hat Gott diesem Manne Trost gesandt?« fragte Morrel.

»Er hat ihm wenigstens Ruhe gesandt.«

»Und dieser Mann wird noch einmal glücklich sein können?«

»Ich hoffe es, Maximilian.«

Der junge Mann ließ den Kopf auf die Brust sinken.

»Sie haben mein Versprechen«, sagte er nach einem Augenblick des Schweigens, indem er Monte Christo die Hand reichte; »nur erinnern Sie sich ...«

»Am fünften Oktober erwarte ich Sie auf der Insel Monte Christo. Am vierten wird eine Jacht Sie aus dem Hafen von Bastia abholen; diese Jacht wird den Namen ›Eurus‹ führen. Sie geben dem Patron Ihren Namen an und werden zu mir geführt werden. Abgemacht, nicht wahr, Maximilian?«

»Abgemacht, Graf, und ich halte mein Wort; aber denken Sie daran, daß am fünften Oktober ...«

»Kind, das noch nicht weiß, was das Versprechen eines Mannes ist ... Ich habe Ihnen zwanzigmal gesagt, daß, wenn Sie an diesem Tag noch sterben wollen, ich Ihnen behilflich sein würde, Morrel. Leben Sie wohl!«

»Sie verlassen mich?«

»Ja, ich habe in Italien zu tun.«

»Wann reisen Sie ab?«

»Sofort; das Dampfschiff wartet auf mich, in einer Stunde bin ich fern von Ihnen. Begleiten Sie mich bis zum Hafen, Morrel?«

»Ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung, Graf.«

Morrel begleitete den Grafen bis zum Hafen. Schon stieg, einem gewaltigen Federbusch gleich, der Rauch zum Himmel empor. Bald fuhr das Schiff ab, und eine Stunde darauf hob sich der weiße Rauch nur noch wie eine kaum sichtbare Feder an dem durch die ersten Abendnebel verdunkelten Horizont im Osten ab.

## PEPPINO

Zur selben Zeit, da das Dampfschiff des Grafen hinter dem Kap Morgion verschwand, hatte ein Mann auf der Poststraße von Florenz nach Rom soeben das Städtchen Aquapendente hinter sich gelassen. Er fuhr schnell genug, um rasch vorwärts zu kommen, ohne jedoch Verdacht zu erregen.

Dieser Mann, der in einen Überrock gekleidet war, den die Reise schon stark mitgenommen hatte, der aber ein glänzendes, frisches Band der Ehrenlegion sehen ließ, mußte an diesem Zeichen und an seiner Aussprache, wenn er mit dem Postillion sprach, als Franzose erkannt werden. Ein weiterer Beweis, daß er in dem Lande der »Weltsprache« geboren war, war der, daß er über weiter keine italienischen Worte verfügte als die in der Musik gebräuchlichen.

»Allegro!« sagte er bei jeder Steigung zu dem Postillion und »Moderato!« bei jedem Gefälle.

Und weiß Gott, es gibt Steigungen und Gefälle genug auf der Straße von Florenz nach Rom über Aquapendente!

Diese beiden Worte gaben übrigens dem Biederen, an den sie gerichtet waren, Anlaß genug zu lachen.

Angesichts der Ewigen Stadt bekundete der Reisende nicht im geringsten jene begeisterte Neugier, die jeden Fremden veranlaßt, sich im Wagen zu erheben, um die berühmte Kuppel von Sankt Peter zu sehen, die man bereits bemerkt, ehe noch etwas anderes zu sehen ist. Er zog bloß eine Briefftasche hervor, entnahm ihr ein zusammenge-

faltetes Papier, öffnete es und faltete es wieder mit einer an Achtung grenzenden Sorgfalt und sagte: »Gut, ich habe es noch.«

Der Wagen fuhr durch die Porta del Popolo, wandte sich nach links und hielt vor dem Hotel d’Espagne.

Der Wirt empfing den Reisenden, den Hut in der Hand, auf der Schwelle der Tür.

Der Reisende stieg aus, bestellte ein gutes Essen und erkundigte sich nach der Adresse des Hauses Thomson und French, die ihm sofort angegeben wurde, da es eines der bekanntesten Häuser von Rom war.

Es befand sich in der Via dei Banchi beim Sankt-Peters-Dom.

In Rom, wie überall, war die Ankunft einer Postkutsche ein Ereignis. Zehn junge Abkömmlinge des Marius und der Gracchen standen barfuß, mit zerrissenen Ellbogen, aber die Hand in die Hüfte gestemmt und den Arm malerisch um den Kopf gelegt, da und sahen den Reisenden, die Postkutsche und die Pferde an; zu diesen heimischen Straßenjungen hatten sich mehrere Dutzend Taugenichtse aus den Staaten des Heiligen Stuhles gesellt.

Da diese Burschen fast alle Sprachen, besonders aber die französische verstehen, hörten sie den Reisenden ein Zimmer und ein Mahl bestellen und nach der Adresse des Hauses Thomson und French fragen.

Die Folge davon war, daß, als der Reisende dann mit dem obligaten Cicerone das Hotel verließ, sich ein Mann von der Gruppe der Neugierigen löste und, ohne von dem Fremden oder dem Führer bemerkt zu werden, vorsichtig hinter ihnen herging.

Der Franzose hatte es mit seinem Besuch im Hause Thomson und French so eilig, daß er sich nicht die Zeit nahm, auf das Anspannen der Pferde zu warten; der Wagen sollte ihn unterwegs einholen oder vor der Tür des Bankiers auf ihn warten.

Er kam an, ohne daß der Wagen ihn erreicht hatte.

Der Franzose trat ein und ließ seinen Führer im Vorzimmer zurück, wo dieser sofort mit einigen jener Nichtstuer oder vielmehr Allestuer,

die sich in Rom an den Türen der Bankiers, der Kirchen, Museen, Theater und Ruinen aufhalten, eine Unterhaltung begann.

Zugleich mit dem Franzosen trat auch der Mann ein, der sich von der Gruppe der Gaffer getrennt hatte; der Franzose klingelte am Schalter des Bureaus und trat in das erste Zimmer; sein Schatten tat desgleichen.

»Die Herren Thomson und French?« fragte der Fremde.

Ein Lakai erhob sich auf das Zeichen eines Angestellten.

»Wen darf ich anmelden?« fragte der Lakai, indem er sich anschickte, dem Fremden voranzugehen.

»Baron von Danglars«, antwortete der Reisende.

»Bitte«, sagte der Lakai.

Eine Tür öffnete sich; der Baron und der Lakai verschwanden durch diese Tür. Der Mann, der hinter Danglars eingetreten war, setzte sich auf eine Wartebank.

Der Kommis fuhr etwa fünf Minuten zu schreiben fort; während dieser fünf Minuten bewahrte der Mann das größte Stillschweigen und saß unbeweglich da.

Dann hörte das Kratzen der Feder auf dem Papier auf; der Kommis hob den Kopf, sah sich aufmerksam um und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie allein waren: »Ah, ah! Du da, Peppino?«

»Ja«, antwortete dieser lakonisch.

»Du hast etwas Gutes gewittert bei diesem Dicken?«

»Es ist kein großes Verdienst dabei, wir sind benachrichtigt.«

»Du weißt also, was er hier will, Neugieriger?«

»Zum Teufel, er will Geld erheben; bleibt nur zu wissen, welche Summe.«

»Das wird man dir sofort sagen, Freund.«

»Schön; aber mach es nicht wieder wie neulich und gib mir falsche Auskunft.«

»Was heißt das, und von wem sprichst du? Etwa von diesem Engländer, der vor kurzem dreitausend Taler hier abgeholt hat?«

»Nein, der hatte in der Tat die dreitausend Taler, und wir haben sie gefunden. Ich meine den russischen Fürsten.«

»Nun?«

»Nun, du hattest uns dreißigtausend Livres angegeben, und wir haben nur zweiundzwanzig gefunden.«

»Da werdet ihr schlecht gesucht haben.«

»Luigi Vampa hat ihn selbst durchsucht.«

»Dann hat er entweder seine Schulden bezahlt ...«

»Ein Russe?«

»Oder das Geld ausgegeben.«

»Das ist am Ende möglich.«

»Es ist sicher; aber laß mich an meinen Beobachtungsposten gehen, der Franzose könnte sein Geschäft abmachen, ohne daß ich die Summe erführe.«

Peppino nickte zustimmend, nahm einen Rosenkranz aus der Tasche und begann ein Gebet zu murmeln, während der Kommiss durch dieselbe Tür verschwand, durch die der Lakai und der Baron gegangen waren.

Nach zehn Minuten kehrte der Kommiss mit strahlendem Gesicht wieder zurück.

»Nun?« fragte Peppino seinen Freund.

»Achtung!« sagte der Kommiss. »Eine hübsche Summe.«

»Fünf bis sechs Millionen, nicht wahr?«

»Ja; du kennst sie?«

»Auf eine Quittung Seiner Exzellenz des Grafen von Monte Christo.«

»Du weißt, wer das ist?«

»Und worauf man ihm auf Rom, auf Venedig und auf Wien Kredit gegeben hat.«

»Ganz recht!« rief der Kommiss. »Woher bist du so gut unterrichtet?«

»Ich habe dir gesagt, daß wir im voraus benachrichtigt worden sind.«

»Weshalb wendest du dich dann an mich?«

»Um sicher zu sein, daß es auch der Mann ist, mit dem wir zu tun haben.«

»Er ist es ... fünf Millionen. Eine hübsche Summe, was, Peppino?«

»Jawohl.«

»Wir werden nie so viel haben.«

»Wenigstens werden wir einige Brocken davon erhalten«, antwortete Peppino philosophisch.

»Still! Da ist unser Mann.«

Der Kommissar nahm wieder seine Feder zur Hand und Peppino seinen Rosenkranz; als die Tür sich öffnete, schrieb der eine, und der andere betete.

Danglars erschien strahlend, begleitet von dem Bankier, der ihn bis an die Tür brachte.

Hinter Danglars ging Peppino fort.

Der Wagen hielt vor der Tür; der Cicerone hielt den Schlag geöffnet; der Cicerone ist jederzeit ein sehr gefälliges Wesen, das man zu allem gebrauchen kann.

Danglars sprang leicht wie ein junger Mann von zwanzig Jahren in den Wagen.

Der Cicerone schloß den Schlag und setzte sich neben den Kutscher. Peppino stieg auf den Hintersitz.

»Wollen Eure Exzellenz Sankt Peter sehen?« fragte der Cicerone.

»Wozu?« gab der Baron zurück.

»Nun, als Sehenswürdigkeit.«

»Ich bin nicht nach Rom gekommen, um Sehenswürdigkeiten zu sehen«, sagte Danglars laut, und leise setzte er mit seinem gierigen Lächeln hinzu: »Ich bin gekommen, um das Geld zu erheben.«

Und er faßte nach seiner Brieftasche, in der er einen Brief eingeschlossen hatte.

»Dann befehlen Eure Exzellenz ...«

»Zum Hotel.«

»Casa Pastrina«, sagte der Cicerone zum Kutscher.

Der Wagen jagte davon.

Zehn Minuten darauf war der Baron in sein Zimmer zurückgekehrt, und Peppino setzte sich auf die Bank vor dem Hotel, nachdem er einem jener Abkömmlinge des Marius und der Gracchen einige Worte ins Ohr gesagt hatte, worauf dieser so schnell, wie ihn seine Beine trugen, zum Kapitol zu davongeeilt war.

Danglars war müde und befriedigt; er legte sich zu Bett, steckte seine Brieftasche unter das Kopfkissen und schlief ein.

Peppino hatte Zeit, sich auszuruhen; er spielte mit einigen herumstehenden Dienstmännern Mora, verlor drei Taler und trank, um sich zu trösten, eine Flasche Orvieto.

Am folgenden Tag erwachte Danglars spät, obgleich er sich am Abend früh hingelegt hatte; seit fünf oder sechs Nächten hatte er schlecht geschlafen, wenn er überhaupt geschlafen hatte.

Er frühstückte reichlich, und da er sich, wie er gesagt hatte, wenig daraus machte, die Schönheiten der Ewigen Stadt zu sehen, bestellte er seine Postpferde zu Mittag.

Aber Danglars hatte ohne die polizeilichen Formalitäten und ohne die Faulheit des Postmeisters gerechnet.

Die Pferde kamen erst um zwei Uhr, und der Cicerone brachte den Paß mit dem Visum erst um drei.

Alle diese Vorbereitungen hatten eine ganze Anzahl Nichtstuer vor die Tür des Hotels gelockt.

Die Abkömmlinge der Gracchen und des Marius fehlten nicht.

Der Baron durchschritt im Triumph diese Gruppen, die ihn Exzellenz nannten, um ein Trinkgeld zu erhalten.

Da Danglars ein sehr volkstümlicher Mann war, hatte er sich bis dahin damit begnügt, sich Baron zu nennen, und war noch nicht als Exzellenz behandelt worden; dieser Titel schmeichelte ihm, und er verteilte ein Dutzend Paoli unter die Nichtstuer.

»Welche Straße?« fragte der Postillion auf italienisch.

»Nach Ancona«, antwortete der Baron.

Der Wirt übersetzte Frage und Antwort, und der Wagen fuhr im Galopp davon.

Danglars wollte nach Venedig und dort einen Teil seines Vermögens erheben, dann nach Wien, um den Rest zu erheben.

Dort wollte er sich niederlassen und nur dem Vergnügen leben.

Kaum hatte er drei Meilen in der römischen Campagna zurückgelegt, da begann es zu dunkeln; damit hatte Danglars nicht gerechnet, er wäre sonst in Rom geblieben; er fragte den Postillion, wie weit es noch bis zur nächsten Stadt sei.

»Non capisco«, antwortete der Postillion.

Danglars machte eine Kopfbewegung, die besagen wollte: Sehr gut!

Der Wagen setzte seinen Weg fort.

Bei der ersten Poststation werde ich haltmachen! sagte sich Danglars.

Danglars empfand noch einen Rest des Wohlbehagens vom vorigen Tag, das ihm eine so gute Nacht verschafft hatte. Er lag weich in einem englischen Wagen mit doppelten Federn; zwei gute Pferde zogen ihn; die nächste Station war, wie er wußte, sieben Meilen entfernt.

Danglars dachte zehn Minuten an seine in Paris zurückgebliebene Frau, zehn weitere Minuten an seine in der Welt umherreisende Tochter und zehn Minuten an seine Gläubiger und die Art und Weise, wie er deren Geld verwenden wollte; da er dann an nichts mehr zu denken hatte, schloß er die Augen und schlief sanft ein.

Gelegentlich öffnete Danglars bei einem heftigeren Stoß des Wagens für einen Augenblick die Augen; dann fühlte er sich noch immer mit derselben Schnelligkeit durch diese Gegend mit zerfallenen Aquädukten dahingezogen, die Granitriesen glichen, welche mitten im Lauf versteinert waren. Aber die Nacht war kalt, finster und regnerisch, und es tat einem halb schlafenden Mann viel wohler, mit geschlossenen Augen im Innern seines Wagens zu bleiben, als den Kopf aus dem Schlag zu stecken, um einen Postillion, der

nichts weiter zu antworten wußte als »Non capisco!«, zu fragen, wo er sich befinde.

Danglars schloß also weiter, indem er sich sagte, daß es immer noch Zeit sei, auf der Station zu erwachen.

Der Wagen hielt; Danglars glaubte, daß er endlich am ersehnten Ziel angelangt sei.

Er öffnete die Augen und sah durch das Fenster, indem er erwartete, sich in einer Stadt oder mindestens in einem Dorf zu befinden; aber er sah nichts als ein einzelstehendes verfallenes Gemäuer und drei oder vier Männer, die wie Schatten gingen und kamen.

Danglars erwartete einen Augenblick, daß der Postillion, der seine Tour beendet hatte, ihm das Fahrgeld abfordere; er gedachte diese Gelegenheit zu benutzen, um seinen neuen Führer zu befragen; aber die Pferde wurden gewechselt, ohne daß jemand kam, um Geld von ihm zu verlangen. Erstaunt öffnete Danglars den Schlag; aber eine kräftige Hand stieß ihn sofort wieder zu, und der Wagen fuhr weiter.

Der Baron wurde vollständig munter.

»He!« sagte er zu dem Postillion. »He! Mio caro!«

Das war wiederum Romanzen-Italienisch, das Danglars aufgefangen hatte, als seine Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti Duette sang.

Aber mio caro antwortete nicht.

Danglars öffnete dann nur das Fenster.

»He, Freund! Wohin fahren wir denn?« fragte er, indem er den Kopf durch die Öffnung steckte.

»Dentro la testa!« rief eine ernste und befehlende Stimme, die von einer drohenden Bewegung begleitet wurde.

Danglars begriff, daß dentro la testa besagen wollte: Steck den Kopf hinein! Man sieht, er machte reißende Fortschritte im Italienischen.

Er gehorchte nicht ohne Unruhe, und da diese Unruhe mit jeder Minute zunahm, so war nach einigen Augenblicken sein Geist statt

der Leere, die den Schlummer herbeigeführt hatte, mit einer Menge Gedanken angefüllt, die sehr geeignet waren, die Aufmerksamkeit eines Reisenden, namentlich in der Lage Danglars', wach zu erhalten.

Seine Augen nahmen in der Dunkelheit jenen Grad der Schärfe an, den heftige Erregungen im ersten Augenblick verleihen.

Er sah einen in einen Mantel gehüllten Reiter an der rechten Seite des Wagens galoppieren.

Ein Gendarm! sagte er sich. Sollte ich durch die französischen Telegrafien den päpstlichen Behörden signalisiert worden sein?

Er beschloß, diese Ungewißheit zu beseitigen.

»Wohin führen Sie mich?« fragte er.

»Dentro la testa!« wiederholte dieselbe Stimme mit demselben drohenden Ton.

Danglars wandte sich nach dem linken Schlag.

Ein anderer Reiter galoppierte an der linken Seite.

Sie haben mich gefaßt! sagte sich Danglars, dem der Schweiß auf der Stirn stand.

Er warf sich in den Wagen zurück, aber diesmal nicht, um zu schlafen, sondern um nachzudenken.

Einen Augenblick später ging der Mond auf.

Aus dem Hintergrund des Wagens warf Danglars einen Blick in die Campagna; er sah wieder die großen Aquädukte, jene Steingespenster, die er schon vorher bemerkt hatte; nur befanden sie sich jetzt nicht an der linken, sondern an der rechten Seite.

Er erkannte, daß der Wagen gewendet hatte und ihn nach Rom zurückführte.

»Oh, ich Unglücklicher!« murmelte er. »Man wird mich ausliefern!«

Der Wagen setzte seinen Weg mit erschreckender Schnelligkeit fort. Eine bange Stunde verging; an jedem neuen Merkmal erkannte der Flüchtling, daß man ihn zurückbrachte. Endlich sah er eine dunkle Masse, gegen die der Wagen anrennen zu wollen schien.

Aber der Wagen fuhr um eine Ecke und bewegte sich längs dieser dunklen Masse hin, die nichts anderes war als der die Stadt Rom umgebende Wall.

»Oh, oh«, murmelte Danglars, »wir fahren nicht in die Stadt zurück, also ist es nicht das Gericht, das mich anhält. Mein Gott, wären es etwa ...«

Seine Haare sträubten sich.

Er erinnerte sich jener interessanten Geschichten von römischen Banditen, denen in Paris sowenig Glauben geschenkt wurde und die Albert von Morcerf der Frau Danglars und Eugenie erzählt hatte.

»Räuber!« murmelte er.

Plötzlich fuhr der Wagen auf härterem Grund als dem Sandweg dahin. Danglars wagte einen Blick nach beiden Seiten des Weges; er bemerkte seltsam gestaltete Denkmäler, er dachte an die Erzählung Alberts, die ihm jetzt mit allen Einzelheiten gegenwärtig war, und er sagte sich, daß er auf der Via Appia sein müsse.

Links vom Wagen, in einer Art Tal, sah man eine kreisförmige Vertiefung.

Das war der Zirkus Caracalla.

Auf ein Wort des an der linken Wagenseite galoppierenden Reiters machte der Wagen halt.

Zu gleicher Zeit wurde der linke Schlag geöffnet.

»Scendi!« befahl eine Stimme.

Danglars stieg sofort aus; er sprach noch nicht Italienisch, verstand es aber schon.

Mehr tot als lebendig sah sich der Baron um.

Vier Männer umgaben ihn, den Postillion nicht mitgerechnet.

»Vorwärts«, sagte einer der vier Männer, indem er einen kleinen Pfad hinabging, welcher von der Via Appia in die hügelige römische Campagna hineinführte.

Danglars folgte seinem Führer ohne Widerrede und brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, daß die drei andern ihm folgten.

Indessen schien es ihm, als ob diese Männer wie Wachtposten in gleicher Entfernung voneinander haltmachten.

Nach einem Marsch von zehn Minuten, währenddessen Danglars nicht ein einziges Wort mit seinem Führer gewechselt hatte, befand er sich zwischen einem Hügel und einem hohen Gebüsch; drei Männer bildeten stumm und aufrecht ein Dreieck, von dem er der Mittelpunkt war.

Er wollte sprechen, aber seine Zunge versagte den Dienst.

»Avanti!« sagte dieselbe Stimme mit dem kurzen und befehlenden Ton.

Diesmal begriff Danglars doppelt: Er verstand durch Wort und Gebärde, denn der hinter ihm Gehende stieß ihn so rücksichtslos vorwärts, daß er beinahe seinen Führer angestoßen hätte.

Dieser Führer war unser Freund Peppino, der auf einem gewundenen Gang in das Gebüsch eindrang, den nur Marder und Eidechsen als einen Weg erkennen konnten.

Peppino machte vor einem von dichtem Gebüsch überragten Felsen halt; dieser Felsen hatte eine schmale Öffnung, in der Peppino verschwand.

Der Mann, der hinter Danglars ging, forderte ihn mit Worten und Gebärden auf, es ebenso zu machen. Es war nicht mehr daran zu zweifeln: Der französische Bankrotteur hatte es mit römischen Banditen zu tun.

Danglars folgte der Weisung wie ein Mann, der sich zwischen zwei furchtbaren Gefahren befindet und den die Furcht tapfer macht. Trotz seines Bauches, der schlecht dazu geeignet war, in die Spalten der römischen Campagna einzudringen, kletterte er hinter Peppino her, glitt, indem er die Augen schloß, hinunter und fiel auf die Füße. Als er den Boden fühlte, öffnete er die Augen.

Der Weg war breit, aber finster. Peppino, der jetzt, da er zu Hause war, sich nicht mehr zu verstecken suchte, schlug Feuer und zündete eine Fackel an.

Zwei andre Männer stiegen hinter Danglars herab und bildeten den Nachtrab; sie stießen Danglars vorwärts, wenn er zufällig haltmachte, und führten ihn so einen leicht abschüssigen Weg entlang bis zur Mitte eines Kreuzwegs von düsterm Aussehen.

Die mit sargartigen Höhlungen versehenen weißen Steinwände schienen gleich Totenköpfen schwarze und tiefe Augen zu öffnen.

Ein Wachtposten ließ seinen Karabiner gegen die linke Hand schlagen.

»Wer da?« rief der Posten.

»Gut Freund!« sagte Peppino. »Wo ist der Hauptmann?«

»Dort«, antwortete der Posten, indem er über die Schulter zu einem in den Felsen gehöhlten großen Saal zeigte, dessen Licht durch große Bogenöffnungen in den Gang fiel.

»Gute Beute, Hauptmann, gute Beute«, sagte Peppino auf italienisch. Und indem er Danglars beim Rockkragen nahm, führte er ihn zu einer türähnlichen Öffnung, durch die man in den Saal kam, den der Hauptmann als Wohnung zu benutzen schien.

»Ist dies der Mann?« fragte der Hauptmann, indem er seine Beschäftigung, das Leben Alexanders von Plutarch zu lesen, unterbrach.

»Er selbst, Hauptmann, er selbst.«

»Schön; zeig ihn mir.«

Auf diesen ziemlich unverschämten Befehl hielt Peppino dem Bankier die Fackel so rücksichtslos vors Gesicht, daß dieser heftig zurückfuhr, um sich nicht die Augenbrauen zu verbrennen. Das fassungslose Gesicht des Bankiers zeigte alle Merkmale einer entsetzlichen Angst.

»Der Mann ist müde«, sagte der Hauptmann, »bringt ihn in sein Bett.«

»Oh!« murmelte Danglars, »dieses Bett ist wahrscheinlich einer der Säрге in den Mauern; der Schlaf ist der Tod, den einer der Dolche, die ich im Schatten funkeln sehe, mir bereiten wird.«

In der Tat sah man in den düsteren Tiefen des mächtigen Saales die Gefährten des Hauptmanns sich von ihren Lagern aus Heu oder Wolfsfellen erheben.

Der Bankier stieß ein dumpfes Stöhnen aus und folgte seinem Führer; er versuchte weder zu bitten noch zu rufen. Er hatte weder Kraft noch Willen noch Gefühl mehr; er ging, weil man ihn fortzog.

Er stieß gegen eine Stufe; er begriff, daß er eine Treppe vor sich habe, und bückte sich instinktmäßig, um sich nicht den Kopf einzustoßen. Er stieg die Treppe hinab und befand sich in einer in den Felsen gehauenen Zelle.

Diese Zelle war reinlich, obgleich kahl, trocken, obgleich sie sich in einer unmeßbaren Tiefe unter der Erde befand.

Ein Lager aus trockenem, mit Ziegenfellen bedecktem Heu befand sich in einem Winkel dieser Zelle.

Als Danglars es erblickte, glaubte er das strahlende Symbol seiner Rettung zu sehen.

»Oh, Gott sei gelobt!« murmelte er. »Es ist ein wirkliches Bett!«

Zum zweitenmal seit einer Stunde rief er den Namen Gottes an, was ihm seit zehn Jahren nicht passiert war.

Der Führer stieß Danglars in die Zelle und schloß die Tür hinter ihm.

Ein Riegel knirschte; Danglars war ein Gefangener.

Wäre übrigens auch kein Riegel dagewesen, so hätte man doch der heilige Petrus sein und einen Engel des Himmels zum Führer haben müssen, um mitten durch die Besatzung zu kommen, die um den Hauptmann herum in den Katakomben von San Sebastian kampierte. Dieser Hauptmann war der berühmte Luigi Vampa.

Danglars hatte diesen Banditen erkannt, an dessen Existenz er nicht hatte glauben wollen, als Morcerf von ihm erzählt hatte. Er hatte nicht nur den Hauptmann erkannt, sondern auch die Zelle, in der Morcerf eingesperrt gewesen war und die aller Wahrscheinlichkeit nach das Fremdenquartier war.

Diese Erinnerungen, die sich Danglars mit einer gewissen Freude zurückrief, gaben ihm die Ruhe wieder. Da die Banditen ihn nicht sofort getötet hatten, so hatten sie überhaupt nicht die Absicht, ihm ans Leben zu gehen.

Man hatte ihn festgenommen, um ihn zu bestehlen, und da er nur einige Louisdors bei sich hatte, würde man ihm ein Lösegeld auferlegen.

Er erinnerte sich, daß Morcerf auf etwa viertausend Taler geschätzt worden war; da er überzeugt war, den Eindruck eines viel bedeutenderen Mannes zu machen als Morcerf, so setzte er selbst sein Lösegeld auf achttausend Taler fest.

Achttausend Taler machten achtundvierzigtausend Livres.

Es blieben ihm noch etwa fünf Millionen fünfzigtausend Franken.

Damit hilft man sich überall durch.

Ziemlich sicher, daß er sich aus der Sache ziehen werde, da es noch nie vorgekommen war, daß man jemand auf fünf Millionen fünfzigtausend Franken geschätzt hätte, streckte er sich auf seinem Lager aus und schlief, nachdem er zwei- oder dreimal seine Lage gewechselt hatte, mit der Ruhe des Helden ein, dessen Geschichte Luigi Vampa studierte.

## LUIGI VAMPAS SPEISEKARTE

Danglars erwachte.

Seine erste Bewegung war zu atmen, um sich zu überzeugen, daß er nicht verwundet war; es war dies ein Mittel, das er im Don Quichotte gefunden hatte, dem einzigen Buch, nicht, das er gelesen, aber aus dem er etwas behalten hatte.

»Nein«, sagte er, »sie haben mich weder getötet noch verletzt, aber sie haben mich vielleicht bestohlen.«

Er faßte rasch nach seinen Taschen; sie waren unberührt; die hundert Louisdors, die er für seine Reise von Rom nach Venedig bestimmt hatte, befanden sich noch in seiner Hosentasche, und die Brieftasche mit dem Kreditbrief von fünf Millionen fünfzigtausend Franken steckte noch im Überrock.

Sonderbare Banditen, die mir meine Börse und Brieftasche gelassen haben! sagte er sich. Wie ich mir gestern beim Schlafengehen sagte, wollen sie ein Lösegeld von mir haben. Da ist ja auch noch meine Uhr! Laß sehen, welche Zeit es ist!

Die kostbare Repetieruhr, die er gestern vor Antritt seiner Reise sorgfältig aufgezogen hatte, schlug halb sechs Uhr morgens. Ohne sie wäre Danglars über die Zeit vollständig im Ungewissen gewesen, da kein Tageslicht in die Zelle drang.

Sollte er eine Auseinandersetzung mit den Banditen veranlassen? Sollte er geduldig warten, bis sie selbst anfangen würden? Das letztere war das klügste: Danglars wartete.

Er wartete bis Mittag.

Während dieser ganzen Zeit hatte ein Wachtposten vor seiner Tür gestanden. Um acht Uhr morgens war der Posten abgelöst worden.

Den Bankier hatte die Lust angewandelt zu sehen, von wem er bewacht wurde.

Er hatte bemerkt, daß durch die schlecht zusammengefügteten Bretter der Tür Lichtstrahlen fielen, nicht Tageslicht, sondern Lampenlicht; er näherte sich einer der Öffnungen gerade in dem Augenblick, da der Bandit einige Schlucke Branntwein trank, der wegen des Lederschlauches, in dem er aufbewahrt wurde, einen Duft verbreitete, der Danglars äußerst widerwärtig war.

»Puh« sagte er, indem er bis in den Hintergrund seiner Zelle zurückwich.

Um Mittag wurde der Branntweintrinker durch einen andern Posten ersetzt. Danglars war neugierig, seinen neuen Wärter zu sehen; er trat von neuem an den Spalt.

Es war ein athletischer Bandit, ein Goliath mit großen Augen, dicken Lippen und plattgedrückter Nase; das Haar hing ihm in geflochtenen Strähnen auf die Schultern.

»Oh, oh«, sagte Danglars, »dieser gleicht eher einem Werwolf als einem menschlichen Wesen! Jedenfalls bin ich alt und ziemlich zähe, kein Leckerbissen für ihn.«

Wie man sieht, hatte Danglars noch Lust zu scherzen.

In demselben Augenblick setzte sich sein Wächter, wie um ihm zu beweisen, daß er kein Werwolf sei, der Zellentür gegenüber, nahm aus seinem Quersack Schwarzbrot, Zwiebeln und Käse und begann diese Leckerbissen zu verzehren.

Danglars fühlte plötzlich, daß sein Magen noch leer war.

Er stand auf und klopfte an die Tür.

»Was willst du?« fragte der Bandit.

»Hören Sie doch, Freundchen«, sagte Danglars, indem er mit den Fingern gegen die Tür trommelte, »mir scheint, es wäre Zeit, daß man daran dächte, mir auch etwas zu essen zu geben.«

Sei es nun aber, daß der Bandit ihn nicht verstand oder keine Befehle erhalten hatte auf ihn zu hören, genug, er aß weiter.

Vier Stunden verflossen; der Riese wurde durch einen andern Banditen abgelöst. Danglars, der schreckliches Magenreißen empfand, erhob sich sacht, ging behutsam wieder an die Tür und erkannte durch den Spalt das intelligente Gesicht seines Führers.

Es war in der Tat Peppino, der sich anschickte, auf die angenehmste Weise Wache zu halten, indem er sich der Tür gegenüber setzte und einen irdenen Topf zwischen die Beine stellte, der warme, duftende Erbsen mit Speck enthielt.

Neben die Erbsen stellte Peppino noch einen hübschen kleinen Korb mit Weintrauben und eine Flasche Orvietowein.

Peppino war entschieden ein Feinschmecker.

Danglars klopfte an die Tür.

»Komme schon«, sagte der Bandit, der durch seinen Verkehr im Hotel Französisch gelernt hatte.

Er öffnete auch wirklich die Tür.

Danglars erkannte in ihm denjenigen, der ihm so wütend: »Kopf zurück!« zugeschrien hatte. Aber es war jetzt nicht die Zeit, Vorwürfe zu machen; er nahm im Gegenteil seine freundlichste Miene an und sagte lächelnd: »Verzeihen Sie, mein Herr, aber gibt man mir denn nicht auch etwas zu essen?«

»Was!« rief Peppino. »Sollten Eure Exzellenz zufällig Hunger haben?«

»Allerdings, mein Herr, ich habe Hunger, und sogar einen recht großen Hunger.«

»Und Eure Exzellenz wollen essen?«

»Im Augenblick, wenn es möglich ist.«

»Nichts leichter als das«, entgegnete Peppino; »hier bekommt man alles, was man wünscht, wohlverstanden gegen Bezahlung, wie das bei allen ehrlichen Christenmenschen Sitte ist.«

»Das versteht sich von selbst!« rief Danglars.

»Sie bekommen sofort zu essen, Exzellenz; was wünschen Sie?«

Peppino setzte seinen Napf auf die Erde, und zwar so, daß der Dampf dem Bankier direkt in die Nase zog.

»Befehlen Sie«, sagte er.

»Nun, so bestellen Sie mir ein Huhn, Fisch, Wild, einerlei was, wenn ich nur Essen bekomme.«

»Wie Eurer Exzellenz beliebt; sagen wir also ein Huhn, nicht war?«

»Ja, ein Huhn.«

Peppino richtete sich auf und schrie aus vollem Hals: »Ein Huhn für Seine Exzellenz!«

Die Stimme Peppinos klang noch unter den Gewölben, da erschien auch schon ein schöner, schlanker junger Mann, halb nackt wie die antiken Fischträger, und brachte auf seiner silbernen Schüssel das Huhn.

»Man könnte sich im Café de Paris wähnen«, murmelte Danglars.

»Da, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er dem jungen Banditen das Huhn abnahm und es auf einen wurmstichigen Tisch stellte, der nebst einem Schemel und dem Ziegenfellager die ganze Ausstattung der Zelle bildete.

Danglars verlangte Messer und Gabel.

»Hier, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er ihm ein kleines Messer mit stumpfer Spitze und eine Gabel aus Buchsbaumholz anbot.

Danglars nahm das Messer in die eine, die Gabel in die andre Hand und schickte sich an, das Huhn zu zerschneiden.

»Verzeihen Sie, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er dem Bankier die Hand auf die Schulter legte; »hier bezahlt man vor dem Essen; man könnte beim Fortgehen nicht zufrieden sein ...«

»Ah, ah«, murmelte Danglars, »das ist nicht mehr wie in Paris, ganz abgesehen davon, daß sie mir wahrscheinlich das Fell über die Ohren ziehen wollen; doch seien wir nobel. Laß sehen, ich habe immer von der Billigkeit des Lebens in Italien sprechen hören; ein

Huhn muß in Rom zwölf Sous wert sein. Da«, sagte er und warf Peppino einen Louisdor hin.

Peppino nahm flink den Louisdor auf. Danglars wollte das Huhn nun anschneiden.

»Einen Augenblick, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er sich wieder aufrichtete, »einen Augenblick, Eure Exzellenz schulden mir noch etwas.«

»Sagte ich's nicht, daß sie mich schinden würden!« murmelte Danglars.

»Eure Exzellenz haben einen Louisdor angezahlt.«

»Einen Louisdor angezahlt? Auf ein Huhn?«

»Gewiß, angezahlt.«

»Gut ... weiter!«

»Eure Exzellenz schulden mir noch viertausendneunhundertneun- undneunzig Louisdors.«

Danglars riß bei diesem ungeheuerlichen Scherz seine Augen gewaltig auf.

»Ah, sehr drollig«, murmelte er, »wahrhaftig, sehr drollig!« Und er wollte sich wieder daranmachen, das Huhn zu zerschneiden; aber Peppino hielt ihm mit der linken die rechte Hand fest und streckte seine rechte Hand aus.

»Geben Sie«, sagte er.

»Was! Sie spaßen nicht?« fragte Danglars.

»Wir spaßen nie, Exzellenz«, entgegnete Peppino ernst wie ein Quäker.

»Wie, hunderttausend Franken für dieses Huhn!«

»Exzellenz glauben nicht, welche Mühe es macht, in diesen ver- wünschten Höhlen Geflügel zu ziehen.«

»Nun«, sagte Danglars, »ich finde das sehr komisch und unter- haltend, wahrhaftig; aber da ich großen Hunger habe, so lassen Sie mich essen. Da ist noch ein Louisdor für Sie, mein Freund.«

»Dann sind es nur noch viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdors«, sagte Peppino mit unerschütterlicher Ruhe; »mit Geduld werden wir schon ans Ziel kommen.«

»Gehen Sie zum Teufel, Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben!« entgegnete Danglars empört.

Peppino machte ein Zeichen, der junge Mensch streckte beide Hände aus und nahm das Huhn wieder fort. Danglars warf sich auf sein Lager, Peppino schloß die Tür und aß seine Speckerbsen weiter.

Danglars glaubte, sein Magen sei wie das durchlöchernte Faß der Danaiden; er dachte nicht, daß es ihm je gelingen würde, ihn wieder zu füllen.

Eine halbe Stunde verging, die ihm eine Ewigkeit zu sein schien.

Er stand auf und ging wieder an die Tür.

»Hören Sie, mein Herr«, sagte er, »lassen Sie mich nicht länger schmachten und sagen Sie mir sofort, was man von mir will.«

»Aber, Exzellenz, sagen Sie vielmehr, was Sie von uns wollen ... Erteilen Sie Ihre Befehle, und wir werden sie ausführen.«

»Dann öffnen Sie mir zuerst.«

Peppino öffnete.

»Zum Teufel, ich will essen!« sagte Danglars.

»Sie haben Hunger?«

»Das wissen Sie ja.«

»Was wünschen Eure Exzellenz zu essen?«

»Ein Stück trocknes Brot, da die Hühner in diesen verwünschten Kellern unbezahlbar sind.«

»Brot, gut«, sagte Peppino. »Holla! Brot!« schrie er.

Der Bursche brachte ein kleines Brot.

»Da«, sagte Peppino.

»Kostet?« fragte Danglars.

»Viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdors. Zwei Louisdors sind im voraus bezahlt.«

»Wie, ein Brot hunderttausend Franken?«

»Hunderttausend Franken«, sagte Peppino.

»Sie haben ja aber nur hunderttausend Franken für ein Huhn gefordert!«

»Wir servieren nicht nach der Speisekarte, sondern zu festen Preisen. Ob man wenig oder viel ißt, ob man zehn Gerichte oder eins bestellt, der Preis ist immer derselbe.«

»Wieder dieser Scherz! Mein lieber Freund, ich erkläre Ihnen, daß das abgeschmackt und dumm ist! Sagen Sie mir sofort, daß Sie wollen, daß ich verhungere, dann sind wir fertig!«

»Aber nein, Exzellenz, Sie selbst wollen sich umbringen. Zahlen Sie, so können Sie essen.«

»Womit zahlen, Schafskopf?« fragte Danglars aufgebracht. »Glaubst du, daß man hunderttausend Franken in der Tasche hat?«

»Sie haben fünf Millionen fünfzigtausend Franken in der Tasche, Exzellenz«, entgegnete Peppino; »das macht fünfzig Hühner zu hunderttausend Franken und ein halbes zu fünfzigtausend.«

Danglars erbehte; die Binde fiel ihm von den Augen; es war immer noch ein Scherz, aber er verstand ihn endlich.

»Hören Sie«, sagte er, »wenn ich diese hunderttausend Franken gebe, sind wir dann quitt, und kann ich dann mit Ruhe essen?«

»Gewiß«, antwortete Peppino.

»Aber wie soll ich sie geben?« fragte Danglars, indem er freier atmete.

»Nichts leichter als das, Sie haben einen offenen Kredit bei den Herren Thomson und French, Via dei Banci in Rom; geben Sie mir eine Anweisung über viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdors auf diese Herren, dann wird unser Bankier das Geld erheben.«

Danglars wollte wenigstens seinen guten Willen zeigen; er nahm Feder und Papier, was ihm Peppino reichte, schrieb den Schein aus und unterzeichnete.

»Da«, sagte er, »da haben Sie Ihren Wechsel.«

»Und da haben Sie Ihr Huhn.«

Danglars zerschnitt seufzend das Huhn, das ihm für eine so große Summe sehr mager erschien.

Peppino las das Papier aufmerksam durch, steckte es in die Tasche und aß seine Speckerbsen weiter.

## DIE VERZEIHUNG

Am folgenden Tag hatte Danglars wieder Hunger; die Luft in dieser Höhle machte gewaltigen Appetit. Der Gefangene glaubte, daß er an diesem Tag keine Ausgaben zu machen haben würde; als sparsamer Mann hatte er die Hälfte von seinem Huhn und ein Stück Brot in einem Winkel seiner Zelle versteckt. Aber kaum hatte er gegessen, bekam er Durst; damit hatte er nicht gerechnet.

Er kämpfte gegen den Durst bis zu dem Augenblick, da er die Zunge trocken im Gaumen kleben fühlte.

Weil er dem Feuer, das ihn verzehrte, nicht mehr zu widerstehen vermochte, rief er.

Die Wache öffnete die Tür; es war ein neues Gesicht.

Er glaubte besser zu fahren, wenn er es mit einem alten Bekannten zu tun hätte, und rief deshalb Peppino.

»Hier bin ich, Exzellenz«, sagte der Bandit, indem er mit einer Bereitwilligkeit erschien, die dem Bankier von guter Vorbedeutung zu sein schien. »Was wünschen Sie?«

»Zu trinken«, sagte der Gefangene.

»Exzellenz«, entgegnete Peppino, »Sie wissen, daß der Wein in der Umgegend von Rom unbezahlbar ist.«

»Dann geben Sie mir Wasser«, sagte Danglars, der den Hieb zu parieren suchte.

»O Exzellenz, das Wasser ist noch seltener als der Wein; es herrscht so große Trockenheit!«

»Nun«, sagte Danglars, »wir scheinen wieder von vorn anzufangen.«

Und obgleich er lächelte, um sich das Ansehen zu geben, als scherze er, fühlte der Unglückliche den Schweiß auf seine Schläfen treten.

»Hören Sie, mein Freund«, sagte Danglars, als er sah, daß Peppino gelassen blieb, »ich bitte Sie um ein Glas Wein; wollen Sie mir das abschlagen?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, Exzellenz«, entgegnete Peppino ernst, »daß wir nicht im Detail verkaufen.«

»Nun, dann geben Sie mir eine Flasche.«

»Von welchem?«

»Vom billigsten.«

»Sie haben beide denselben Preis.«

»Und welchen Preis?«

»Fünfundzwanzigtausend Franken die Flasche.«

»Hören Sie«, rief Danglars mit der größten Bitterkeit in der Stimme, »sagen Sie doch gleich, daß Sie mich berauben wollen, das wird schneller abgemacht sein, als mich so Fetzen für Fetzen zu verschlingen.«

»Es ist möglich«, sagte Peppino, »daß das die Absicht des Meisters ist.«

»Des Meisters, wer ist er denn?«

»Derjenige, dem man Sie vorgestern vorgeführt hat.«

»Und wo ist er?«

»Hier.«

»Ich möchte ihn sprechen.«

»Das ist leicht.«

Einen Augenblick darauf stand Luigi Vampa vor Danglars.

»Sie, mein Herr, sind der Befehlshaber der Leute, die mich hierhergebracht haben?«

»Jawohl, Exzellenz.«

»Welches Lösegeld wünschen Sie von mir? Sprechen Sie.«

»Nun, ganz einfach die fünf Millionen, die Sie bei sich haben.«

Danglars krampfte sich das Herz zusammen.

»Ich habe auf der Welt nichts weiter, mein Herr, und es ist der Rest eines ungeheuren Vermögens; wenn Sie mir es nehmen, so nehmen Sie mir nur gleich das Leben.«

»Es ist uns verboten, Ihr Blut zu vergießen, Exzellenz.«

»Von wem ist Ihnen denn das verboten?«

»Von demjenigen, dem wir gehorchen.«

»Sie gehorchen also jemand?«

»Jawohl.«

»Ich glaubte, Sie selbst wären der Hauptmann?«

»Ich bin der Hauptmann dieser Männer; aber ein anderer Mann ist mein Gebieter.«

»Und gehorcht dieser auch jemand?«

»Jawohl.«

»Wem?«

»Gott.«

»Und dieser Mann hat Ihnen gesagt, daß Sie mich so behandeln sollten?«

»Jawohl.«

»Was ist seine Absicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hören Sie«, sagte Danglars, »wollen Sie eine Million?«

»Nein.«

»Zwei Millionen?«

»Nein.«

»Drei Millionen ...? vier ...? Hören Sie, vier? Ich gebe sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mich frei gehen lassen.«

»Warum bieten Sie uns vier Millionen für etwas, was fünf Millionen wert ist?« sagte Vampa. »Das ist Wucher, Herr Bankier, oder ich verstehe mich nicht darauf.«

»Nehmen Sie alles! Nehmen Sie alles, sage ich Ihnen«, rief Danglars, »und töten Sie mich!«

»Nun, nun, beruhigen Sie sich, Exzellenz, Sie werden Ihr Blut in Wallung bringen, das wird Ihnen solchen Appetit machen, daß Sie eine Million an einem Tag verzehren werden. Zum Teufel, seien Sie also sparsam!«

»Aber wenn ich kein Geld mehr habe, um Sie zu bezahlen!« schrie Danglars erbittert.

»Dann werden Sie Hunger haben.«

»Ich werde Hunger haben?« fragte Danglars erblassend.

»Das ist wahrscheinlich«, antwortete Vampa phlegmatisch.

»Aber Sie sagen, daß Sie mich nicht töten wollen?«

»Nein.«

»Und Sie wollen mich verhungern lassen?«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Nun gut, Elende!« rief Danglars. »Ich werde euch einen Strich durch die Rechnung machen; ich will der Sache sofort ein Ende machen; laßt mich leiden, martert mich, mordet mich, aber meine Unterschrift bekommt ihr nicht.«

»Wie es Ihnen beliebt, Exzellenz«, antwortete Vampa.

Und er verließ die Zelle.

Danglars warf sich, einen wütenden Schrei ausstoßend, auf sein Fellager. Er glich jenen wilden Tieren, denen die Verfolgung Kräfte gibt und denen es durch ihre Verzweiflung manchmal gelingt zu entkommen.

Danglars dachte an Flucht.

Aber die Mauern waren die Felsen selbst; vor dem einzigen Ausgang aus der Zelle stand ein Mann, und hinter diesem Mann sah man mit Flinten bewaffnete Schatten auf und ab gehen.

Zwei Tage lang blieb er seinem Entschluß, nicht zu unterzeichnen, treu, dann verlangte er Nahrung und bot eine Million.

Man brachte ihm ein herrliches Abendessen und nahm seine Million.

Von nun an war das Leben des unglücklichen Gefangenen ein beständiges Nachgeben. Er hatte so viel gelitten, daß er sich nicht mehr

der Gefahr zu leiden aussetzen wollte und alle Forderungen erfüllte; nach Verlauf von zwölf Tagen rechnete er eines Nachmittags, nachdem er wie in seinen guten Tagen gespeist hatte, nach und kam zu dem Ergebnis, daß er so viele Anweisungen ausgestellt hatte, daß ihm nur noch fünfzigtausend Franken blieben.

Da ging eine seltsame Umwandlung in ihm vor: er, der fünf Millionen fortgegeben hatte, versuchte die fünfzigtausend Franken, die ihm noch blieben, zu retten; ehe er dieses Geld ausgabe, wollte er alle Entbehrungen ertragen; er hatte Lichtblicke der Hoffnung, die an Wahnsinn grenzten.

Er, der so lange Gott vergessen hatte, dachte jetzt an ihn, indem er sich sagte, daß Gott zuweilen Wunder getan habe, daß die Höhle einstürzen könne, daß die päpstlichen Karabinieri dieses Versteck entdecken und ihm zu Hilfe kommen könnten. Dann blieben ihm fünfzigtausend Franken, und fünfzigtausend Franken genügten, um einen Menschen vor dem Hungertod zu bewahren.

Er betete zu Gott, ihm diese fünfzigtausend Franken zu erhalten, und während er betete, weinte er.

Drei Tage vergingen so, während deren der Name Gottes beständig, wenn nicht in seinem Herzen, so doch auf seinen Lippen war. Manchmal hatte er Augenblicke des Fiebers, in denen er glaubte, durch ein Fenster in einem ärmlichen Zimmer einen Greis im Todeskampf auf dem Strohsack liegen zu sehen.

Dieser Greis starb auch Hungers.

Am vierten Tag war er nur noch ein lebendiger Leichnam; er hatte die letzten Krümchen der früheren Mahle von der Erde aufgesaugt und angefangen, an der auf dem Boden liegenden Matte zu nagen.

Er erhob sich verzweifelt und rief: »Den Hauptmann! Den Hauptmann!«

»Hier bin ich!« sagte Vampa, der plötzlich erschien. »Was wünschen Sie wieder?«

»Nehmen Sie mein letztes Geld«, stammelte Danglars, indem er ihm seine Brieftasche hinhielt, »und lassen Sie mich hier in dieser Höhle leben; ich verlange nicht mehr die Freiheit, ich verlange nur zu leben.«

»Sie leiden also sehr?« fragte Vampa.

»Ich leide furchtbar.«

»Es gibt jedoch Menschen, die noch mehr gelitten haben als Sie.«

»Ich glaube nicht.«

»Doch! Diejenigen, die verhungert sind.«

Danglars dachte an jenen Greis, den er in seinen Halluzinationen durch die Fenster des ärmlichen Gemachs auf seinem Lager hatte ächzen sehen.

Er stieß mit der Stirn gegen den Boden und stöhnte laut auf.

»Ja, es ist wahr, es gibt welche, die noch mehr gelitten haben als ich, aber das waren wenigstens Märtyrer.«

»Bereuen Sie?« fragte eine düstere und feierliche Stimme, bei deren Klang dem Gefangenen sich das Haar auf dem Kopf sträubte.

Sein geschwächter Blick versuchte die Gegenstände zu unterscheiden, und er sah hinter dem Banditen einen Mann im Mantel, der im Schatten eines Pfeilers stand.

»Was soll ich bereuen?« stammelte Danglars.

»Das Böse, das Sie getan haben«, sagte dieselbe Stimme.

»O ja, ich bereue! Ich bereue!« rief Danglars.

Und er schlug mit der abgemagerten Faust an seine Brust.

»Dann vergebe ich Ihnen«, sagte der Mann, indem er seinen Mantel abwarf und einen Schritt vor ins Licht trat.

»Der Graf von Monte Christo!« rief Danglars, bleicher vor Schrecken, als er einen Augenblick vorher vor Hunger und Elend gewesen war.

»Sie irren sich; ich bin nicht der Graf von Monte Christo.«

»Wer sind Sie denn?«

»Ich bin der, den Sie verkauft, ausgeliefert, entehrt haben; ich bin der, dessen Braut Sie zur Dirne gemacht haben; ich bin der, den Sie mit Füßen getreten haben, um reich zu werden; ich bin der, dessen Vater Sie haben Hungers sterben lassen; derjenige, der Sie zum Hungertod verdammt hatte und der Ihnen dennoch vergibt, weil er selbst der Vergebung bedarf: ich bin Edmund Dantès!«

Danglars stieß einen Schrei aus und fiel zu Boden.

»Stehen Sie auf«, sagte der Graf, »das Leben ist Ihnen geschenkt; solches Glück ist Ihnen beiden Spießgesellen nicht widerfahren; der eine ist wahnsinnig, der andere tot. Behalten Sie die fünfzigtausend Franken, die Ihnen noch geblieben sind, ich schenke sie Ihnen; Ihre fünf Millionen, die Sie den Hospitälern gestohlen haben, sind bereits durch eine unbekannte Hand den Anstalten zurückgegeben worden. Und jetzt essen Sie und trinken Sie; heute abend sind Sie mein Gast. Vampa, wenn dieser Mann sich satt gegessen hat, ist er frei.«

Danglars blieb auf dem Boden liegen, während der Graf sich entfernte; als er den Kopf hob, sah er nur noch einen Schatten, der im Gang verschwand und vor dem sich die Banditen verneigten.

Wie der Graf befohlen hatte, ließ Vampa ihm den besten Wein und die schönsten Früchte Italiens bringen; dann ließ er ihn in seine Postkutsche steigen und brachte ihn auf die Straße, wo er ihn unter einem Baum absetzte und verließ.

Danglars blieb, ohne zu wissen, wo er war, bis Tagesanbruch an derselben Stelle.

Als es hell wurde, bemerkte er, daß er sich an einem Bach befand; er hatte Durst und schleppte sich bis zum Wasser. Als er sich bückte, um zu trinken, sah er, daß seine Haare weiß geworden waren.

## DER FÜNFTE OKTOBER

Es war gegen sechs Uhr abends; ein opalfarbenes Licht, mit goldenen Strahlen untermischt, fiel vom Himmel auf das bläuliche Meer.

Die Wärme des Tages hatte sich allmählich gemildert, und man begann jene leichte Brise zu spüren, die wie das Aufatmen der Natur nach der heißen Ruhe des Mittags ist, jenen köstlichen Hauch, der die Küsten des Mittelländischen Meeres erfrischt und den Duft der Bäume, vermischt mit dem scharfen Geruch des Meeres, von Ufer zu Ufer trägt.

Auf diesem ungeheuren See, der sich von Gibraltar bis zu den Dardanellen und von Tunis bis Venedig erstreckt, glitt eine leichte Jacht von eleganter Form in den ersten Dünsten des Abends dahin.

Die Jacht kam rasch vorwärts, obgleich dem Anschein nach kaum Wind genug vorhanden war, um die Locken eines Mädchens flattern zu machen.

Aufrecht stehend auf dem Vorderteil des Schiffes, sah ein Mann von hoher Gestalt mit bronzener Gesichtsfarbe und weitgeöffneten Augen das Land in Form einer düsteren kegelförmigen Masse, die sich aus den Fluten erhob, auf sich zukommen.

»Ist das Monte Christo?« fragte mit ernster Stimme von tieftraurigem Klang der Reisende, dessen Befehlen die kleine Jacht zur Zeit zu gehorchen schien.

»Ja, Exzellenz«, antwortete der Kapitän, »wir landen.«

»Wir landen!« murmelte der Reisende mit einem unbeschreiblichen Ton von Schwermut.

Und er verfiel wieder in seine Gedanken, die sich durch ein Lächeln verrieten, das trauriger war, als Tränen gewesen wären.

Zehn Minuten später zog man die Segel ein und warf fünfhundert Schritt von einem kleinen Hafen entfernt Anker.

Das Boot war schon mit vier Ruderern und dem Steuermann im Wasser; der Reisende stieg hinab.

In einem Augenblick war man in einer kleinen Bucht; die Barke berührte einen Grund von feinem Sand.

»Exzellenz«, sagte der Kapitän, »steigen Sie auf die Schultern von zweien unserer Leute, die Sie an Land tragen werden.«

Der junge Mann antwortete auf die Einladung durch eine Bewegung völliger Gleichgültigkeit, hob die Beine aus der Barke und ließ sie ins Wasser gleiten, das ihm bis an den Gürtel ging.

»O Exzellenz«, sagte der Steuermann, »das ist unrecht von Ihnen, und Sie werden uns die Unzufriedenheit des Herrn zuziehen.«

Der junge Mann setzte seinen Weg zum Ufer fort, indem er zwei Matrosen folgte, die den besten Grund aussuchten.

Nach etwa dreißig Schritten stieg man an Land; der junge Mann schüttelte seine Füße und suchte nach dem Weg, den man ihm bezeichnen würde, denn es war vollständig dunkel.

In dem Augenblick, da er den Kopf wandte, legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine Stimme ließ ihn erbeben.

»Guten Tag, Maximilian«, sagte diese Stimme, »Sie sind pünktlich, ich danke Ihnen!«

»Sie sind's, Graf«, rief der junge Mann mit einer Bewegung, die der Freude glich, und drückte Monte Christo beide Hände.

»Ja, Sie sehen, ich bin ebenso pünktlich wie Sie; aber Sie triefen ja, mein lieber Freund, Sie müssen sich umziehen. Kommen Sie, es gibt hier eine für Sie hergerichtete Wohnung, in der Sie Müdigkeit und Kälte vergessen werden.«

Monte Christo bemerkte, daß Morrel sich umwandte; er wartete.

Der junge Mann sah mit Überraschung, daß nicht ein einziges Wort von den Leuten, die ihn hergebracht hatten, gesprochen worden war und daß sie wieder abgefahren waren, obwohl er sie nicht bezahlt hatte. Man hörte den Ruderschlag der Barke, die zu der Jacht zurückkehrte.

»Ah, so!« sagte der Graf. »Sie suchen Ihre Matrosen?«

»Allerdings, ich habe sie nicht entlohnt.«

»Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, Maximilian«, sagte Monte Christo lachend, »ich habe einen Vertrag mit der Schifffahrt, wonach der Zugang zu meiner Insel frei von Transport- und Reisekosten ist. Ich bin abonniert, wie man in den zivilisierten Ländern sagt.«

Morrel sah den Grafen mit Erstaunen an.

»Graf«, sagte er, »Sie sind nicht mehr derselbe wie in Paris.«

»Wieso?«

»Hier lachen Sie.«

Die Stirn Monte Christos verfinsterte sich plötzlich.

»Sie haben recht, mich wieder an mich selbst zu erinnern, Maximilian«, sagte er; »Sie wiederzusehen war ein Glück für mich, und ich vergaß, daß alles Glück vergänglich ist.«

»O nein, nein, Graf!« rief Morrel, indem er von neuem beide Hände seines Freundes erfaßte. »Lachen Sie, seien Sie glücklich und beweisen Sie mir dadurch, daß das Leben nur für die schlecht ist, welche leiden.«

»Sie sind nicht getröstet?« fragte Monte Christo mit einem seltsamen Blick.

»Oh, haben Sie wirklich geglaubt, daß ich das sein könnte?«

»Hören Sie«, sagte der Graf, »Sie verstehen meine Worte richtig, nicht wahr, Maximilian? Sie halten mich nicht für einen Alltagsmenschen, für eine Klapper, die unbestimmte und sinnlose Laute von sich gibt. Wenn ich Sie frage, ob Sie getröstet sind, spre-

che ich als ein Mann zu Ihnen, für den das menschliche Herz keine Geheimnisse mehr hat. Nun wohl, Morrel, gehen wir zusammen auf den Grund Ihres Herzens hinunter und prüfen wir es. Haben Sie noch diese wilde Ungeduld des Schmerzes, die den Körper aufbäumen läßt, wie der Löwe aufspringt, der von einem Moskito gestochen worden ist? Haben Sie noch diesen verzehrenden Durst, der nur im Grab gelöscht wird? Ist es noch dieser erhabene Schmerz, der den Lebenden aus dem Leben hinaustreibt auf die Jagd nach dem Tod? Oder ist es nur das Darniederliegen des erschöpften Mutes, die Schloffheit, die den Hoffnungsstrahl, der aufleuchten möchte, erstickt? O mein lieber Freund, wenn es das ist, wenn Sie nicht mehr weinen können, wenn Sie Ihr erschlafstes Herz für tot halten, wenn Sie nur noch Blicke für den Himmel haben, Freund, lassen wir die Worte beiseite, die den Sinn, den unsre Seele ihnen gibt, nicht vollkommen ausdrücken können. Maximilian, Sie sind getröstet; klagen Sie nicht mehr.«

»Graf«, entgegnete Morrel mit seiner milden und zugleich festen Stimme, »Graf, hören Sie mich an, wie man einen Mann anhört, der mit dem Finger zur Erde und mit dem Blick zum Himmel gerichtet spricht: Ich bin zu Ihnen gekommen, um in den Armen eines Freundes zu sterben. Gewiß, es gibt Menschen, die ich liebe; ich liebe meine Schwester Julie, liebe ihren Gatten Emanuel; aber ich habe das Bedürfnis, daß sich mir starke Arme öffnen und daß man mir in meinen letzten Augenblicken zulächle; meine Schwester würde in Tränen zerfließen und ohnmächtig werden; ich würde sie leiden sehen, und ich habe genug gelitten, Emanuel würde mir die Waffe aus den Händen reißen und das Haus mit seinen Schreien erfüllen. Sie, Graf, dessen Wort ich habe, Sie, der Sie mehr sind als ein Mensch, Sie werden mich sanft bis an die Pforte des Todes geleiten, nicht wahr?«

»Mein Freund«, fuhr Morrel fort, als er sah, daß der Graf schwieg, »Sie haben mir den fünften Oktober als Ende der Frist, die Sie von

mir verlangten, bezeichnet ... mein Freund, heute ist der fünfte Oktober ...«

Morrel zog seine Uhr.

»Es ist neun Uhr; ich habe noch drei Stunden zu leben.«

»Gut«, antwortete Monte Christo, »kommen Sie.«

Morrel folgte dem Grafen mechanisch, und sie befanden sich bereits in der Grotte, ohne daß Maximilian es bemerkt hätte.

Er fühlte Teppiche unter seinen Füßen; eine Tür öffnete sich, Wohlgerüche umgaben ihn, helles Licht traf seine Augen.

Morrel blieb stehen und zögerte weiterzugehen; er mißtraute der Pracht, die ihn umgab. Monte Christo zog ihn sanft weiter.

»Schickt es sich nicht«, sagte er, »daß wir die drei Stunden, die uns noch bleiben, ausnutzen wie jene alten Römer, die, von Nero, ihrem Kaiser und Erben, verdammt, sich mit Blumen bekränzt zu Tisch setzten und den Tod mit dem Duft der Heliotropen und Rosen einatmeten?«

Morrel lächelte.

»Wie Sie wollen«, sagte er; »der Tod ist immer der Tod, das heißt das Vergessen, die Ruhe, die Abwesenheit des Lebens und folglich des Schmerzes.«

Er setzte sich, Monte Christo nahm ihm gegenüber Platz.

»Lassen Sie uns als Männer sprechen«, sagte er, indem er den Grafen fest ansah. »Sie sind der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse, und Sie machen auf mich den Eindruck, als ob Sie aus einer weiter vorgeschrittenen und klügeren Welt herabgestiegen wären. Ich wage also, Sie zu fragen, als ob Sie schon einmal gestorben wären: Graf, tut es sehr weh?«

Monte Christo sah Morrel mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit an.

»Allerdings«, sagte er; »es tut sehr weh, wenn Sie in brutaler Weise diese sterbliche Hülle zerreißen, die hartnäckig zu leben verlangt. Wenn Sie Ihr Fleisch unter den unmerklichen Zähnen eines Dolches kreischen machen; wenn Sie sich mit einer unvernünftigen Kugel,

die immer bereit ist, sich vom Wege zu verirren, das Hirn durchbohren, das der geringste Anprall schmerzen läßt; gewiß, dann werden Sie leiden und häßlich aus dem Leben scheiden, das Sie in Ihrer verzweifelten Todesqual besser finden werden als eine so teuer erkaufte Ruhe.«

»Ja, ich begreife«, sagte Morrel, »der Tod hat wie das Leben seine Geheimnisse des Schmerzes und der Wollust: Es kommt nur darauf an, sie zu kennen.«

»Ganz richtig, Maximilian, und Sie haben da eben das große Wort ausgesprochen. Der Tod ist je nach der Mühe, die wir uns geben, um uns gut oder schlecht mit ihm zu stellen, entweder ein Freund, der uns sanft in den Schlaf wiegt, oder ein Feind, der uns gewaltsam die Seele aus dem Leib reißt. Eines Tages, wenn unsre Welt noch tausend Jahre gelebt haben wird, wenn man sich zum Beherrscher aller zerstörenden Kräfte der Natur gemacht haben wird, um sie zum allgemeinen Besten der Menschheit zu verwenden, wenn der Mensch, wie Sie eben sagten, die Geheimnisse des Todes kennen wird, dann wird der Tod ebenso süß und wollüstig sein wie der Schlummer in den Armen der Geliebten.«

»Und wenn Sie sterben wollten, Graf, könnten Sie so sterben?«

»Ja.«

Morrel reichte ihm die Hand.

»Ich verstehe jetzt«, sagte er, »warum Sie mich auf diese einsame Insel mitten im Ozean haben kommen lassen, in diesen unterirdischen Palast, diese Grabstätte, die den Neid eines Pharaos erwecken könnte: weil Sie mich lieben, nicht wahr? Weil Sie mich hinreichend lieben, um mir solch einen Tod zu verschaffen, wie Sie ihn eben erwähnten, einen Tod ohne Todesqual, einen Tod, der mir gestattet, den Geist aufzugeben, indem ich den Namen Valentines ausspreche und Ihnen die Hand drücke.«

»Ja, Sie haben richtig geraten, Morrel«, antwortete der Graf einfach, »so meine ich es.«

»Ich danke Ihnen; der Gedanke, daß ich morgen nicht mehr leiden werde, ist meinem armen Herzen süß.«

»Fühlen Sie um nichts Bedauern?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Morrel.

»Nicht einmal um mich?« fragte der Graf mit einer tiefen Bewegung.

Morrel hielt inne; sein reines Auge trübte sich plötzlich und strahlte dann in ungewohntem Glanz; eine dicke Träne rollte ihm über die Wange.

»Wie?« sagte der Graf. »Sie lassen etwas auf der Erde mit Bedauern zurück und wollen sterben?«

»Oh, ich beschwöre Sie«, rief Morrel mit unsicherer Stimme, »kein Wort mehr, Graf, verlängern Sie meine Qual nicht!«

Der Graf glaubte, daß Morrel schwankend wurde. Das weckte seine Zweifel wieder, die er im Schloß If schon einmal überwunden hatte.

Ich will diesen Menschen glücklich machen! dachte er. Ich sehe das als eine Wiedergutmachung an für das Böse, das ich getan habe. Wie, wenn ich mich täuschte? Wenn dieser Mensch nicht unglücklich genug wäre, um das Glück zu verdienen?

»Hören Sie, Morrel«, sagte er, »Ihr Schmerz ist ungeheuer, aber Sie glauben doch an Gott und wollen nicht das Heil Ihrer Seele daransetzen.«

Morrel lächelte traurig.

»Graf«, sagte er, »Sie wissen, daß ich keine poetischen Redensarten liebe, aber ich schwöre Ihnen, meine Seele gehört nicht mehr mir.«

»Hören Sie, Morrel«, entgegnete Monte Christo, »ich habe, wie Sie wissen, keine Verwandten auf der Welt; ich habe mich daran gewöhnt, Sie als meinen Sohn zu betrachten; nun wohl, um meinen Sohn zu retten, würde ich mein Leben opfern, um wieviel mehr mein Vermögen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will sagen, Morrel, daß Sie aus dem Leben scheiden wollen, weil Sie die Genüsse nicht kennen, die ein großes Vermögen verschafft. Morrel, ich besitze ungefähr hundert Millionen und gebe Sie Ihnen; mit einem derartigen Vermögen können Sie jedes Ziel erreichen, das Sie sich stecken. Sind Sie ehrgeizig? Jede Laufbahn wird Ihnen offenstehen. Wenden Sie die Welt um, geben Sie ihr ein andres Aussehen, begehen Sie die hirnverbranntesten Dinge, werden Sie, wenn nötig, zum Verbrecher, aber bleiben Sie leben.«

»Graf, ich habe Ihr Wort«, antwortete Morrel kalt, »und«, fügte er hinzu, indem er die Uhr zog, »es ist halb zwölf.«

»Morrel, denken Sie wirklich daran? Soll es unter meinen Augen, in meinem Haus geschehen?«

»Dann lassen Sie mich fort«, sagte Maximilian, der finster geworden war, »oder ich werde glauben, daß Sie mich nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen lieben.« Er erhob sich.

»Gut«, sagte Monte Christo, dessen Gesicht sich bei diesen Worten wieder aufklärte. »Sie wollen es, Morrel, und sind unbeugsam; ja! Sie sind tiefunglücklich, und ein Wunder allein kann Sie heilen; setzen Sie sich, Morrel, und warten Sie.«

Morrel gehorchte. Monte Christo erhob sich und holte aus einem sorgfältig verschlossenen Schrank, zu dem er den Schlüssel an einer goldenen Kette trug, ein ziselirtes silbernes Kästchen und stellte es auf den Tisch.

Dann öffnete er es und entnahm ihm eine kleine goldene Büchse, deren Deckel sich durch den Druck auf eine geheime Feder öffnete.

Diese Büchse enthielt eine salbenartige, halbfeste Substanz, deren Farbe sich infolge der Reflexe des polierten Goldes, der Saphire, Rubine und Smaragde, mit denen die Büchse eingefaßt war, nicht bestimmen ließ.

Der Graf nahm mit einem vergoldeten Löffel ein wenig von dem Inhalt der Büchse und bot es Morrel an, indem er einen langen

Blick auf ihn heftete. Man konnte nun sehen, daß diese Substanz grünlich war.

»Hier ist, worum Sie mich gebeten haben und was ich Ihnen versprochen habe«, sagte er.

»Noch lebend«, sagte der junge Mann, indem er den Löffel aus des Grafen Hand nahm, »danke ich Ihnen aus tiefstem Herzen.«

Der Graf nahm einen zweiten Löffel.

»Was wollen Sie tun?« fragte Morrel, indem er ihm die Hand festhielt.

»Wahrhaftig, Morrel«, entgegnete der Graf lächelnd, »ich glaube, daß ich, Gott verzeihe mir, des Lebens ebenso müde bin wie Sie, und da sich die Gelegenheit bietet ...«

»Halten Sie inne!« rief der junge Mann. »Oh, Sie, der Sie lieben, Sie, der Sie geliebt werden und den Glauben der Hoffnung haben, o tun Sie das nicht, was ich tun werde; von Ihnen wäre es ein Verbrechen. Leben Sie wohl, mein edler und hochherziger Freund, ich werde Valentine erzählen, was Sie für mich getan haben.«

Und langsam, ohne sich vorher mehr Zeit zu lassen als um dem Grafen mit der Linken, die er ihm reichte, die Hand zu drücken, verschluckte Morrel die ihm von Monte Christo angebotene geheimnisvolle Substanz.

Dann schwiegen beide. Ali brachte ruhig und aufmerksam Tabak und türkische Pfeifen, servierte den Kaffee und verschwand.

Allmählich verblaßten die Lampen, und der Duft der Räucherpfännchen kam Morrel weniger scharf vor. Monte Christo saß Morrel gegenüber und betrachtete ihn aus dem Schatten heraus.

Ein ungeheurer Schmerz erfaßte den jungen Mann; er fühlte die Pfeife seinen Händen entgleiten, die Gegenstände verloren unmerklich ihre Form und Farbe. »Freund«, sagte er, »ich fühle, daß ich sterbe. Dank!«

Er machte eine Anstrengung, um dem Grafen zum letztenmal die Hand zu reichen, aber die Hand fiel kraftlos herab.

Da schien es ihm, als ob Monte Christo lächelte, nicht mehr mit seinem seltsamen und schrecklichen Lächeln, das ihn mehrere Male einen Blick in die tiefsten Geheimnisse dieser Seele hatte werfen lassen, sondern mit dem wohlwollenden Mitleid, das Väter für ihre kleinen Kinder haben, wenn diese unvernünftig reden.

Zu gleicher Zeit wuchs der Graf in seinen Augen; seine fast zweimal so groß gewordene Gestalt zeichnete sich von den roten Behängen ab, er hatte sein schwarzes Haar zurückgeworfen und erschien aufrecht stehend und stolz wie einer jener Engel, mit denen man die Bösen für den Tag des Jüngsten Gerichts bedroht.

Niedergeschlagen, gebündelt lehnte sich Morrel in seinen Sessel zurück; eine milde Starre zog durch seine Adern. Ein Wechsel der Bilder ging wie in einem Kaleidoskop in seinem Kopfe vor sich.

Entnervt daliegend, fühlte Morrel nichts Lebendes mehr in sich als diesen Traum: Es schien ihm, als ob er mit vollen Segeln in das Fieber hineinfuhr, das dem Unbekannten, das man Tod nennt, vorhergeht.

Seine schweren Augen schlossen sich gegen seinen Willen, aber hinter seinen Lidern bewegte sich ein Bild, das er trotz der Dunkelheit, in die er sich gehüllt glaubte, erkannte.

Es war der Graf, der soeben eine Tür geöffnet hatte.

Sofort erfüllte eine unendliche Helligkeit aus einem benachbarten Zimmer oder vielmehr aus einem wunderbaren Palaste das Gemach, in dem sich Morrel seiner süßen Todesqual überließ.

Dann sah er auf der Schwelle dieses Zimmers eine Frau von wunderbarer Schönheit stehen. Bleich und mild lächelnd, erschien sie wie der Engel der Barmherzigkeit, der den Racheengel beschwor.

Ist dies schon der Himmel, der sich mir öffnet? dachte der Sterbende. Dieser Engel gleicht demjenigen, den ich verloren habe!

Monte Christo zeigte der jungen Frau das Sofa, wo Morrel ruhte.

Sie ging mit gefalteten Händen auf ihn zu.

»Valentine! Valentine!« rief Morrel aus dem Grund der Seele.

»Er ruft Sie«, sagte der Graf, »er ruft Sie aus seinem Schlaf heraus.«

Valentine ergriff die Hand Monte Christos und führte sie mit unendlicher Freude an die Lippen.

»Oh, danken Sie mir, ja!« sagte der Graf. »Oh, sagen Sie mir, ohne müde zu werden, immer wieder, daß ich Sie glücklich gemacht habe! Sie wissen nicht, wie sehr ich diese Gewißheit brauche.«

»Ich danke Ihnen von ganzer Seele«, sagte Valentine, »und wenn Sie daran zweifeln, daß mein Dank aufrichtig sei, nun, so fragen Sie Haidee, meine geliebte Schwester, die seit unsrer Abreise aus Frankreich mir immer von Ihnen gesprochen hat und mich geduldig den glücklichen Tag, der mir heute leuchtet, hat erwarten lassen.«

»Sie lieben Haidee also?« fragte der Graf mit einer Bewegung, die er sich vergeblich zu verbergen bemühte.

»Oh, mit ganzer Seele!«

»Nun wohl, Valentine«, sagte Monte Christo, »ich habe eine Bitte an Sie. Sie haben Haidee Ihre Schwester genannt, lassen Sie sie wirklich Ihre Schwester sein, Valentine; geben Sie ihr alles, was Sie mir schuldig zu sein glauben; beschützen Sie sie, Morrel und Sie, denn sie wird von nun an allein auf der Welt sein ...«

Die letzten Worte brachte der Graf fast unhörbar hervor.

»Allein auf der Welt!« wiederholte eine Stimme hinter dem Grafen.  
»Und warum?«

Monte Christo wandte sich um.

Haidee stand bleich und erstarrt da und sah den Grafen mit tödlicher Bestürzung an.

»Weil du morgen frei sein wirst, meine Tochter«, antwortete der Graf; »weil du den dir gebührenden Platz in der Welt wieder einnehmen sollst, weil ich nicht will, daß mein Schicksal das deine verdunkle. Fürstentochter! Ich gebe dir den Reichtum und Namen deines Vaters wieder.«

Haidee erbleichte, öffnete ihre durchsichtigen Hände und sagte mit einer von Tränen heiseren Stimme: »Du verläßt mich also, Herr?«

»Haidee, Haidee! Du bist jung und schön; vergiß selbst meinen Namen und sei glücklich.«

»Gut«, sagte Haidee, »deine Befehle sollen ausgeführt werden, Herr; ich werde selbst deinen Namen vergessen und glücklich sein.«

Und sie tat einen Schritt zurück, um sich zu entfernen.

»O mein Gott!« rief Valentine, die den Kopf Morrels an ihrer Schulter hielt, »sehen Sie denn nicht, wie bleich sie ist, verstehen Sie nicht, was sie leidet?«

Haidee sagte zu ihr mit herzerreißendem Ausdruck: »Warum soll er mich verstehen, Schwester? Er ist mein Herr, und ich bin seine Sklavin; er hat das Recht, nichts zu sehen.«

Der Graf erbebt bei dem Klang dieser Stimme, die die geheimsten Fasern seines Herzens aufweckte; seine Augen begegneten denen des jungen Mädchens und konnten ihren Glanz nicht ertragen.

»Mein Gott«, sagte Monte Christo, »was ich vermutete, wäre wahr! Haidee, du wärest also glücklich, wenn du mich nicht verließest?«

»Ich bin jung«, erwiderte sie sanft, »ich liebe das Leben, das du mir immer so süß gemacht hast, und würde es bedauern zu sterben.«

»Soll das heißen, Haidee, daß, wenn ich dich verliesse ...«

»Ich sterben würde, Herr, ja!«

»Dann liebst du mich also?«

»Valentine, er fragt, ob ich ihn liebe! Valentine, sag ihm doch, ob du Maximilian liebst!«

Der Graf fühlte sein Herz weit werden; er öffnete die Arme, Haidee warf sich mit einem Schrei an seine Brust.

»O ja, ich liebe dich!« sagte sie. »Ich liebe dich, wie man seinen Vater, seinen Bruder, seinen Gatten liebt! Ich liebe dich, wie man sein Leben, wie man seinen Gott liebt; denn du bist mir das schönste, das beste und größte aller geschaffenen Wesen!«

»So soll es denn sein, wie du willst, mein geliebter Engel«, sagte der Graf. »Liebe mich denn, Haidee. Wer weiß, deine Liebe wird mich vielleicht vergessen machen, was ich vergessen muß.«

Der Graf sammelte sich einen Augenblick.

»Habe ich die Wahrheit gesehen?«, sagte er. »O mein Gott! Einerlei, ob Lohn oder Strafe, ich nehme dieses Schicksal an. Komm, Haidee, komm ...«

Er schlang seinen Arm um den Leib des jungen Mädchens, drückte Valentine die Hand und verschwand.

Ungefähr eine Stunde verging, während der Valentine schwer atmend, ohne Stimme, starren Auges bei Morrel blieb.

Endlich öffneten sich seine Augen, aber starr und wirr zuerst; dann erlangte er das Gesicht wieder, mit dem Gesicht das Gefühl, mit dem Gefühl den Schmerz.

»Oh!« rief er mit dem Ton der Verzweiflung. »Ich lebe noch! Der Graf hat mich getäuscht!«

Und seine Hand streckte sich nach dem Tisch aus und ergriff ein Messer.

»Freund«, sagte Valentine mit ihrem lieben Lächeln, »erwache doch und sieh mich an.«

Morrel stieß einen lauten Schrei aus, und fiebernd, noch voll Zweifel, wie durch eine himmlische Erscheinung geblendet, sank er auf beide Knie ...

Am folgenden Morgen gingen in den ersten Strahlen des Tages Morrel und Valentine Arm in Arm am Strand spazieren; Valentine erzählte Morrel, wie Monte Christo in ihrem Zimmer erschienen war, wie er ihr alles enthüllt und sie das Verbrechen selbst hatte sehen lassen, und wie er sie endlich auf wunderbare Weise vom Tod errettet hatte, indem er alle in dem Glauben ließ, daß sie tot sei.

Morrel bemerkte in dem Schatten eines Felsens einen Mann, der auf ein Zeichen wartete; er zeigte Valentine diesen Mann.

»Ah, das ist Jacopo«, sagte sie, »der Kapitän der Jacht.«

Sie forderte ihn mit einer Bewegung auf, zu ihnen zu kommen.

»Sie haben uns etwas zu sagen?« fragte Morrel.

»Ich habe Ihnen diesen Brief von dem Herrn Grafen zu übergeben.«

»Vom Grafen!« sagten die beiden jungen Leute.

»Ja, lesen Sie.«

Morrel öffnete den Brief und las:

*»Mein lieber Maximilian!*

*Eine Feluke liegt für Sie vor Anker. Jacopo wird Sie nach Livorno bringen, wo Herr Noirtier seine Enkelin erwartet, um sie zu segnen, ehe sie Ihnen zum Altar folgt. Alles, was in dieser Grotte ist, ferner mein Haus in den Champs-Élysées und mein Schloßchen zu Tréport sind das Hochzeitsgeschenk, das Edmund Dantès dem Sohn seines Readers Morrel darbringt. Fräulein von Villefort wird gütigst die Hälfte annehmen, denn ich bitte sie innigst, das ganze Vermögen, das ihr von seiten ihres Vaters, der irrsinnig geworden ist, und ihres mit ihrer Stiefmutter im September gestorbenen Bruders zufällt, den Pariser Armen zu geben.*

*Sagen Sie dem Engel, der über Ihr Leben wachen wird, Morrel, daß er zuweilen für einen Mann beten soll, der, wie Satan, sich einen Augenblick Gott gleichgestellt hat und der mit der ganzen Demut eines Christen erkannt hat, daß allein in den Händen Gottes die höchste Macht und die unendliche Weisheit ist. Diese Gebete werden vielleicht den Gewissensbiß mildern, den er im Grund seiner Seele mit davonträgt.*

*Was Sie betrifft, Morrel, so haben Sie hier das ganze Geheimnis meines Benehmens gegen Sie: Es gibt weder Glück noch Unglück auf dieser Welt, sondern nur die Vergleichung des einen Zustandes mit dem andern. Nur derjenige, welcher das äußerste Unglück empfunden hat, ist fähig, das höchste Glück zu genießen. Man muß haben sterben wollen, Maximilian, um zu wissen, wie gut es ist zu leben.*

*Leben Sie also und seien Sie glücklich, geliebte Kinder, und vergessen Sie nie, daß bis zu dem Tag, da Gott sich herbeilassen wird, dem*

*Menschen die Zukunft zu entschleiern, die ganze menschliche Weisheit in den zwei Worten liegen wird:*

*Harren und hoffen!*

*Ihr Freund*

*Edmund Dantès,  
Graf von Monte Christo.«*

Während Morrel diesen Brief vorlas, aus dem sie die Erkrankung ihres Vaters und den Tod ihres Bruders erfuhr, erblaßte Valentine, und Tränen flossen über ihre Wangen.

Morrel sah sich unruhig um.

»Aber wirklich«, sagte er, »der Graf treibt seine Großmut zu weit; Valentine wird sich mit meinem bescheidenen Vermögen begnügen. Wo ist der Graf, mein Freund? Führen Sie mich zu ihm.«

Jacopo wies zum Horizont.

»Wie? Was wollen Sie damit sagen?« fragte Valentine. »Wo ist der Graf? Wo ist Haidee?«

»Sehen Sie dorthin«, sagte Jacopo.

Die Augen der beiden jungen Leute folgten der von dem Seemann gezeigten Richtung, und sie sahen in der Ferne ein weißes Segel von der Größe einer Seemöwe.

»Abgereist!« rief Morrel. »Abgereist! Leb wohl, mein Freund, mein Vater!«

»Abgereist!« murmelte Valentine. »Leb wohl, meine Freundin! Leb wohl, Schwester!«

»Wer weiß, ob wir sie jemals wiedersehen werden«, sagte Morrel, indem er eine Träne fortwischte.

»Mein Freund«, sagte Valentine, »hat der Graf uns nicht soeben gesagt, daß alle menschliche Weisheit in den beiden Worten liegt: Harren und hoffen!«

## ALEXANDRE DUMAS

Alexandre Dumas gehört zu den produktivsten Schriftstellern, die je in französischer Sprache geschrieben haben. Innerhalb von dreißig Jahren verfaßte er eine Vielzahl von Dramen und etwa 1200 Bände\* Romane. Das war ihm trotz seiner unerschöpflichen Phantasie und seines nie ermüdenden Arbeitseifers nur möglich, weil ihn ständig ein ganzer Stab von Mitarbeitern umgab, der ihm Material lieferte, der ihm bei der Suche nach neuen, verwertbaren Stoffen half und die Bearbeitung des Geschriebenen übernahm, wobei es Dumas in erster Linie nicht auf Qualität und typische Darstellung seiner Zeit ankam, sondern auf die Möglichkeit, die »am Fließband« produzierten Romane schnell und mit hohem Gewinn zu verkaufen. Der bekannteste seiner Mitarbeiter war Auguste Maquet.

Auf Grund dieser Tatsache entstand allmählich die Ansicht, daß Dumas einen Teil seiner Romane nicht selbst schrieb, sondern daß er sie von seinen Freunden anfertigen ließ. Joseph-Marie Quérard, von dem wir in seinem umfangreichen Werk »Die zeitgenössische französische Literatur« einen vollständigen bibliographischen Überblick über die Erscheinungen auf dem französischen Büchermarkt jener Zeit haben, behauptete nun, daß auch »Der Graf von Monte Christo« nicht von Dumas selbst stamme, sondern daß der erste Teil von einem gewissen Fiorentino geschrieben worden sei, während Auguste Maquet den zweiten Teil verfaßt habe. Auf diese Anschuldigung antwortete Dumas im ersten Kapitel seiner »Plaudereien«: »Man kann sich gar nicht vorstellen, wie leicht es war, daran zu glau-

\* Unter diesen Bänden darf man sich nicht etwa Bücher unseres heutigen Umfangs vorstellen; die Erstauflage der »Drei Musketiere« zum Beispiel erschien in acht Bänden, die des »Grafen von Monte Christo« in zwölf.

ben, daß ich der Autor bin.« In der Tat läßt gerade dieser Roman – im Gegensatz zu vielen anderen seiner Werke – keinen Zweifel an der Urheberschaft aufkommen. Das Leben des Grafen von Monte Christo, der mit vollen Händen sein Geld ausgibt, entspricht demjenigen, das sein Autor sich selbst gewünscht hatte; und als er sich von den phantastischen Summen, die ihm seine unzähligen Romane einbrachten, ein Traumschloß baute, nannte er es nach der von ihm geschaffenen Romanfigur »Monte Christo«.

Das vorliegende Werk nimmt unter Dumas' Romanen, die für uns heute noch von Interesse sind, eine besondere Stellung ein. Läßt Dumas in den anderen Werken die Handlung vor einem Hintergrund vergangener historischer Ereignisse ablaufen (»Die drei Musketiere« leben in der bewegten Regierungszeit Richelieus und während der Belagerung von La Rochelle, die Fortsetzung »Zwanzig Jahre später« beschreibt die Zeit der Fronde – »Die Königin Margot« geht auf die Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Hugenotten ein, die in der Bartholomäusnacht ihren Höhepunkt fanden), so behandelt er im »Grafen von Monte Christo« eine Zeit, die Dumas selbst erlebt hat: die napoleonische Herrschaft während der hundert Tage nach der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba, die Restauration unter König Ludwig XVIII. und das Bürgerkönigtum nach 1830.

Die Fabel, die in diese ihm noch sehr gegenwärtige Zeit eingebettet ist, brauchte er nicht zu suchen. Seit langem beschäftigte ihn eine Geschichte, die er im fünften Band der »Erinnerungen aus den Polizeiarchiven von Paris« von Jacques Peuchet gefunden und mit einem Eselsohr markiert hatte: Der ehemalige Archivar der Pariser Polizei hatte aus den Akten den Fall des Schuhmachers François Picaud notiert, der 1807 in Paris kurz vor seiner Hochzeit fälschlicherweise eines Verbrechens bezichtigt wurde und ins Gefängnis gehen mußte. Dort lernte Picaud während seiner Haft einen Geistlichen kennen, der ihm kurz vor seinem Tod einen versteckten Schatz verriet. Picaud hob diesen Schatz und brachte nach seiner Rückkehr

der Reihe nach die an seiner Verurteilung Schuldigen um, bis er von der Polizei gefaßt und ihm der Prozeß gemacht wurde.

Dieses von Peuchet geschilderte Schicksal war eigentlich schon vor der Bearbeitung ein fertiger Roman und entsprach ganz den Wünschen von Béthune und Plon, den geschäftstüchtigen Verlegern Dumas'. Zu der Zeit, da dieser mit ihnen den Vertrag über einen neu zu liefernden Roman schloß, war alle Welt begeistert über Eugène Sues Roman »Die Geheimnisse von Paris«, die Verleger des reißenden Absatzes und der hohen Gewinne wegen, das Lesepublikum auf Grund der romantischen Abenteuer und des Sieges, den das Gute nach vielen Wirrnissen immer über das Böse und Schlechte errang. Hier wurde zum ersten Male die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Armut des Volkes in den großen Städten gelenkt. Die Darstellung dieses Milieus geschah aber sehr schematisch und trug ausgesprochen utopischen Charakter – die Lösung der sozialen Fragen wurde durch das Eingreifen eines reichen, edel denkenden Philanthropen erreicht. Die turbulente Handlung jedoch und die Fähigkeit des Autors, auch nebensächliche Detailschilderungen zu dramatisieren, machten das Buch zu einem Erfolg. So entsprach der neue Roman, den Dumas in den Jahren 1844 und 1845 schrieb, zwei Jahre nach dem Erscheinen des Buches von Sue, den Forderungen breiter Leserkreise.

Das Volk, das seit der französischen bürgerlichen Revolution weitgehend Anteil am öffentlichen Leben des Landes nahm, von jedem Einfluß auf die gesellschaftlichen und sozialen Belange jedoch ausgeschlossen war, das in Not und Elend lebte, während die Bourgeoisie durch skrupellose Geschäftemacherei ihre gefestigten Positionen in der Wirtschaft ausnutzte und dabei Unsummen verdiente, sehnte sich nach einer Änderung der Verhältnisse, nach einem Helden, der ihm beistand und Intriganten und Verbrecher bestrafte.

1830, seit der Zeit der Julimonarchie, waren die Vertreter der Großbourgeoisie an die Macht gekommen: Bankdirektoren, Eigentümer von Eisenhütten und Bergwerken, Besitzer der durch die Verbreitung

der Dampfmaschine aufblühenden Industrieunternehmen; alle hatten sie aus der wirtschaftlichen Entwicklung Kapital geschlagen. Je reicher die Großbourgeoisie aber wurde, desto mehr verschlechterte sich die Lage des Volkes. Dagegen protestierten die Arbeiter unter anderem in Lyon und Paris, wo es in den dreißiger Jahren zu Aufständen kam; andere Schichten der Bevölkerung gaben sich in Verkennung der wahren Ursachen der Mißstände vielfach utopischen Idealen hin und glaubten mit Hilfe des Staates Gerechtigkeit und Gleichheit durchsetzen zu können.

Diesen utopischen Vorstellungen von der gewaltlosen Neuverteilung des Reichtums, in dessen Genuß auch und gerade die arbeitenden Volksschichten gelangen sollten, kam Alexandre Dumas mit dem »Grafen von Monte Christo« entgegen. Edmund Dantès, selbst einer der Unglücklichsten inmitten des großen Elends seiner Zeit, gelangt zur Zeit der Revolution von 1830 (ein Jahr zuvor war er vom Château d'If entflohen) durch einen phantastischen Umstand in den Besitz ungeahnter Reichtümer, mit deren Hilfe er der allmächtigen und allgewaltigen Kraft des Geldes führender Vertreter der Gesellschaft des Julikönigtums Einhalt gebietet, indem er – mit noch mehr Geld arbeitet. Eine solche märchenhafte Utopie deckte sich zwar keineswegs mit den realen Möglichkeiten der damaligen Zeit, immerhin hatte Dumas die Macht des Geldes und seine Rolle unter Louis-Philippe erkannt, und nicht von ungefähr sagt er an einer Stelle über Edmund: er müsse nach der Hebung des Schatzes »in der Gesellschaft den Rang einnehmen und den Einfluß und die Macht ausüben, die der Reichtum, die größte Kraft, über die der Mensch verfügt, seinem Besitzer verleiht.«

Dumas begriff wie Balzac, daß in der aufblühenden Gesellschaft des Kapitalismus das Geld der entscheidende Faktor für Rang und Stand in der Gesellschaft war. Während Balzac in seinem Werk aber typische Gestalten der damaligen Zeit darstellt und in der privaten Entwicklung seiner Helden die sozialen Vorgänge in der Gesellschaft verallgemeinert, schafft Dumas Ausnahmegeralten, die sich über

die ökonomischen Gegebenheiten hinwegsetzen und damit für die französische Gesellschaft nicht typisch sind. Entsteht bei Balzac das Bild der objektiven Wirklichkeit aus dem Entwicklungsprozeß der einzelnen Romanfiguren, so ist umgekehrt bei Dumas das Zeitbild – das nicht gestaltet, sondern irgendeiner Quelle entnommen worden ist – nur der Rahmen für das abenteuerliche Leben seiner Helden. Die Beherrschung der Menschen durch den Dämon Geld in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts und die daraus entstehenden Komplikationen – Spekulationen und deren Mißerfolg, Betrug, Hochstapelei, Bankrotte, Familienkatastrophen, Vergiftungen, Mord, Totschlag gaben ihm die Möglichkeit, solch ein außergewöhnliches Schicksal darzustellen. Alle diese Verbrechen führen zu einem zentralen Punkt, dem Geld, das sie verursacht und die Menschen schuldig macht. So wie das Geld auf der einen Seite dazu dient, die Menschen zu zerstören, hilft es auf der anderen, sie zu retten. Dantès stellt den Ruf des Reeders Morrel in der Gesellschaft von Marseille wieder her, wo, wie überall in Frankreich, nicht moralische Qualitäten, sondern Bankguthaben und Kapitalien über die Stellung des Menschen in der Gesellschaft entscheiden. Er setzt sich in der Verkleidung des Grafen von Monte Christo für Verurteilte ein, korrigiert richterliche Beschlüsse, gibt anderen durch Geld die Möglichkeit, ein neues Leben zu beginnen. Aber all das vermag er nur, weil er durch seinen Reichtum die käufliche Justiz und die bestechlichen Staatsbeamten beeinflussen kann und dadurch selbst über dem Gesetz steht. »Ich habe meine Justiz für mich, hohe und niedere, ohne Aufschub und ohne Berufung, die verurteilt oder freispricht und in die niemand sich einzumischen hat.«

So schlägt er, wie er sagt, der Gerechtigkeit (jedenfalls dem, was die herrschende Klasse darunter versteht) ein Schnippchen, und wer hätte das unter Louis-Philippe nicht gern getan, unter dem Bürgerkönig, der sich weigerte, den hohen Wahlzensus herabzusetzen, und der durch seinen Minister Guizot immer wieder verkünden ließ: Es liegt nur an euch; wenn ihr reich seid, könnt ihr wählen und mitbestim-

men, wie ihr leben wollt! Dieser Verhöhnung der Volksmassen setzte Dumas die Taten seines Helden entgegen, der das Geld an die verteilte, die es nötig brauchten (wobei wir nicht vergessen wollen, daß er sich dabei nur in den »oberen« Gesellschaftsschichten bewegt).

Dumas hat also mit seinem »Grafen von Monte Christo« im wesentlichen Probleme seiner Gegenwart aufgegriffen, er spiegelt Ideen, Wünsche und Hoffnungen der damaligen Zeit wider, und seine Handlung endet erst wenige Jahre, bevor Dumas den Roman zu schreiben begann, nämlich 1839. Die das Romangeschehen auslösenden Handlungselemente jedoch, ohne die die aufregenden Ereignisse um Edmund Dantès nicht möglich gewesen wären, führen uns in das Jahr 1815 zurück. Ein Jahr vorher hatte Napoleon unter dem Druck der Verbündeten, die gegen ihn gekämpft hatten, abdanken müssen, und war nach der Insel Elba verbannt worden, nicht weit entfernt von der kleinen Insel, die unserem Roman den Namen gab. Die Bourbonen, die unter Ludwig XVIII. nach Frankreich zurückgekehrt waren, machten sich aber schnell verhaßt, indem sie eine Politik der Restauration betrieben, das heißt, sie wollten die Zustände wieder einführen, die vor der Französischen Revolution bestanden. So kam es, daß konspirierende Gruppen in Paris und anderen Städten Napoleon aufforderten, zurückzukehren. Wie im Roman beschrieben, eroberte er seine alte Machtposition noch einmal, wurde aber nach etwas über drei Monaten in der Schlacht von Waterloo entscheidend geschlagen. In diesen bewegten Tagen des Jahres 1815 ging es nicht schlechthin um die Ersetzung eines Herrschers durch einen anderen, sondern um die Frage, ob Errungenschaften der Revolution von 1789 – Abschaffung der Privilegien von Aristokratie und Klerus – bewahrt werden oder ob der Adel und die Geistlichkeit wieder die alten Machtpositionen einnehmen sollten. Verfolgungen, Terror und Unterdrückungen setzten ein, das ganze Land geriet in Aufruhr, und jeder konnte bei der geringsten Verdächtigung verhaftet werden. Viele Unschuldige wurden in das Geschehen hineingerissen. Edmund Dantès ist einer der unschuldig schuldig Gewordenen.

Er befördert, ohne es zu wissen, einen an die Bonapartisten gerichteten Brief, wird verraten und gerät an einen typischen Anhänger der Bourbonen, der in eine Adelsfamilie einheiraten will und seine Karriere nur dem Regime Ludwigs XVIII. verdankt: Villefort. In dieser Gestalt zeigt Dumas deutlich, daß auch die führenden Vertreter der Gesellschaft unter dem neuen König von Anfang an eine korrupte Politik betrieben. Er schildert die dem Adel verschriebene Klassenjustiz, aus deren Fängen Dantès sich erst vierzehn Jahre später befreien kann; er kehrt also zu einer Zeit in die Freiheit zurück, da Geld ihm alle Türen und Tore öffnete und auf diese Weise den Weg für seine Vergeltung und Rache ebnete.

Dumas stellt, wie wir sehen, auch in diesem Roman seine Helden in eine historisch genau umrissene Situation. Wesentlich ist für ihn aber nicht die getreue Darstellung der Wirklichkeit, sondern das Abenteuerliche und Unterhaltende, das Außergewöhnliche, das er erreicht, indem er diese Wirklichkeit so interpretiert, wie er sie im Roman braucht. Entscheidend sind das eigene Vermögen oder Unvermögen, dem Schicksal zu begegnen. Mut, Tatkraft, persönliche Gewandtheit und viel, viel Glück sind die Faktoren, die Edmund Dantès über andere Menschen hinausheben und ungeachtet der Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung zu einer Art unfehlbarem Übermenschen machen.

Wenn er trotzdem als Graf von Monte Christo unter uns weiterleben und uns begeistern wird, wie er vier Generationen vor uns begeistert hat, so hat das andere Gründe. Seine Tapferkeit, sein Gerechtigkeitsinn und die Romantik eines ungewöhnlichen Lebens werden ihm weiterhin die Sympathien aller Leser bewahren, und die Erinnerung an die kleine Mittelmeerinsel zwei Kilometer vor Marseille, auf der sich auch heute noch das Schloß If erhebt, wird auch den Älteren unter uns, die das Buch jetzt wieder in die Hand nehmen, viele schöne Stunden aufregender Lektüre bereiten.

*Hans-Jürgen Hartmann*

*Alle Leser, die sich eingehender über das Leben Alexandre Dumas' informieren wollen, verweisen wir auf das Nachwort, das in dem ebenfalls in unserem Verlag erschienenen Roman »Die drei Musketiere« enthalten ist.*